



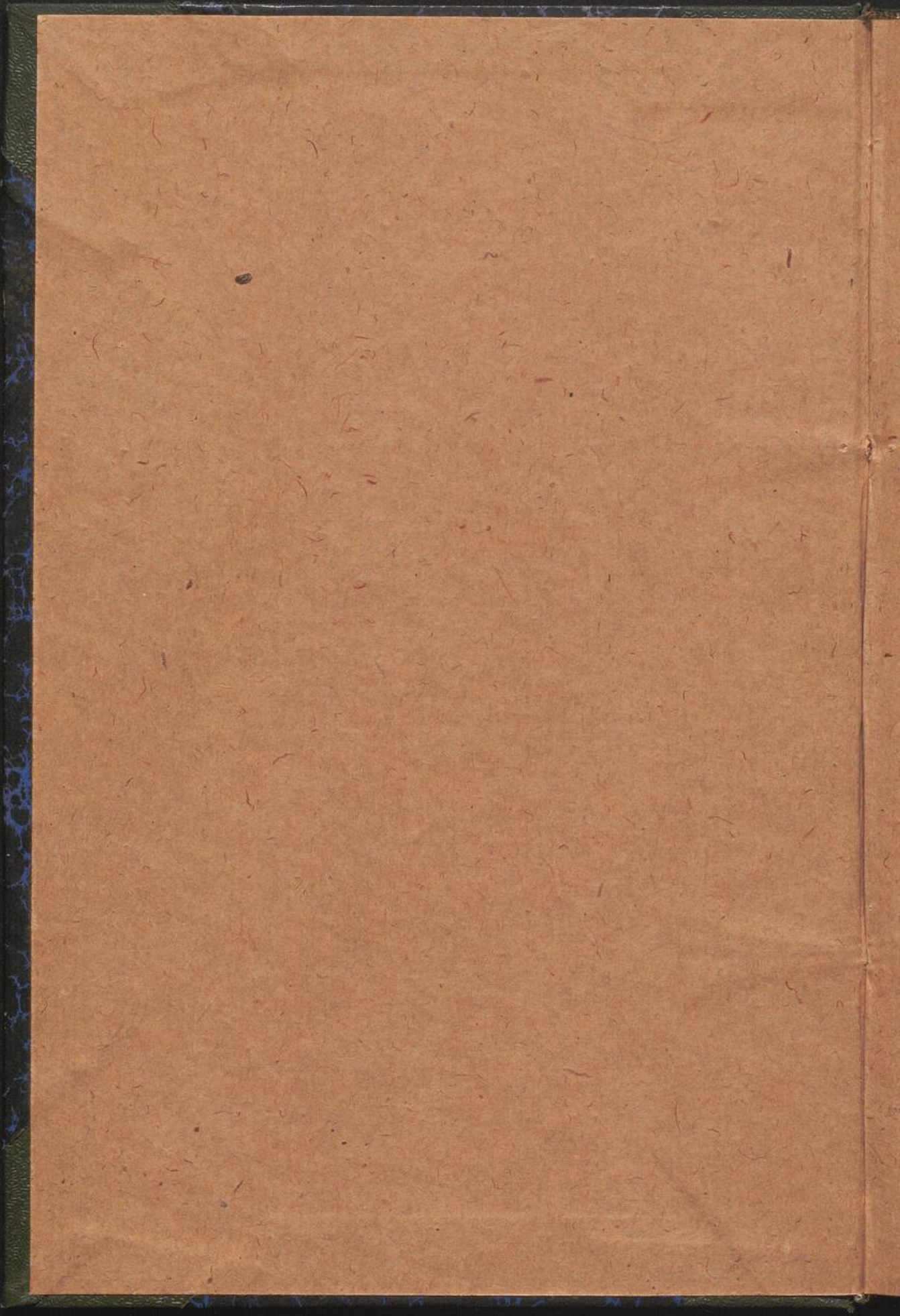
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

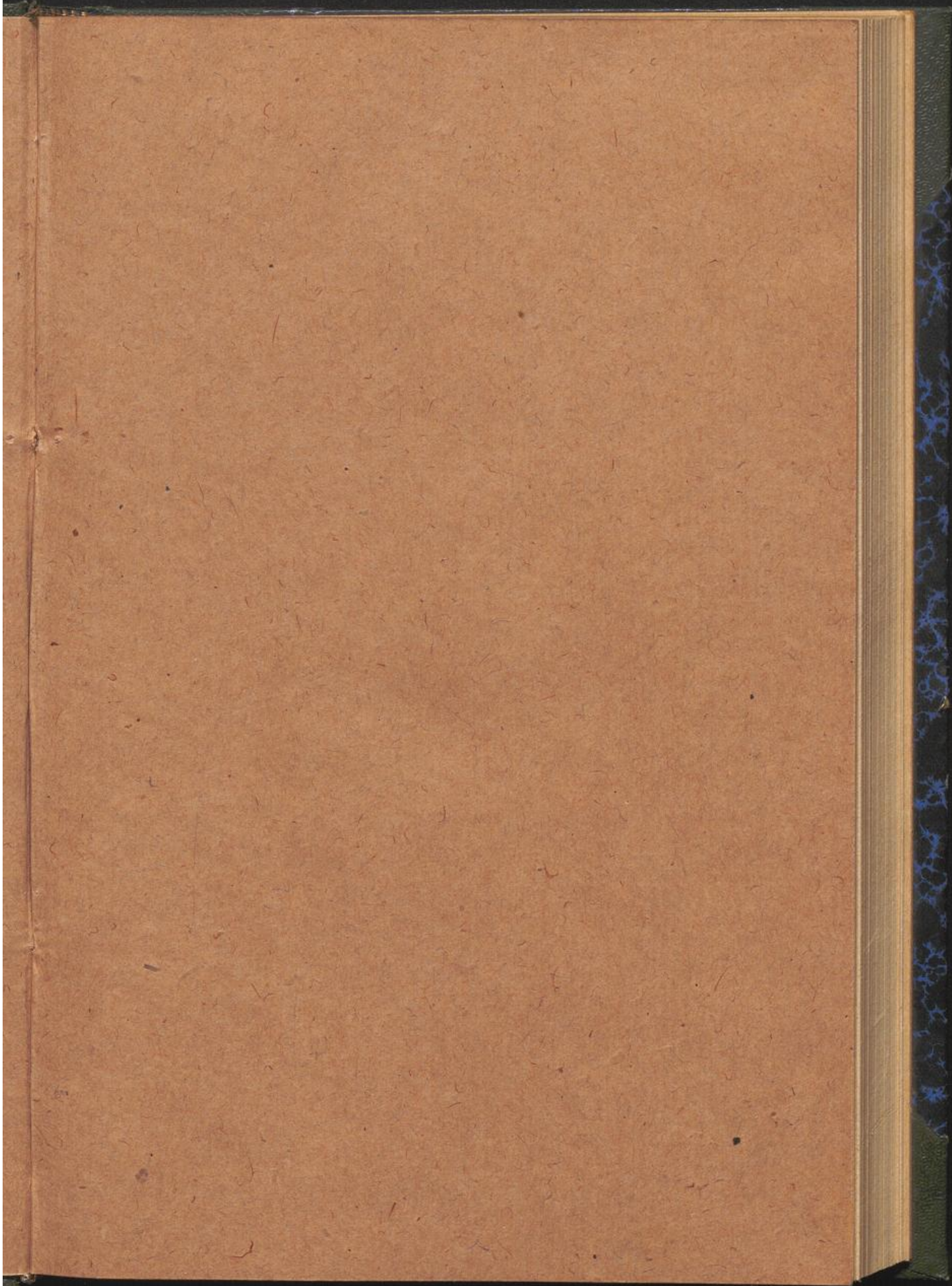
Caritasblüten aus der Mission

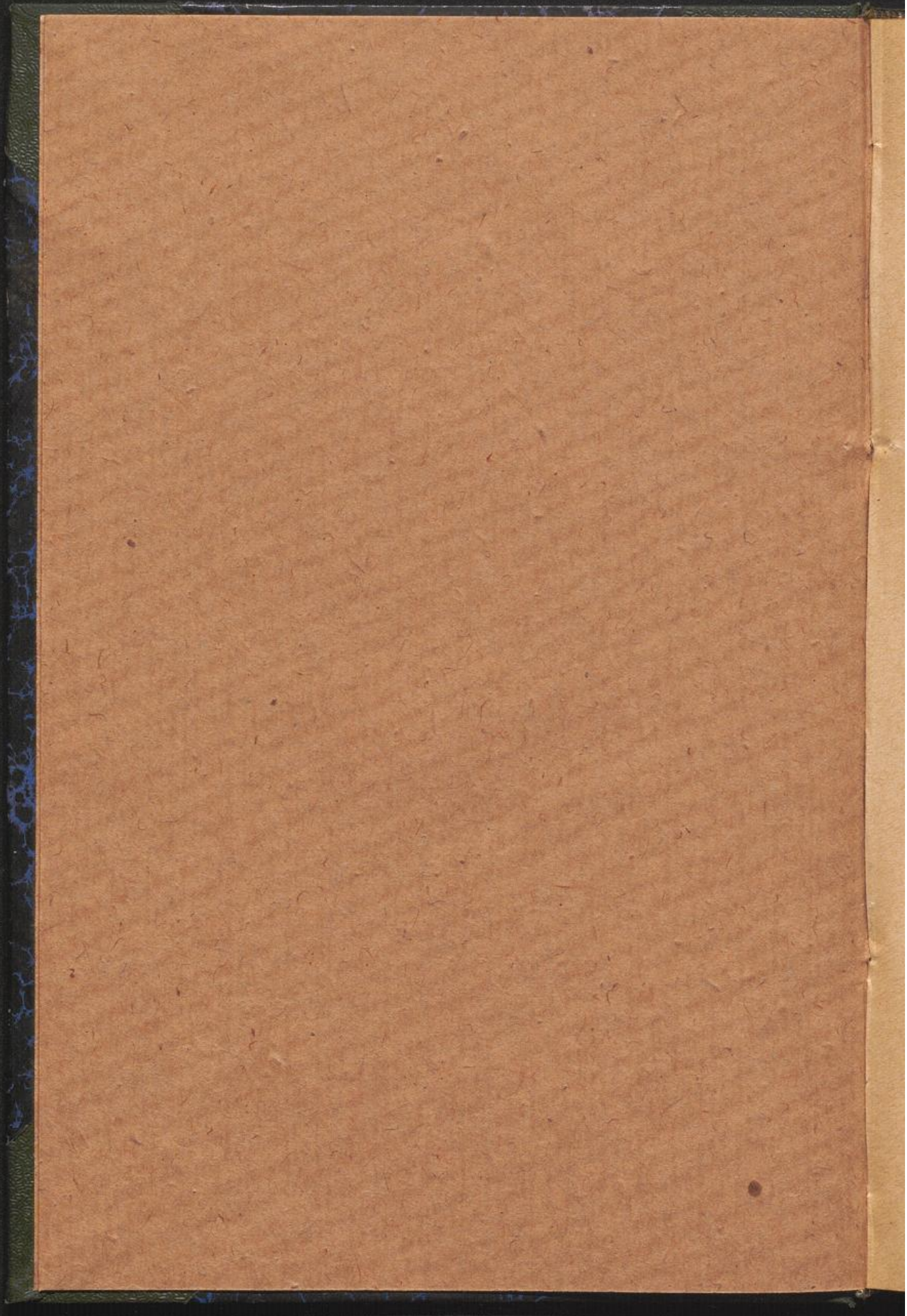
1933

[urn:nbn:de:hbz:466:1-79097](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-79097)

iten







Caritasblüten

Nr. 1

1933



Die schwarzen Kinder aus Mariannhill danken den Wohltätern
für die neuen Kleidchen aus Europa und wünschen allen ein
glückliches Neujahr!

(In der Mitte Mutter Provinzial-Oberin.)

Allen lieben verehrten Lesern und Leserinnen
unserer Caritasblüten durch das liebe Christkindlein ein
„seliges Neujahr!“

Die Redaktion.

Das Lämmchen des Jesusknaben

Zu Nazareth, in der Hütte klein,
Dort, wo Maria keusch und rein
In Gott versenkt so fleißig spannt,
Wo Joseph fromm, der Zimmermann,
Sich mühte um das liebe Brot,
Damit sie litten keine Not:
Da saß der Mutter still zur Seit',
Im Spiel vertreibend sich die Zeit,
Das gute, liebe Jesulein.

St. Joseph hat in der Abendstund,
Wann er sein Tagewerk vollbracht,
Gar mancherlei Spielzeug fein und bunt
Ihm aus dem Abfallholz gemacht;
Doch wollt' von diesen Dingen allen
Dem Knaben nichts so recht gefallen;
Den kleinen Freunden Freud' zu machen
Verschenkt' er all die schönen Sachen.

Wann er zwei Stäbchen Holz bekam,
Er Hammer gleich und Nagel nahm
Und macht' ein Kreuzlein sich daraus
Und trug's im Spiel durchs ganze Haus.

„Willst du kein ander Spielzeug haben?“
Frug Joseph einst den Jesusknaben.
„Ein Lämmchen weiß wie Schnee,
Wie ich im Traum so oft es seh',
Mit schönem Halsband, rot wie Blut --
Dann wär ich Hirte, hielte Hut.“
Kaum sprach der holde Mund es aus,
Da kam von des reichen Nachbars Haus
Ein Knabe, führend an der Hand
Das weiße Lamm mit rotem Band:
„Der Vater“ - sprach er - „gab es mir,
Ich schenk es, lieber Jesus, dir!“
Und glücklich dankte für die Gabe
Dem kleinen Freunde der Jesusknabe.
St. Joseph staunend und in Freuden
Ging gleich, den Hirtenstab zu schneiden,
An dessen Spitz' ein Kreuzchen ragt',
So hatte Jesus ihm gesagt.

Der kleine Hirte führte bescheiden
Sein weißes Lämmchen auf die Weiden.

Er ließ nicht ab von seiner Sitte,
Aus Stäbchen Kreuzlein sich zu schlagen,
Das Lämmchen ließ er durch die Hütte
Die Kreuzchen auf dem Rücken tragen.

Die Mutter sah des Knaben Brauch;
Die Träne glänzt in ihrem Aug'. --

J. Eifer.

5

Gnadentage in Maria Ratschitz

Von Schw. M. Ewara, Natal, Süd-Afrika

Den Besuchern, die während der Monate Juli und August zur Missionsstation kamen, mag es aufgefallen sein, daß viele öffentliche Andachten gehalten wurden, mehr als zu andern Zeiten. Wir standen nämlich hier in der Vorbereitung auf eine große Volksmission. Dazu war Gottes Segen notwendig, denn wir alle sind uns bewußt, daß die Bauleute sich umsonst bemühen, wenn der Herr das Haus nicht baut; daß die Predigten der Missionare nicht von Wirkung sind, wenn der liebe Gott die Herzen der Zuhörer nicht empfänglich dafür macht.

Am 8. September, am Feste Mariä Geburt, trafen die hochwürdigen Missionare, Pater Vitalis, Pater Hieronymus und Pater Paulinus ein, mit ihnen eine große Zahl auswärtiger Kinder, denn die Kindermission sollte schon am selben Abend beginnen. Die meisten unserer Schul- und Schlafräume waren dicht besetzt; die Regierung hatte uns eine Woche Schulferien genehmigt.

Zwei Tage sollten ungefähr den 500 Kindern gewidmet sein. Auch Protestanten und selbst Heiden waren herbeigeeilt — teils von Neugierde getrieben — teils auch, ohne ihr Wissen von der Gnade Gottes angetrieben. Kaum war der erste Vortrag beendet, so konnte man schon beobachten, wie ernst es die Kinder nahmen; keines sprach mehr ein lautes Wort, ernst und in sich gesammelt gingen sie einher, und zwar nicht nur unsere katholischen Kinder, sondern auch die Andersgläubigen und Heiden. Man konnte es ihnen anmerken, daß sie verstanden, was vor sich ging. Die beiden Tage waren reichlich ausgefüllt mit Vorträgen und Andachten. Manches europäische Kind hätte in diesen Tagen von den schwarzen Kindern lernen können; ihr Benehmen in der Kirche war erbauend. Mit großer Aufmerksamkeit hörten sie den Vorträgen zu und mit ebenso großer Andacht wohnten sie den heiligen Messen und den kirchlichen Andachten bei. Mit welcher Freude mag der

göttliche Kinderfreund auf diese Schar unschuldiger Kinder herabgeschaut haben!

Der letzte Gnadentag für diese glücklichen Seelen brach an. Tags zuvor hatten sie in dem heiligen Bußsakramente ihre Seelen weißgewaschen, und nun durften sie ihren göttlichen Freund und Tröster in ihre unschuldigen Herzen aufnehmen. Ungefähr 300 Kinder beteiligten sich an der Generalkommunion. Man konnte es den Zurückbleibenden am Gesichte ablesen, wie gerne auch sie das Glück genossen hätten, doch es war ja noch eine Scheidewand da, die erst fallen mußte. Wird der liebe Heiland sich nicht gefreut haben, als sie um himmlisches Brot für ihre hungernden Seelen baten? Ganz sicher werden ihre verlangenden Herzen nicht leer ausgegangen sein.

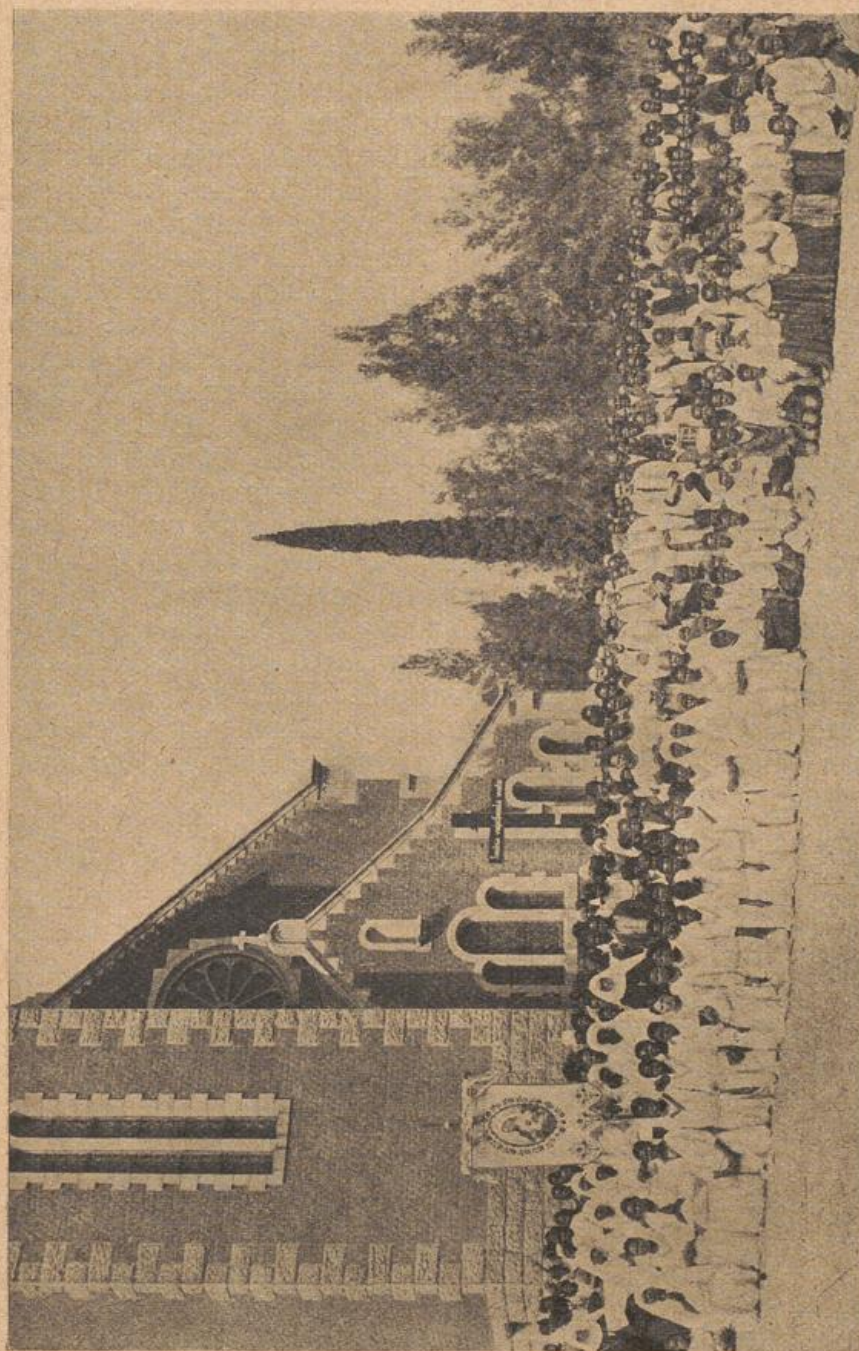
Am Schluß erneuerten sie feierlich ihr Taufgelübde und legten das Versprechen ab, treu nach Gottes heiligen Geboten in Zukunft leben und ihren Eltern gehorsame Kinder sein zu wollen. Während dieses erhabenen Aktes prangte der Mutter-Gottes-Altar in duftenden Blumen (Rosen und Lilien) und brennenden Kerzen. In feierlicher Weise empfahl der hochwürdige Pater Missionar der lieben Himmelsmutter alle anwesenden Kinder ihrem mütterlichen Schutze, nachdem er zuvor in einer Ansprache alle zur Verehrung der lieben Mutter Gottes angespornt hatte.

Es war ein rührender Anblick, der den bewohnenden Kindern unvergeßlich bleiben wird. Viele wurden bis zu Tränen gerührt durch die Erhabenheit dieser weihvollen Stunde. Dann wurde ihnen der Päpstliche Segen erteilt. Zum Schluß folgte der sakramentale Segen.

Protestantische Kinder und auch Heiden kamen nun und baten unter Tränen, sie möchten katholisch und Marienkinder werden; sie beteuerten, daß sie in diesen Tagen die Schönheit der katholischen Religion und die Größe der lieben Mutter Gottes kennenlernten. Möge der liebe Gott und die hehre Himmelskönigin ihr begonnenes Werk vollenden!

Noch am gleichen Tage eilten die auswärtigen Kinder heim, damit ihre Angehörigen zur Mission kommen konnten, welche auch zahlreich erschienen; deren Mission dauerte volle fünf Tage. Alle waren immer aufmerksame Zuhörer, ohne Längeweile oder Müdigkeit zu zeigen. Wieviel Feindschaft wurde in diesen Tagen aufgehoben, wieviel Unrecht wieder gutgemacht, wie viele laue Christen wurden aufgerüttelt und wurden wieder eifrig.

„Sindisa Umpefumulo wako“, „Rette Deine Seele“, war das Motto dieser Heilstage. Der Geist sollte wieder im Guten erneuert werden. Hoffen wir, daß der liebe Gott seine Gnaden reichlich austeilte allen, die während dieser Tage des Heils guten Willens waren.



Volksemission in Maria Katschitz. Bei der Kreuzpredigt. September 1932.

In den verschiedenen Vorträgen wurde jeder Stand berücksichtigt; allen wurde wieder die Größe, die Bedeutung und die Verantwortlichkeit ihrer Pflichten klar dargelegt.

Am Feste der schmerzhaften Mutter, der Schutzpatronin der hiesigen Missionsstation, war feierlicher Schluß. Am frühen Morgen bekannten sich öffentlich 27 Mädchen und 7 Burschen als Kinder Mariens und wurden unter großer Feierlichkeit in den Marienverein aufgenommen. Eine große Menge Menschen empfing die heilige Kommunion; viele treue Kinder der Kirche, die sich öffentlich zu ihrer Fahne bekannten, knieten am Tische des Herrn. Er schaut ja nicht auf die Hautfarbe, sondern nur auf die gute Meinung des Herzens. Nachmittags wurde das Missionskreuz aufgerichtet. Die bei dieser Feier stattfindende Predigt machte einen besonders rührenden und tiefen Eindruck auf die Zuhörer. Nachdem alle zur Kirche zurückgekehrt waren, erfolgte die feierliche Abbitte an das heiligste Herz Jesu. Mit kräftiger Stimme gelobten alle, als treue Kinder unserer heiligen katholischen Kirche ihre Standespflichten wieder erfüllen zu wollen. Darauf erwiderte der Pater Missionar: „Wenn ihr alles Versprochene treu halten werdet, verspreche ich euch im Namen Gottes die ewige Seligkeit!“ Dann wurde der Päpstliche Segen erteilt. Das herrliche Lied: „Fest soll mein Taufbund immer stehn, ich will die Kirche hören“, wurde in der Sprache der Eingeborenen mit begeisterter Stimme gesungen. Der feierliche sakramentale Segen mit „Edeum“ bildete den Schlußakt dieser großen Gnadentage. Mögen dieselben dauernde Früchte für jeden einzelnen bringen und auch für jene, die dem Schifflein Petri noch ferne sind.

Maria Katschitz ist eine große Mission mitten im Gebiete von andersgläubigen Sekten. Da fühlbarer Priesterangel herrscht, obliegt die ganze Missionsarbeit einem einzigen Priester, dem hochwürdigen Herrn Pater Lignau. Die Arbeit ist kaum zu bezwingen; von den Schwestern und Brüdern, welche hier tätig sind, arbeiten die meisten schon über 40 Jahre in der Mission; ihre Kräfte sind aufgerieben, und wo ist ein Ersatz? Eine einzige Lehrschwester hat die große Schule zu bewältigen.

Wer hilft mit im Weinberg des Herrn?

K

O danke Gott, wenn keinen Feind du hast;
Nur dann kannst du vor Gottes Antlitz treten
Und im Bewußtsein, daß dich niemand haßt,
Vertrauensvoll dein „Vaterunser“ beten.

Vom Sklavenkind zum Gotteskind

Von Schw. M. Ubalda

Vor einigen Jahren führte mich eine Missionstour nach Zanzibar, einer schönen Insel im Indischen Ozean, deren Name „Perle“ bedeutet. Araber werden in grauer Vorzeit mit Recht diese Insel als „Perle“ bezeichnet haben. Es blühte hier immer der eiträglichste Handel an dem weißen und dem sogenannten schwarzen Elfenbein, wie der Sklavenhandel genannt wurde.

Durch diese war es den Arabern möglich, reich beladene Schiffe mit Nelken und andern Gewürzen in alle Welt auszusenden und andere Schätze heimzuführen.

Sklaven wurden hier gesammelt und auf dem Markt verkauft und weiter hinauf bis Ägypten und nach Amerika versandt.

Heute ist kein Sklavenmarkt mehr in Zanzibar und das alte Stadtbild verändert sich immer mehr. Die engen Straßen müssen allmählich den breiten Autostraßen weichen. Man sieht nicht mehr die flinken Araber-Pferde durch die Straßen rennen mit muntern Glöckchen und leichtem Gefährt. Alles das muß den neuen Verkehrsmitteln Platz machen. Und doch hat diese sonntige Insel viel Leid und hilfloses Elend gesehen zur Zeit, als der Sklavenhandel noch blühte.

Die ersten Missionare, die in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nach Zanzibar kamen, fanden noch dieses trostlose Bild des Menschenhandels.

Ihre Berichte waren es, die eine große Frau, wie Mar. Theresia Ledochowska, antrieb, ihr ganzes Leben diesen armen Negern zu widmen und viele andere Seelen dafür zu begeistern.

Einer der ersten Missionare der Väter vom Heiligen Geist erzählt uns folgendes wahres Erlebnis eines armen Sklavenkindes, das nun schon lange seinen letzten Schlaf hält unter den hohen Palmen Zanzibars.

Aus dem Bericht des Kindes entnahm er folgendes: „Suema“, so war der heidnische Name des Kindes, gehörte einem Stamme an, der in der Nähe des Nyassa-Sees wohnte. Sie war noch sehr klein, als sie ihre Heimat verlassen mußte.

Das Heimatland war sehr fruchtbar, reich an Wäldern und Wild; ihr Vater ein kühner Elefantenjäger, war imstande, seine Familie reichlich zu ernähren und nach Negerbegriffen mit bunten Tüchern und Perlen zu kleiden.

Eines Tages sollte wieder eine große Jagd sein, an der auch Suemas Vater teilnahm. Als er mutig, wie immer, seiner Beute nachging, stand er plötzlich einem großen Löwen gegenüber, der ihn wutschnaubend anstierte. Dies hieß für ihn „Kampf oder Tod“. Ein Fehlstoß mit seinem Speere riß ihn

zu Boden, und ehe ihm jemand zu Hilfe kommen konnte, schleppte der starke Löwe den Mann ins Dickicht, wo niemand mehr etwas von ihm sah.

Nun war die Mutter allein mit ihren Kindern. Von dem Tage an, erzählte „Suema“, begann all unser Leid. Freude und Gesang hatten uns verlassen, nur Schatten rings um uns.

Von Gott und dem Himmel wußten wir nichts. Wir Kinder trauerten hilflos mit der Mutter um den Vater und Ernährer; zudem wurde auch noch durch Heuschreckenschwärme alles auf den Feldern vernichtet.

Es folgten Hungersnot und Krankheiten im Lande. Suemas Geschwister starben, sie blieb allein mit der Mutter. In ihrer Verzweiflung beschloß die Mutter, mit ihrem einzigen Kinde den Platz zu verlassen und anderswo ein Unterkommen zu suchen, wo die Mutter noch Bekannte wußte. Ein Mann wies ihnen dort eine leere Hütte an, gab ihnen etwas Land und „mtama“ zum Aussäen, den sie nach der Ernte zurückzahlen mußten. Aber auch hier hatten sie kein Glück. Die Saat vertrocknete, und Suemas Mutter konnte ihrem Gläubiger nichts zurückzahlen.

Plötzlich drang die Kunde zu ihnen, daß eine Araber-Karawane im Dorfe sei. Suema war zu jung, um zu begreifen, was diese Araber wollten, doch der Mutter wurden in jener Nacht die Haare weiß. Die böse Ahnung hatte die arme Mutter nicht getäuscht, in aller Frühe kam der Gläubiger mit dem Karawanenführer und verkaufte ihm Suema für 6 Ellen Stoff. Sie muß damals ein Kind von 10 Jahren gewesen sein.

Als der Araber sie beim Arme packte, um sie mit sich fortzuführen, brach bei der Mutter all ihr Jammer aus. —

Sie warf sich dem Araber zu Füßen und flehte: „Nehmt auch mich mit, ich kann noch arbeiten, nur trennt mich nicht von meinem Kinde, erbarme dich meiner, Herr.“ — Der Araber sagte zu, nicht aus Mitleid, sondern aus Gewinnsucht, konnte die Frau doch noch einen Elefantenzahn mit zur Küste tragen. Am nächsten Tage begann der schreckliche Transport.

Suema kam leicht voran mit ihrer kleinen Last, wohingegen ihre Mutter fast erlag unter der schweren Last des Elefantenzahnes; sie konnte mit den andern kaum Schritt halten.

Am dritten Tage kam sie vor Schwäche und Müdigkeit nicht mehr mit. An Stelle des Erbarmens, suchte man sie mit Stockschlägen voranzutreiben, zum größten Herzeleid Suemas, die ihre geliebte Mutter so gepeinigt sah.

Suema, als bessere Sklavenware, wurde mehr geschont und erhielt reichlicher Nahrung als ihre alte Mutter. An Rastplätzen versuchte das Mädchen, der Mutter von seiner Nahrung mitzuteilen, aber dafür erhielt sie Schläge, und als sie selber sich weigerte, zu essen, wurde sie wieder blutig geschlagen.

Eines Abends konnte die arme Mutter nicht mehr mit und blieb am Wege liegen. Niemand kümmerte sich um sie, als wertlose Ware überließ man sie ihrem Schicksal.

Als sich über die Lagerstelle tiefe Nacht gesenkt hatte, schlich sich Suema davon, den Weg zurück, zur Mutter.

Voll Freude schloß diese ihr Kind in die Arme, noch einmal flackerten die letzten Lebensgeister auf und mit großem Schmerz begann sie nach Stammesitte leise einen Totengesang zu singen, oder vielmehr zu klagen.

Im übergroßen Schmerz muß der Neger sein Leid laut klagen. So klagte die arme Frau.

„Suema, warum bist Du nicht gestorben mit Deinen Geschwistern. Ist eine Mutter nicht glücklich, die neben ihrer Kinder Gräber sterben kann. Unsere Gräber sind weit von uns jetzt, und Du gehst von mir für immer. O, wie unglücklich bin ich! Ich habe keine Kraft mehr, Dir zu folgen und kann auch nicht mehr zurück, zu den Gebeinen unserer Lieben.

Wo gehst Du hin, mein Kind? Sterben ist besser als Sklavin sein. Wer wird für Dich Sorge tragen, nicht mehr kann ich Dein Angesicht und Dein Haar waschen. Der kalte Morgentau und Regen waschen die Häupter der Waisen und Sklaven. Der feuchte Grund ist ihr Lager und nur das Grab ihre Heimat!“

So sang leise die sterbende Mutter, die nichts wußte von einem Vater im Himmel, der sich der Waisen und Bedrängten annimmt.

Das Kind, ermüdet von der Reise und Aufregung, schlief in den Armen der Mutter ein. Des Morgens wurde es durch Tritte und Stimmen von Menschen geweckt; es war der Araber mit seinen Gefährten. Er wollte Suema den Armen der Mutter entreißen, doch diese hielt sie krampfhaft fest. Er schleppte beide eine Weile hin und her, dann schrie er wütend: „Schlagt die Alte tot, schlägt sie tot mit Euren Stöcken.“ Ein Hagel von Schlägen fiel auf die Mutter hernieder, welche das Kind immer noch festhielt und mit erlöschender Stimme sprach: „Schlagt nur, schlägt, bis ich sterbe, ehe ich mich von meinem letzten Kinde trenne!“ Der Führer hört diese Worte und seine wilde Seele will ihr diesen Trost nicht gönnen. „Schlagt,“ ruft er, „schlägt tüchtig auf die Kleine.“ Diese stößt, von Schmerz überwunden, einen durchdringenden Schrei aus; die Mutter wird darob von ihrer Kraft verlassen, ihre Arme öffnen sich und das Kind wird ihr entrissen. Sie macht eine letzte Anstrengung, erhebt sich auf die Knie und streckt schmerzlich ihre beiden Hände nach der Richtung aus, wohin man Suema führt. Einen Augenblick später sieht das Kind sie zusammensinken. Ohne Zweifel hatte der Schmerz ihr den Tod gebracht. Suema wurde von einem Sklaven zur Karawane getragen. So lange sie konnte, sah sie nach der armen Mutter zurück, die auf

der Erde lang hingestreckt lag, bis ein Hügel sie ihren Blicken entzog. Die Reise ging unter namenlosen Beschwerden, unter Seelen- und Körperqualen dahin, bis man die Stadt Kiloa erreichte.

Mehrere Tage blieb die Karawane hier, um auszuruhen. Suema lag in einer dunklen Hütte, in der die armen Sklaven zusammengepfercht wurden. Niemand tat ihr etwas zuleid und sie hatte Wasser zur Genüge zu trinken. Hatten doch die armen Gefangenen auf den endlosen Steppenwegen entsetzlichen Durst gelitten. Nun sollten sie sich etwas erholen, um als preiswerte Ware abgeliefert zu werden. Das überstandene Unglück hatte indessen Suema unempfindlich gegen alles gemacht, so daß sie wie in einem Traume dahinbrütete. Aus diesem fast bewußtlosen Zustande wurde sie eines Morgens aufgerissen, um den zweiten Abschnitt der qualvollen Reise zu beginnen. Die Sklaven wurden auf ein Segelschiff gebracht, um nach Zanzibar geführt zu werden. Der Name Zanzibar, der Stadt, wo viele weiße Menschen wohnen, versetzte diese unwissenden Afrikaner in größten Schrecken. Denn die Weißen, zu denen sie auch die Araber rechneten, sind Menschenfresser, sagten alle. Zu dieser inneren Angst gesellten sich all die Leiden einer unausstehlichen Seefahrt, während welcher die „schwarze Ware“ wie Heringe zusammengepfercht war, so daß sie kaum atmen, viel weniger sich bewegen konnte. Von Hitze und Durst geplagt, dann wieder des Nachts mit Meerwasser, das vom Winde über den Rand des Schiffes gepeitscht wurde, übergossen, segelten sie sechs Tage und sechs Nächte dahin, nichts mehr wünschend, als daß der Tod sie befreie, bevor sie in die Hände der Menschenfresser fielen.

Das Schiff lief in den Hafen von Zanzibar ein, zwei Kanonenschüsse erdröhnten und man warf den Anker aus. Wie Suema in der Mitte ihrer Unglücksgefährten, die teils die weiße gemauerte Stadt bewunderten, teils ein Angstgeschrei erhoben in der Furcht, nun zur Schlachtbank geführt zu werden, aus dem Schiff vor das Zollhaus kam, wußte sie selbst nicht anzugeben, auch nicht wie lange sie dort auf dem Boden lag. Sie wurde von Fieberschauern geschüttelt, und als es dunkelte, befahl ihr ein fremder, vornehmer Mann in arabischer Kleidung, dessen Sprache der ihrigen ähnlich war, aufzustehen. Wie konnte das arme Kind stehen, nachdem es so namenlose Qualen an Leib und Seele erduldet hatte? In ihrer Angst bemühte sie sich, aufzustehen, fiel aber sofort wieder in sich zusammen. Da rief der Mann dem Karawanenführer zu: „Diese Sklavin ist verloren! Sechs Ellen Stoff, die Transportkosten zu Land und Meer und der Zoll verloren; das macht wenigstens 25 Franken! Führer, in Zukunft mache mir keine so ungeschickten Dinge mehr.“ Dann wandte er sich an zwei

große Neger und sagte: „Hamisi und Marfuki, packt dieses Uas in eine Strohmatte und tragt es auf den Leichenacker. Sie wird sich doch nicht erholen.“ Suema lag bewusstlos da, und die Sklaven hüllten die federleichte Last in eine Strohmatte und banden sie mit Kokosstricken zusammen. Den Pack an einem langen, über die Schulter gelegten Stocke tragend, brachten sie das Kind aus der Stadt hinaus.

Um jene Zeit war es, wo sich die ersten Missionare und Schwestern von der Insel Bourbon in Zanzibar niedergelassen hatten. Diese schauten mit blutendem Herzen dem schrecklichen Sklavenhandel zu, denn sie waren machtlos, jahrhundertelange Gebräuche abzuschaffen, bis europäische Mächte diesem entehrenden Menschenhandel ein Ende machten. Die armen Missionare konnten sich nur an die christliche Nächstenliebe wenden, die vieles opferte, um arme Sklaven auf dem Markte zu erhandeln und dadurch zu befreien. Noch leben Missionare, in deren Erinnerung die angsterfüllten Blicke dieser armen Sklaven stehen, wie sie flehten: „Weißer, kaufe Du mich.“ Und wie hart war es für ihn, wenn die ihm zu Gebote stehenden Mittel nur für wenige aus der großen Menge reichten, um sie zu befreien.

Gottes Vorsehung wachte indessen über Suema. Als sie so getragen wurde, kehrte ihr Bewußtsein zurück. Mit Schauern fühlte sie durch die Umhüllung hindurch, daß sie außerhalb der Stadt sei und über einen von Bäumen überschatteten Platz getragen wurde. Als die beiden Sklaven mit ihrer Last an Ort und Stelle waren, schaufelten sie keine zu tiefe Grube in dem sandigen Boden; sie wußten ja, daß Schakale und Hyänen die übrige Arbeit tun würden.

Nun war Suema lebendig begraben. Durch die Sandbedeckung hörte sie die Schritte der davoneilenden Sklaven. Nun erst brachte ihr ein schauerliches Entsetzen das volle Bewußtsein zurück; nein, gegen einen solchen Tod wehrte sich ihr junges Leben. Sie zerrte und riß an ihrer Umhüllung herum und nur mit großer Anstrengung gelang es ihr, eine Hand freizubekommen. So konnte sie den Sand vom Haupte wegscharren und das Gesicht so weit frei machen, daß sie frische Luft bekam und droben den nächtlichen Sternenhimmel sah. Sich weiter zu befreien, war ihr unmöglich, die Stricke waren zu fest geschnürt. Arme Suema, hilflos und verlassen! Zu beten wußte sie nicht, denn sie hörte ja nie von einem guten Vater im Himmel, nur von einem geheimnisvollen höheren Wesen, das man fürchtete.

Plötzlich machte ein schauerliches Geheul ihr das Blut in den Adern erstarren. Es waren Schakale, die an diesem Orte nach Beute suchten. Am Boden suchend und schnuppernd kamen sie immer näher, bis zu Suemas Grab. Sie fühlte, wie die häß-

lichen Tiere den Sand von ihren Füßen scharren und die Stricke zerrissen, dann, ein scharfer Biß in die Füße. Ein Schrei des Schmerzes und Entsetzens entrang sich des Kindes Kehle. Dann nahm ihm der Schrecken das Bewußtsein wieder.

Nun war das Maß der Leiden voll, und Gott wollte dieses arme, schuldlose Kind nicht zugrunde gehen lassen. Einen jungen Bourbonen wandelte an diesem Abende große Lust an, nach des Tages Hitze einen Ausgang zu machen. Mit der Flinte bewaffnet, wollte er den abscheulichen Hyänen und Schakalen zu Leibe rücken. Sobald die Dunkelheit eintritt, was in Zanzibar das ganze Jahr zwischen 6 und 7 Uhr geschieht, pflegten sie ihre Raubzüge zu beginnen und mit Vorliebe Gräber aufzuscharren.

So kam dieser Herr, von der Vorsehung geführt, in die Nähe von Suemas Grab. In der hellen Tropennacht bemerkte er bald ein Rudel Schakale, die ein Grab aufwühlten. Doch was war das, hörte er nicht von dort her einen menschlichen Schmerzensschrei? —

Ein Flintenschuß vertrieb die Tiere. Als er näher hinzutrat, sah er ein aufgescharrtes Grab, eine Strohmatte und Stricke, die teilweise zerrissen waren, und frisches Blut durchsickern. Er hob die Last empor, entfernte die Umhüllung und sah sofort, daß das Kind nicht tot, sondern nur ohnmächtig war. Mit tiefem Mitleid, denn er war ein guter Katholik, nahm er die leichte Last auf seine Arme und trug sie zur Mission zu den „Töchtern Mariens“, welche sie mit großem Erbarmen in Empfang nahmen.

Lang lag Suema bewußtlos da. Als sie zum ersten Male die Augen aufschlug, da lag sie in einem weißgetünchten Zimmer, in einem sauberen Bette. Eine weiße Frau, wie sie noch nie eine gesehen, saß bei ihr, Suema schloß die Augen wieder und dachte: nun bin ich gestorben und im „Peponi“, dem Ort der Geister. Sie suchte die Erinnerungen der letzten Zeit zu sammeln, und als sie nach einer Weile noch immer die weiße Frau (eine Schwester), an ihrem Bette sitzen sah, sagte sie leise: „Wann kommt die Mutter zu mir oder wo kann ich sie finden?“ Leise strich eine weiche Hand ihr übers Haupt und eine Stimme sagte: „Ruhe dich erst aus, mein Kind, die Mutter kommt später.“ Dann lag Suema viele Wochen krank mit bösen Wunden an den Füßen. Doch wurde sie mit soviel Liebe und Erbarmung gepflegt, daß mit den Leibeswunden auch die Seelenwunden genasen. Suema lernte Gott und seine heiligen Wahrheiten kennen und nun konnte sie beten und Trost am Kreuze finden, an dem der Heiland noch mehr litt als sie, und ganz unschuldig. Ihr weiches, unschuldiges Herz faßte leicht und schnell die göttlichen Wahrheiten. O, wie gerne wollte sie durch die heilige Taufe ein Kind Gottes werden. Nur eines,

nein, das konnte sie nicht, ihren Peinigern verzeihen, jene lieben, die ihre arme Mutter zu Tode geprügelt und ihr selbst so viel Leid angetan hatten. Da wollte sie lieber nicht getauft werden. Sie wollte nicht heucheln mit Worten, was sie im Herzen nicht fühlte.

Ihre Pflegerinnen hatten das zarte Mägdlein bald liebgewonnen, sie war so sanft und ruhig, durch Leiden früh gereift. Sie drängten sie auch zu keinem Entschlusse, sondern mahnten sie immer wieder, zur schmerzhaften Mutter zu beten, damit diese ihr die Gnade erlange, den Feinden verzeihen zu können. Ohne diese Gnade durfte Suema nicht getauft werden. Oft betrachtete Suema das Bild der schmerzhaften Mutter und hielt Zwiegespräch mit ihr. Wie konnte diese nur jenen Menschen verzeihen, ja, sie lieben, die ihr den einzigen Sohn getödet und so mißhandelt hatten?

Sie bat dann auch wohl um die Gnade des Verzeihens; aber sobald ihr der böse Karawanenführer und jene Menschen vor die Seele traten, die ihre Mutter und sie selbst so mißhandelten, wachten der Zorn und Haß von neuem auf. So kämpfte Suema lange Zeit zum Leid der guten Schwestern. Sie war sonst so willig und gelehrig und tat so treue Dienste bei der Pflege im Spital. Nur schwach und zart blieb sie nach all den Leiden; man sah, daß ihre Lebenszeit nicht lange dauern würde. Sie betete gern in der Kapelle, aber ihre Lippen wollten nicht aussprechen, was das Herz nicht fühlte, den Peinigern verzeihen und sie lieben. Das konnte sie aus sich nicht, bis es die Himmelsmutter ihr verleihen würde. Unerwartet sollte für sie diese Gnadenstunde kommen.

Suemas Geschichte spielte sich ab in der letzten Periode des Sklavenhandels. Schon waren Gesetze und Verbote dagegen erlassen, doch nur schwer ließen die Araber davon ab und suchten ihn nun heimlich zu betreiben, so daß die Regierung bewaffnet gegen solche Karawanen und Sklavenschiffe auftreten mußte. So war es auch zu einem Seegefecht gekommen, bei dem mehrere Araber tödliche Wunden erhielten. Und da die „Töchter Mariens“ alle Hilfsbedürftigen aufnahmen, ob Freund oder Feind, so wurden auch diese Schwerverwundeten ins Spital getragen.

Suema eilte bereitwillig herbei, um beim Waschen und Verbinden der Wunden kleine Dienstleistungen zu üben. Sie wollte Wasser und Tücher reichen, da fiel ihr Blick auf einen mit Blut überströmten Araber. Sie bebte am ganzen Körper, die Schüssel entfiel ihren Händen und Suema schaute ihren Todfeind an. Ja, er war es, der die Mutter zu Tode prügelte ließ, der sie selber so namenlos quälte, was nun? — Soll sie sich freuen, daß nun auch er so schwer leidet und gequält wird? Sie preßte die Hände auf das wildpochende Herz, sie flehte:

„Himmelsmutter, hilf mir die Feinde lieben, wie du sie geliebt hast.“ Einen Augenblick nur und die Gnade hat gesiegt. Noch zitternd, nahm sie die Hand ihrer Pflegerin und sagte: „Mutter, dort liegt mein Todfeind, aber ich kann verzeihen. Komm, ich will helfen, seine Wunden reinigen.“ Freudig drückte sie die gute Schwester ans Herz. „Nun wird alles gut werden, mein Kind.“ Gemeinschaftlich pflegten sie den Verwundeten, der im Wundfieber nicht wußte, was mit ihm geschah und welch einen heldenmütigen Akt der Feindesliebe eine arme Sklavin an ihm ausübte.

Nun hatte die Gnade gesiegt, kein Hindernis stand der heiligen Taufe mehr im Wege, denn Suema war in allem gut unterrichtet. In der heiligen Taufe erhielt sie den Namen „Maria Magdalena“ nach einer wohlthätigen Dame so genannt, die Patenstelle an ihr vertrat. Im Taufkleide durfte sie auch bald die erste heilige Kommunion empfangen, und wir dürfen annehmen, daß sie auch damit geschmückt zum Himmel einging.

Sie wurde nie mehr kräftig und gesund, und nach ein paar Jährchen fand sie ihr Grab in geweihter Erde, in der Nähe ihrer großen Wohlthäterin und Patin, einer französischen Dame, deren Ruhestätte ein schlichter Grabstein deckt mit der Inschrift in der Suaheli-Sprache „Mama wa maskini amekufa“, d. h. Die Mutter der Armen ist gestorben! Diese gute Dame stellte ihr ganzes Vermögen, ihre letzten Lebensjahre in den Dienst der armen Sklavenneger.

So ruht das arme Sklavenkind als glückliches Gotteskind in heiligem Boden bei ihrer guten Taufmutter und einer Reihe Gräber von seeleneifrigen Missionaren, die nur allzu früh ihr Leben opfern mußten, und flehen nun sicher alle am Throne Gottes für die Missionen und deren Wohlthäter und Freunde.

A

Heiteres aus der Mission Von Schw. M. Epiphana, Rhodesia

Wir behandelten in der Schule das Geschlechtswort, und ich suchte den Kindern beizubringen, vor welche Wörter das weibliche Geschlechtswort zu setzen ist. Unter anderm kam das Wort „die Eisenbahn“. Da riefen einige wie aus einem Munde: „Aber wie-so, Schwester, erkläre uns das, warum die Eisenbahn weiblich ist.“ Schnell sprang ein schwarzer Hellkopf mir zur Hilfe, indem er triumphierend rief: „Schwester, ich habe es! Eine Mutter trägt die Kinder von einem Platz zum andern und die Eisenbahn trägt die Leute von einem Ort zum andern, und darum ist sie weiblich.“



Der Weihnachtsbaum in Triashill.

Nun etwas von unserer kleinen Kirchenglocke; sie läutet ja bei freudigen, festlichen und auch traurigen Anlässen. Aber legthin bewegte sie sich zu ganz außergewöhnlicher Zeit. Auf dieses Zeichen hin liefen Schwestern und Kinder zur Kirche, um zu sehen, ob vielleicht der Bischof gekommen sei oder ob sonst etwas vorgekommen wäre. Und was sahen wir? Der Pater Missionar stand unter dem Glockengerüst und zahlte es zwei losen Buben mit dem Glockenstrang heim, weil sie Sonntags nicht der heiligen Messe beigewohnt hatten. — Mir fiel dabei das Gedicht aus dem Lesebuch ein:

Die Mutter hat gefackelt,

Doch noch ein Schrecken hinterher,
Die Glocke kommt gewackelt.

Ein anderes Mal wackelte unsere Glocke in dunkler Nacht zwischen 12 und 1 Uhr, in der sogenannten Geisterstunde. Alles wurde aus dem Schlafe aufgeweckt, und wir dachten schon, daß eine Heze, die ja hier nicht selten sind, uns hier einen Streich gespielt habe, und wir schiefen darum wieder ruhig weiter. Am nächsten Morgen untersuchten wir den Glockenstrang, der aus einer Kuhhut geschnitten ist; derselbe war vom anhaltenden Regen aufgeweicht und roch nach seiner fleischlichen Herkunft. Das gewahrten auch die Hunde mit ihrer feinen Nase, und sie wußten nichts Besseres zu tun, als an dem Glockenstrang zu nagen. Wie sie nun so hin- und herzerzten, fing die Glocke an zu schimpfen, und zwar so laut, daß die Hunde schleunigst die Flucht ergriffen und davon liefen.

4

Um des Glaubens willen

Von Schw. M. Amata

Nomsebenzi und Nokutela, zwei kleine Kaffernmädchen, wohnten einige Stunden von unserer Missionsstation entfernt. Ihr Vater, ein echter Heide, freute sich schon auf die Anzahl Ochsen, die ihm als Kaufpreis für dieselben zukommen würden. Die Kinder durften keine Schule besuchen, halfen aber der Mutter fleißig bei den häuslichen Arbeiten; holten Holz aus dem etwa eine halbe Stunde entfernten Urwald, trugen Wasser herbei, bereiteten das Essen, reinigten den Kraal, jäteten eifrig in den großen Maisfeldern. Am liebsten gingen sie in den Urwald; dort trafen sie gewöhnlich mit mehreren Mädchen gleichen Alters zusammen. Unter diesen waren auch einige, welche die Außenschule besuchten und jeden Sonntag dort zum Gottesdienst gingen. Sie erzählten den andern Kindern gerne, was sie in der Katechese gehört, vom lieben Heiland und der lieben Mutter Gottes und von dem in Bälde stattfindenden großen Tauffeste. Nomsebenzi und Nokutela baten ihre Eltern, auch dorthin gehen zu dürfen, doch vergebens. Da kam das schöne Weihnachtsfest; heimlich eilten die beiden zum Missionskapellchen. Ihre Freundinnen umringten sie sofort und führten dieselben ins Kapellchen. In der Ecke stand ein schönes Christbäumchen, unter demselben lag das liebe Jesulein, umgeben von Maria und Joseph und einigen Hirten. Vor dem Jesulein lag ein schwarzes Büblein und schaute treuherzig zum lieben Kindlein hinauf. Ja, so etwas hatten Nomsebenzi und Nokutela noch nie gesehen. Gar bald begann die heilige Messe; neugierig drängten

sie nach vorne, wollten sie doch alles hören und sehen. Manchmal flüsterte Nomsebenzi ihrer Schwester etwas zu; sie hatte nämlich die Herz-Jesu-Statue gesehen und wußte nicht, was das sei. Nach dem Gottesdienste erklärten ihr die Freundinnen alles.

Nun war es aber auch Zeit zum Aufbrechen; eilig stürmten sie der Heimat zu. Am nahen Fluß machten sie halt; doch welch ein Schrecken! Ihr erwachsener Bruder stand vor ihnen. Sie fürchteten nun, er möchte von ihrem Besuche bei den Amaromas wissen; doch er ließ sie ruhig nach Hause gehen, während er zum Biergelage ging. Noch einige Male wagten es die beiden, dem sonntäglichen Gottesdienst beizuwohnen.

Zu Hause jäteten sie sehr fleißig, und bald waren alle Felder vom Unkraut gereinigt. Sie gingen dann zum Farmer und halfen ihm mehrere Tage. Nun konnten sie sich ein Kleidchen kaufen und brauchten nicht mehr mit der Decke umherzulaufen. Die Ferien waren zu Ende, und die Kinder lernten wieder fleißig. Eines Mittags sahen die Schulkinder in der Ferne zwei Kinder, welche schnell vom Wege abwichen und ins lange Gras verschwanden. Schon folgte ein Mann; er hatte die Spur entdeckt, und in wenigen Minuten hörte man ein Schreien und Jammern. Es waren Nomsebenzi und Nokutela. Sie hatten dem Drange ihres Herzens, katholisch zu werden und lernen zu wollen, gefolgt, doch ihr Vater hatte es erfahren und war ihnen nachgeeilt. Die beiden Mädchen baten und flehten; doch vergebens. Unbarmherzig schlug er mit seiner Reitpeitsche auf die Kinder und trieb sie wieder heim. Noch lange hörte man die Kinder jammern, doch alles half nichts.

Monate vergingen, und wir hörten nichts mehr von den beiden. Da kamen sie eines Tages wieder zum Gottesdienst. Wohl waren sie zu Hause sehr geschlagen worden, und man hatte gedroht, bei einem neuen Versuch es noch schlimmer zu machen. Doch die Kinder fürchteten sich nicht vor den Schlägen; sie wollten um jeden Preis katholisch werden. Am zweiten Tage nun kam die Polizei, um die Kinder heimzuführen, aber sie versteckten sich schnell. Am folgenden Tage kamen deren zwei und hatten den Auftrag, die beiden Mädchen zum Gericht zu bringen; laut weinend folgten sie, und dort wurden sie aufgefordert, zu ihren Eltern zu gehen. Zu Hause angekommen, wurden sie mit Schlägen sehr mißhandelt und durften lange nicht ohne Begleitung ausgehen. Nokutela fügte sich bald, doch Nomsebenzi sann einen neuen Fluchtversuch aus, der ihr auch gelang, als unweit ihrer Heimat ein Hochzeitsfest war. Freudig kam sie wieder zur Schule, und als am nächsten Tage ihr Vater kam, war sie schon zu einer andern Station; sie suchte den lieben Gott und scheute keine Opfer. Nun gaben auch ihre Eltern nach, wollten aber das Kind in der Nähe, auf unserer

Station, haben, wo sie es öfters besuchen konnten. Nokutela hingegen blieb noch zu Hause; als sie aber ihre Schwester so glücklich fand, kam auch sie wieder; und nun sind beide Christinnen geworden und haben zudem noch ihren Vater für den wahren Glauben gewonnen.

3

Ein Besuch bei den Kulis

Von Schw. M. Chrysologa

Berne folgte ich der freundlichen Einladung zu einem Besuch im Heidenrevier; eine junge eingeborene Schwester und zwei Kinder begleiteten uns nach St. Wendelin. Bekanntlich tragen die Eingeborenen alles auf dem Kopfe, und sie besitzen hierin eine große Sicherheit. Der Weg führte über Berg und Thal; zwischen Sträucher und Bäumen ragen besonders viele Kakteen zum Himmel, die wir in unserer Heimat mit soviel Sorgfalt ziehen, und die trotzdem immer noch klein und zart bleiben. Bald bemerkten wir, daß am Horizont Gewitterwolken auftauchten. Die Schwarzen fürchten sich sehr vor Blitz und Donner, und sie wollten deshalb auf dem Wege keine Ruhepause machen, sondern schleunigst ihr Ziel erreichen.

Endlich standen wir am Fuße des Berges, auf welchem St. Wendelin liegt. Der Donner rollte schon, und Blitze zuckten durch die Luft. Da war die Furcht so groß geworden, daß sie nicht mehr weiter wollten. Nach eifrigem Zureden wagten sie es endlich doch, und wir erreichten noch wohlbehalten das traute Missionshaus.

Das Gewitter war vorüber, aber der Regen wollte nicht weichen; und schon glaubten wir, daß aus unserer Missionstour am darauffolgenden Sonntag nichts werden würde. Eine Stunde vor Beginn des Gottesdienstes läutet es, denn die Kraale liegen sehr weit auseinander, von der Kirche entfernt. Wir bewunderten den Eifer der neuen Christen; jung und alt eilte herbei, Mütter trugen ihre Kinderchen eingedreht auf dem Rücken. Nach dem Hochamt wagte sich die Sonne wieder heraus und trocknete schnell alle Wege. Schwester Hyazintha freute sich; so konnte sie doch in St. Agnes ihre Kulis besuchen.

Die Kulis sind eine indische Arbeiterkaste, haben ein freundliches Wesen und sind sehr fleißig. Sie hängen aber auch an ihren Göttern, und hier ist noch kein einziger Christ unter ihnen. Ein freundliches Mütterchen kam uns am ersten Haus entgegen und hinter ihr war die ganze Familie mit Kindern und Kindeskindern. Die größeren Kinder trugen einen glänzenden Stein in der Nase. Ein etwa fünfjähriges Mädchen

hatte einen Dorn in der Nase an der linken Seite stecken. Wir wunderten uns, daß auf diese Weise die Öffnung gemacht wird, in die später, wenn das Mädchen groß genug ist, der Stein eingedrückt wird.

Ein den Verhältnissen entsprechend großer Bananenhain umschließt das Haus. Die Leute leben vom Ertrag dieser Früchte, welche sie in der Stadt verkaufen. Aber auch das Klösterchen, in welchem unsere Schwester Hyazintha ist, wird mit Bananen bedacht, denn sie lieben diese Schwester sehr.

In einem andern Haus, das unten am Flusse liegt, wurden wir ebenfalls, wie überall, freundlich begrüßt. Diese Familien leben von der Blumenzucht. Wir wurden so reich mit Blumen beschenkt, daß wir sie nicht tragen konnten. Die Gastfreundschaft ist ja ein schöner Zug der Kulis.

Auch besichtigten wir die Göttertempel; der größte derselben barg drei Götter von Holz geschnitz. Die Kulis ziehen diesen Figuren aber auch Kleider an. Rechts stand ein hölzernes Pferd, das dem größten der Götter geweiht war. Man darf diese Tempel nur mit bloßen Füßen betreten. Vor den Göttern stand das Räucherwerk. Im zweiten Tempel war ein grün angestrichenes Schnitzwerk, roh und plump. Schwester Hyazintha erzählte mir, das sei der Regengott, der früher schwarz angestrichen war. Die Schwester machte den Leuten einmal die Bemerkung, daß der Gott ja ein Neger sei, und daraufhin haben sie ihn grün angestrichen. Zum Schluß wollten die Kulis von uns ein Geschenk haben, „denn“, sagten sie, „unser Gott hat auf Euch herabgeschaut.“

Ich wunderte mich, daß viele Leute einen roten Punkt auf der Stirne hatten, und ich erfuhr, daß dieses ein Zeichen der Dankbarkeit ihrem Gott gegenüber sei für irgendeine erfüllte Bitte.

Aus allem sieht man, wie der Mensch überall Gott sucht und von diesem höheren Wesen alles Gute erwartet. Möchten diese Armen doch bald das Licht des Glaubens empfangen und das Häßliche ihres Götterwesens erkennen.

z

Lustige Ecke

Der neue Lehrling zum Kontor-Chef: „Da war ein Herr, der war rasend, er wollte Sie prügeln.“

Kontor-Chef: „Was sagtest Du zu ihm?“

Junge: „Ich bedauerte, daß Sie nicht zu Hause waren!“

„Erzähltest Du Deiner Lehrerin, daß ich Dir bei der französischen Übersetzung geholfen habe?“

„Ja, Mutter.“

„Nun, was sagte sie?“

„Sie sagte, ich brauche heute nicht wegen anderer Leute Unwissenheit nachzusagen.“



F ü r d i e K i n d e r

Meine lieben Kinder! Was sagt Ihr dazu, daß das neue Jahr Euch einen Brief aus Afrika bringt? Eure kleinen Freunde wollten Euch unbedingt einmal schreiben, und damit es so recht von Herzen kommt, haben sie es in ihrer Muttersprache getan, und die Lehrschwester hat alles übersezt in Eure deutsche Muttersprache; so könnt Ihr verstehen, was die schwarzen Kinder mit Euch, meine lieben Kinder, plaudern.

Driefontein Mission.
24. October 1932.

Vashamwari vaduku vadiwa.

Taka nzgwa kuna Sister wedu, kuti imi mungade kajinji kuva no rugwaro runobva kuna vashamwari venyu vari mu Africa. Nesu wo tino fara zwickuru kunzgwa mashoko anobva kunemi. Taka vona pakare zwimwe zwifananidzo no rumwe rugwaro runonzi: "Maruva e chido e Mission", chinobva va ku ma Sisters edu. Taka vona vo mamwe magwaro anobva kwa muri, aka shandurgwa na Sister mu chikaranga kwatiri. Maiwe takafara seiko! Tiri vana vajinji pano pa Mission yedu. Vakomana na vasikana va nenge mazana maviri. Tose tinofara kwazwo no kuseka.

Tinofunda ne simba reedu rose, kunyange chirungu chichirema, tino ngovavarira vo kwazwo. Vashamwari vangu vadiwa, ndinoda kuku, udzai kuti ta ka tamba zuva ra Theresa musante, Ruva Diki ro mwana Yesu.

Magwanani taka enda ku dzwimbo yakanaka, kwatakano fananidzgwa. M. Theresa ndiye waka nga akabata chifananidzo cha Ruva Duku, nokuti waiva musante wake pakare. Takafara seiko musu iwoyo, tose vasikana na vakomana. Musu iwoyo takanga tisina chikoro. Asi Sister wakatiratidza Mifananidzo ya Ruva Duku: Mumwe pa akanga ari mwana muduku, mumwe pa akanga ano mu-



Die „Kleine Weiße Blume“ und die kleinen „Schwarzen“. Theresientag auf der Missionsstation Deiesfontein-Rhodesia.

koma wake Celina, mumwe pa akanga achitamba ne numbi dzake dzokutamba ne mimwe mifananidzo.

Taka nga tino mumwe mufananidzo mu chikoro chedu, wa kanga waka gadzigwa no mamwe we shamwari dzangu, wa iye Theresia Ruva Duku. Wakanga waka ngono kombwa na maruva aka nakisisa. Tinoda Theresia musante kajinji no kuti ndiye musante we Missioni dzose, na pakare uchatitumira madonwe a marosa, kana tichimutevera kurudo rgwake kuna Yave.

Tine chinamoto chiduku chakanaka kwazwo kuna Ruva Duku, chatino namata mazuva ose, chinonzi: "Ruva Duku unditarire, undiperekedze, undifundise, kunzira yako yo utswene, undikwevere kuna Yesu Mwana kudenga, Theresia musante, utikumbirire!"

Tino kukumbirisai shamwari dzadiwa, kuti musakanwe vaduku venyu vatema varombe muzwina mato zwenyu, nokuti vajinji tigere ku bapatiskwa. Bva tino-vavarira zwikuru kufunda katechisimo yedu ne simba redu rose, kuti tigova hazwanzisikana ne hazwanzikomana dza Mwana Yesu. Nesu tino kunamatirai vo va shamwari vedu.

Mutipindure vo. Tisu va shamwari venyu ve Africa.
Ndini Joyce.

Übersetzung!

Liebe kleine Freunde!

Wir hörten von unserer Schwester, daß Ihr so gerne einen Brief haben möchtet von Euren Freunden in Afrika. Auch wir freuen uns sehr, etwas von Euch zu hören. Wir haben auch schon verschiedene Bilder von Euch gesehen in dem Heftchen: „Caritasblüten aus der Mission“, das unsere Schwestern erhalten. Darum haben wir auch einige Briefe von Euch gesehen, die uns die Schwester in unsere Sprache übersetzt hat. O, wie haben wir uns da gefreut! Wir sind zu vielen Kindern hier auf unserer Mission, Jungen und Mädchen, an zweihundert. Wir sind alle glücklich und froh.

Wir lernen fleißig; obgleich Englisch schwer ist, versuchen wir's doch mit allem Eifer. Meine lieben Freunde, ich will Euch nun erzählen, wie wir das Fest der heiligen Theresia, der Kleinen Blume vom Kinde Jesu, gefeiert haben.

Morgens gingen wir zu einem schönen Platz, wo wir photographiert wurden. Maria Theresia durfte das Bild der Kleinen Blume halten, weil es auch ihre Patronin war. Wie haben wir uns da gefreut alle, Mädchen und Knaben! An dem Tage hatten wir keine Schule. Aber die Schwester hat uns die Bilder gezeigt von der Kleinen Weißen Blume: Eines, wo sie als kleines Kind drauf ist, ein anderes mit ihrer älteren Schwester Celine, eines, wo sie gewohnt war, mit ihren Spielsachen zu spielen, und noch viele andere Bilder.

Wir hatten eine kleine Statue in unserer Schule, die heilige Theresia, die Kleine Weiße Blume, die von einer meiner Freundinnen geschmückt worden war mit den schönsten Blumen. Wir haben die heilige Theresia sehr gern, denn sie ist ja auch die Patronin von allen Missionen, und sie wird auch uns einen Rosenregen senden, wenn wir ihr nachfolgen in ihrer großen Liebe zu Gott.

Wir haben ein schönes, kleines Gebet zur Kleinen Blume, das wir jeden Tag beten: „Kleine Blume, schaue herab auf mich, begleite mich, lehre mich deinen Weg der Reinheit und führe mich zum Kinde Jesus im Himmel. Heilige Theresia, bitte für uns!“

Wir bitten Euch, liebe Freunde, Eure armen, schwarzen Kleinen nicht zu vergessen in Eurem Gebete, denn viele von uns sind noch nicht getauft. Aber wir lernen mit allem Eifer unsern Katechismus, damit wir bald Schwesterchen und Brüderchen des Jesuskindes werden. Auch wir beten für Euch, unsere Freunde.

Bitte, antwortet uns!

Wir sind Eure Freunde aus Afrika.

Ich bin Joyce.

*

Wach, Nachtigall, wach auf!
Wach auf, du schönes Vögelein,
Auf jenem grünem Zweigelein,
Wach hurtig auf, wach auf!
Dem Kindelein auserkoren,
Heut geboren, fast erfroren,
Sing, sing, sing dem zarten Jesulein!

Flieg her zum Krippelein,
Flieg her, gesiedert Schwesterlein,
Laß tönen hold dein Schnäbelein,
Sing, Nachtigall, gar fein!
Dem Kindelein fröhlich singe,
Lieblich klinge, Flügelein schwinge,
Sing, sing, sing dem teuren Christkindlein!

Sing, Nachtigall, ohn' End',
Zu vielen hunderttausendmal,
Das Kindlein lobe ohne Zahl,
Ihm deine Liebe send!
Dem Heiland mein Ehr' beweise,
Lob und preise, laut und leise,
Sing, sing, sing dem Christuskindelein!

♩

Scherzfrage für Kinder

Wie heißt das Tierchen? Es ist klein
Und hat zwei Flügel, zart und fein;
Dort fliegt es zu der Blume hin;
Jetzt sitzt's schon in dem Kelche drin;
Es holt viel Süßes sich heraus
Und trägt es in sein kleines Haus.
Sein Haus —, das ist ein Wunderbau,
Kein Künstler macht es so genau.
Ein Kämmerchen am andern liegt
Gar fein und fest zusammengefügt.
Wer hat's dem Tierchen so gesagt?

Es hat doch keinen je gefragt.
Seht! wieder kommt es, will nicht ruh'n,
Nur immer seine Arbeit tun.
Wie ist's so eifrig! — Ist's auch klein,
Doch kann es euer Lehrer sein.

Auflösung der Scherzfragen aus Nr. 12 des vor. Jahrg.

1. Der Trompeter, 2. Die Barbieri, 3. Der Purzelbaum, 4. Die Zuckerhütte, 5. Die Ziege.



Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: M. Gladbach, 21 Mk., Maria Gertrud; Kärenz, 21 Mk.; Anna Elisabeth; Ubach, 21 Mk., Franz; Marburg, in schweren Anliegen 21 Mk., Judas Thaddäus.

Für die Mission: Recklinghausen, 1 Mk.

Für Missionszwecke: Zell, 2,50 Mk.

Almosen: Dachau, 1,50 Mk.; Auermacher, 0,75 Mk.

Für die Missionschule zur Heranbildung armer braver Mädchen zu Missionslehrerinnen (Patentstellen): Gelsenkirchen, 5 Mk.; Brotdorf, 10 Mk.; Recklinghausen, 1 Mk.

Herzliches Vergelt's Gott allen unsern lieben Wohltätern. Möge Gottes Gnade, des kostbaren Blutes Schutz und Segen zu jeder Stunde, an jedem Tage Sie alle begleiten auf ihren Wegen, so werden Sie gewiß erleben ein Glückseliges neues Jahr!

An der Schwelle des neuen Jahres danken wir auch allen unsern lieben Abonnenten für den Bezug unserer Caritasblüten, zirka fünfzig Missionschwestern konnten wir dieses Jahr hinausenden in den Weinberg des Herrn, viele neue Schülerinnen konnten neu aufgenommen werden, die Zahl derer, die für das Lehrfach studieren, ist bereits auf 80 gestiegen. Ist das nicht ein schöner Erfolg? Alle unsere lieben Abonnenten haben dazu beigetragen, besonders aber unsere lieben Beförderer der Caritasblüten, die so selbstlos, nur um Seelen retten zu helfen, dieses mühevollen, opferreichen Amt übernommen haben. Sie werden aber auch teilen den Lohn, den der Herr seinen Arbeitern verheißen hat. Ein eigenes Vergelt's Gott schulden wir jenen Lesern unserer Zeitschrift, die selbst mit eigener Not schwer zu ringen haben und doch die roten Hefstchen willkommen heißen und getreu ihr Scherflein einsenden, ihnen gilt gewiß das Wort: Den freudigen Geber liebt Gott, und einschätzen wird der liebe Heiland ihre Gabe wie die der armen Witwe, von der das heilige Evangelium uns erzählt.

O, meine lieben Leser und Leserinnen, bleibet uns auch im neuen Jahre treu, helfet uns weiter die Interessen des göttlichen Herzens Jesu fördern, so können wir auch sicher hoffen, daß guter Erfolg unser Wirken und Arbeiten im eigenen Interesse krönen wird. Sollte der eine oder andere den Beitrag nicht so pünktlich einsenden können, wie er gern möchte, so werden wir gern, in Rücksicht auf die große Not der Jetztzeit, den Termin etwas verlängern in der Hoffnung, daß alle doch ihr Bestes tun werden und das heilige Missionswerk keinen Schaden leiden lassen.

So wollen wir mutig weiter arbeiten, opfern und beten miteinander und füreinander, um vom lieben Gott zu erlangen ein wahrhaft Glückseliges neues Jahr!

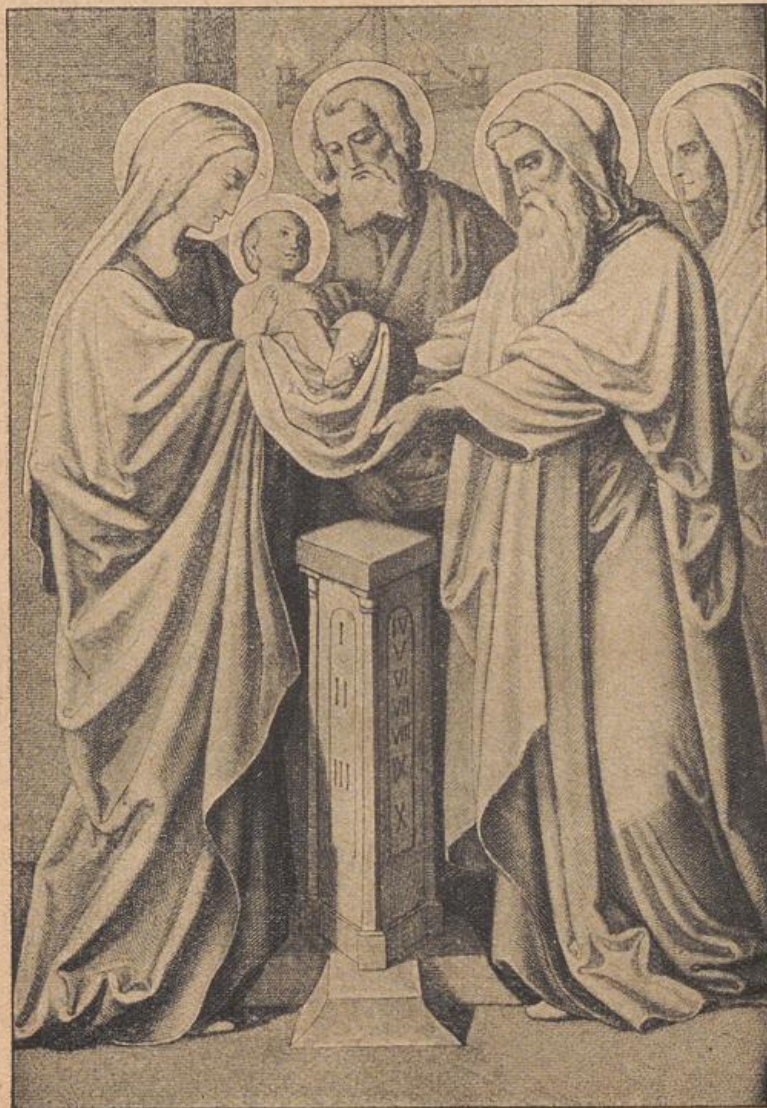
Gebetserhörungen

Innigster Dank dem lieben heiligen Antonius für Hilfe in einer großen Verlegenheit. Veröffentlichung war versprochen.

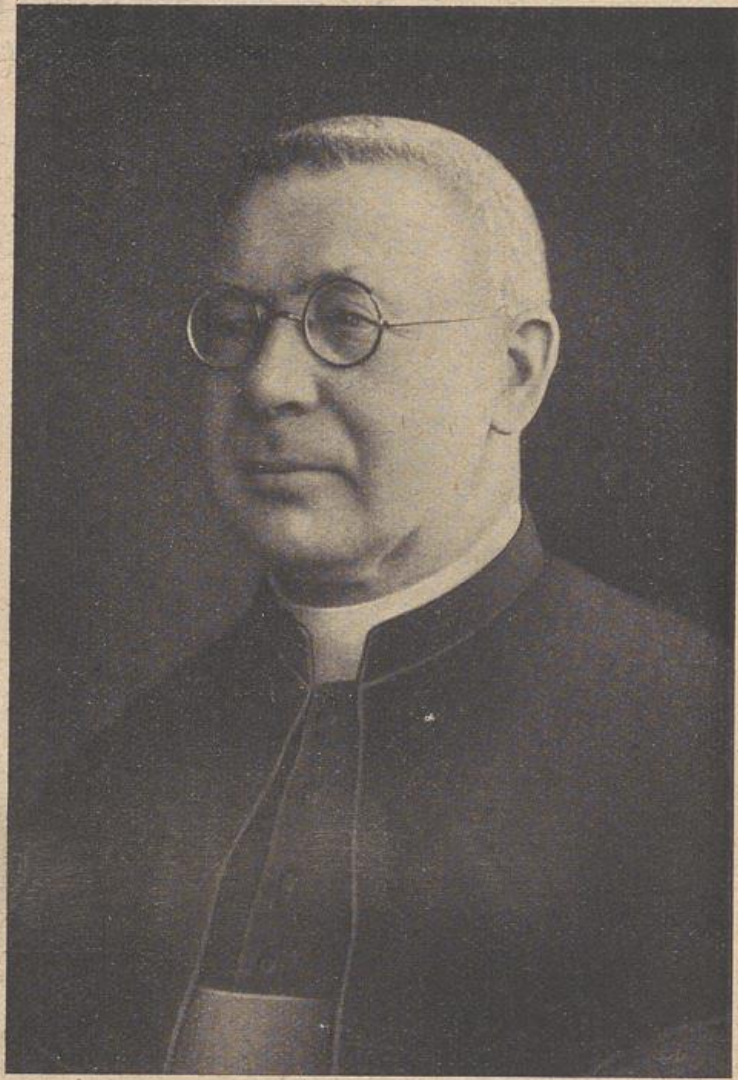
Caritasblüten

Nr. 2

1933



Vater du hast mir gegeben
Einen Leib und das menschliche Leben.
Ich geb dir dafür meinen Willen,
Um nur den deinigen zu erfüllen.



Hochwürdigster Herr

Dompropst, Professor, Dr. theol., Dr. phil.

Johannes Linneborn

Protonotarius Apostolicus, Erzbischöfl. Official,

Mitglied des Preuß. Landtags,

Ehrenbürger der Akademie Paderborn

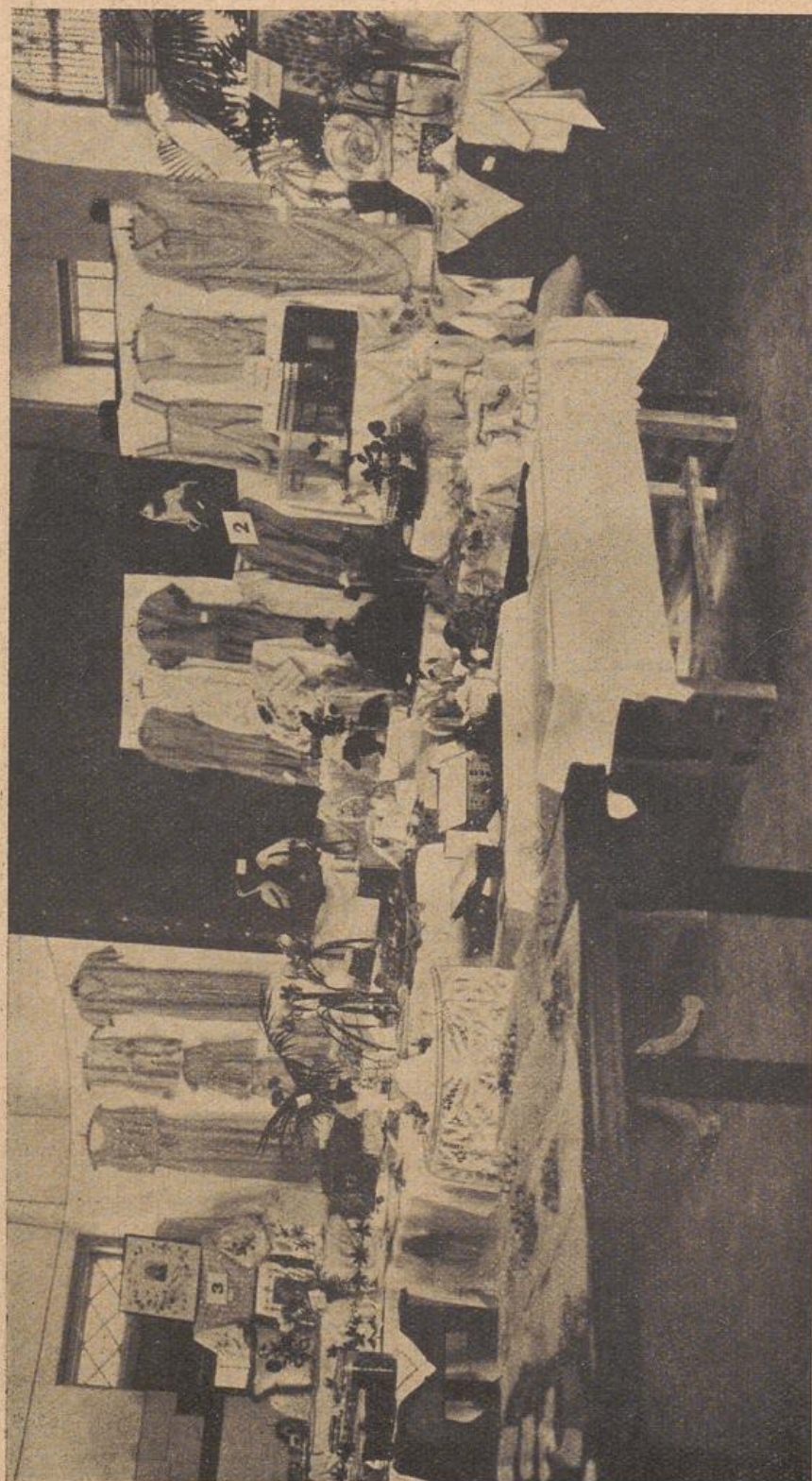
im Herren entschlafen am 22. Januar 1933.

Das unerwartet rasche Hinscheiden des Hochwürdigsten Herrn Dompropstes Dr. Linneborn hat alle Mitglieder unserer Genossenschaft mit tiefem Schmerz erfüllt. Er war nicht nur ein Priester nach dem Herzen Gottes, ein unermüdlicher Kämpfer für die Rechte der hl. Kirche und seines Vaterlandes, eine Säule und Stütze seiner Familie und seiner Heimat, sondern auch ein treuer Fürsorger für unsere Genossenschaft, welcher er seit mehr als zehn Jahren als Superior mit väterlicher Hingabe seine Dienste zur Verfügung stellte. Besondere Sorge widmete der teure Verstorbene dem Ausblühen unseres deutschen Provinzialhauses, Neuenbeken, der Errichtung der Missionschule und der Betreuung derselben. Mit wahrhaft väterlichem Interesse verfolgte er die Entstehung unseres Herz-Jesu-Krankenhauses in Paderborn und des Theresianums in M. Gladbach, dessen erste Einweihung er mit besonderer Freude vollzogen hat. Seine Sorge erstreckte sich auf alle Interessen des Mutterhauses, auf das Gedeihen der Mission in Süd-, Ost- und West-Afrika, Dänemark und Amerika.

Überladen von Arbeiten für Kirche und Vaterland, fand der teure Verschiedene immer noch Zeit, sich ganz den Interessen unserer Genossenschaft zu widmen und in väterlicher Treue für sie einzustehen in all den Bedrängnissen, welche die heutigen Zeitverhältnisse in steigendem Maße mit sich bringen. Mit stets freundlichem Lächeln, mit humorvollem Gleichmut verstand er es, der größten Schwierigkeit die Spitze abzubrechen und den Betreffenden Mut einzuslößen.

Wir können und dürfen es darum nicht unterlassen, öffentlich unsern tiefgefühlten Dank in diesem schwachen Nachruf zu bezeugen und dem hohen Dahingeshiedenen ein treues Andenken, besonders im Gebete, zu bewahren.

Die Generalleitung
der Genossenschaft der Missionschwestern
vom kostbaren Blut.



Ausstellung St.-Josephs-Konvent, Jangibar, 1932.

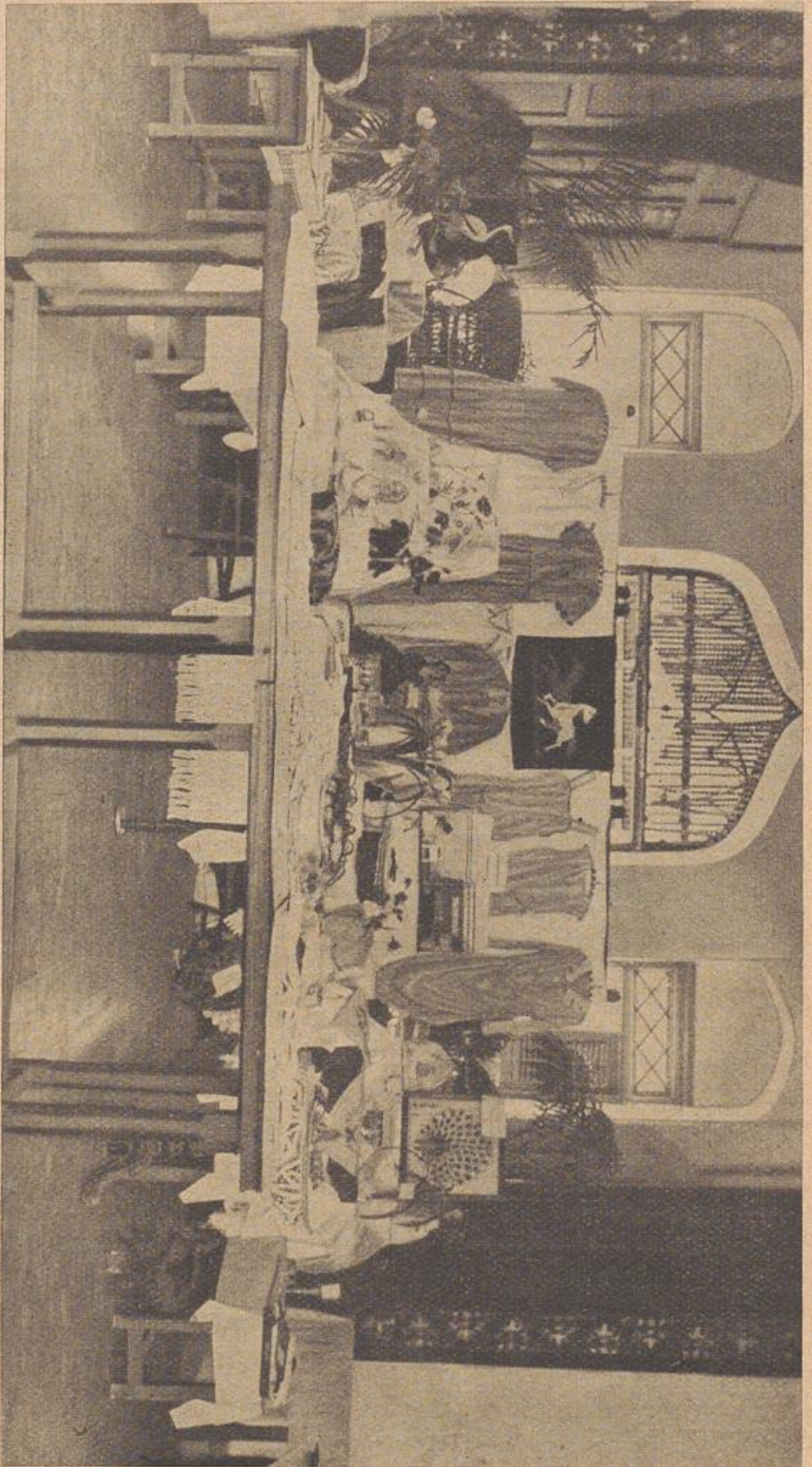
Ausstellung in Zanzipar

Von Schw. M. Hermenegildis

Wir hatten hier eine Ausstellung von Schularbeiten, Schönschreiben, Diktate, Aufsätze, Zeichnen, Malen, Handarbeiten, Hand- und Maschinennähen, Kunststickerei usw.; auch die Küche, vom einfachsten Mahl bis zur feinsten Konditorei, war vertreten. Alle zehn Mädchenschulen von hier beteiligten sich. Die Ausstellung war ein höchst interessantes Ereignis. Eine Nähmaschine sollte als Preis der ersten Schule gegeben werden, und der Wett-eifer war deshalb groß. Die Ausstellung war in einer öffentlichen Halle, und jede Schule erhielt ihren bestimmten Platz. Am 1. September, morgens 10 Uhr, mußte alles fertig sein, und niemand mehr durfte die Halle betreten, nur die 10 Richter, 3 Damen und 7 Herren. Keiner der Richter durfte wissen, wo die einzelnen Schulen ihren Platz hatten, die nummeriert waren von 1 bis 10. Die Richter hatten von 10 bis 1 Uhr Arbeit, dann war die Halle für das Publikum geöffnet. Schwester Odalinde und ich waren hingegangen, um zu sehen, ob alles in Ordnung sei, als plötzlich der Resident mit seiner Gemahlin auf uns zukam und mir laut sagte: „Sie haben den Preis gewonnen“, was dann etwas später auch öffentlich verkündigt wurde. Das war natürlich eine Freude.

Schwester Renata schreibt über die gleiche Ausstellung folgendes:

Mit der Ausstellung der Handarbeiten war auch die der Schularbeiten verbunden. So hatten wir in Geographie neben geographischen Skizzen „Eskimo-Heim, Eskimo-Land im Sommer und Winter“ dargestellt. Auch Eskimo-Leute mit Hunden und Schlitten waren darauf zu sehen. Eine andere Klasse hatte ein Bauernhaus mit Umgebung modelliert, und wieder eine andere eine Puppenwohnung aus Karton gebaut. Diese Sachen erweckten Liebhaber und machten unsere Ausstellung interessant und für unsere Schule recht günstig, denn die Goanesen sind fast nicht zufriedenzustellen. Beinahe alle 14 Tage erscheint das Schulbesuchs-Komitee. Kürzlich haben sie wieder einen neuen Syllabus aufgestellt, und in den nächsten Wochen erwarten wir wieder Inspektion.



Ausstellung St. Josephs-Konvent, Tamskar, 1932.

Kleine Nachrichten aus Mariannahill

Von Schw. M. Theobalda

Der November steht im Zeichen des Examens. Gleich am 1. November, dem schönen Feste Allerheiligen, begannen die Inspektoren ihr Geschäft. Für dieses Mal galt es besonders der Industrieschule; da wurde geprüft im Kochen, Nähen, Waschen, Stärken, Bügeln, Haushalt usw., in Flechtarbeit der Körbe und Matten usw. von Weiden und gewissen Gräsern. Auch mußten sie zeigen, daß sie den Herd und den Küchenschrank putzen konnten. Aber auch der Gesang-Inspektor waltete seines Amtes im Seminar. Erleichtert atmeten alle auf, als am Freitag, den 4. November, die Inspektoren Mariannahill verlassen hatten. Besonders froh war Schwester Cölesta, die zum erstenmal in Küchenarbeit usw. unterrichtet hatte; ihre freudige Miene sagte uns auch ohne Worte, daß die gestrenge Inspektorin zufrieden war.

Unterdessen meldeten sich schon andere Inspektoren. Am Montag, dem 7. November, trafen nicht weniger als vier ein. Das gab eine heiße Woche für Schüler und Lehrpersonal. Die Schüler sollten ihre Fertigkeit in der Praxis zeigen. Gewöhnlich wird ihnen 20 Minuten zur Vorbereitung gegeben, und während sie die Lehrprobe halten, sind 2, 3 oder gar 4 Inspektoren anwesend. Wer will es da den armen schwarzen Lehramtskandidaten verargen, wenn sie ein Zagen überkommt in Gegenwart so vieler gestrenger Herren!

War diese gefürchtete Woche vorüber, dann war das Schlimmste vorbei. Beinahe eine ganze Woche brauchte es, weil die Zahl der Schüler und Schülerinnen so groß war. Das schriftliche Examen im Dezember ging schneller vonstatten, denn da erhielt jedes Kind der betreffenden Klasse den gleichen Fragebogen und hatte eine bestimmte Zeit für die Beantwortung.

Eine schöne Abwechslung zwischen diesen zwei Examenswochen war die erhebende kirchliche Feier der heiligen Taufe und Erstkommunion am Samstag, dem 5., und Sonntag, dem 6. November. Die Zahl der Täuflinge war eine Auslese; es waren 29 Erwachsene, und davon 26 Konvertiten und 3 Heiden. Der Übertritt der 26 Konvertiten und die bedingungsweise Taufe derselben sowie die Taufe der drei Heiden, war die eindrucksvolle Feier des Samstags. Am Sonntag durften diese 29 Glücklichen mit den andern Erstkommunikanten zum Tisch des Herrn hinzutreten; im ganzen waren es 86, jung und alt, am stärksten war das weibliche Geschlecht vertreten, und besonders junge Mädchen. An solchen Tagen ist die Kirche gedrängt voll, und wenn die Erstkommunikanten die heilige Kommunion empfangen haben, drängt sich eine große Schar

Gläubige zum Tisch des Herrn; Vater, Mutter, Geschwister, Onkel, Tante, Pate, alles will teilnehmen am Glück der Erstkommunikanten. Gewiß wird der göttliche Seelengast alle mit freigebiger Liebe segnen!

Die verhältnismäßig große Zahl der Konvertiten zeigt immer wieder, wie so manche edle Seele sich in andern Glaubensgemeinschaften nicht mehr wohl fühlen, so bald sie den katholischen Glauben kennengelernt haben. „Southern Cross“ berichtet auch häufig von Konversionen der Weißen in hiesigen Städten oder Ortschaften.

Die Herren Inspektoren sagten vom praktischen Examen, daß die Schüler und Schülerinnen im allgemeinen „verry well“ (sehr gut) gearbeitet hätten. Daß bei über 90 Schülern der eine oder andere weniger Talent hat, versteht sich von selber.

K

Allerlei

Wie die Heiden in Süd-Afrika gegen unsere Schwestern gesinnt sind, zeigt folgende kleine Begebenheit: Eines Tages ging eine unserer Schwestern in Begleitung einer schwarzen Schwester zu einem etwa zwei Stunden entfernten Kraal, um einen Kranken zu besuchen. Unterwegs kamen sie an einem Kraal vorbei, in dem sie wohl schon früher Krankendienste geleistet hatten, und schauten hinein. Aber was sahen Sie? — Mehrere Männer bei einem Trinkgelage. Man sprang auf, setzte zwei Holzklöße vor die Schwestern und lud sie höflichst zum Sitzen ein. Diese sahen jedoch, daß sie dort überflüssig waren, und gingen bald weiter. Aber kaum hatten sie einige hundert Meter zurückgelegt, als zwei Männer schreiend und mit den Händen lebhaft gestikulierend, hinter ihnen herliefen. Aber die Schwestern kam große Angst; sie meinten schon, ihr letztes Stündlein sei gekommen und bereiteten sich darauf vor. Bald hatten die beiden Männer sie auch eingeholt. Und was wollten sie? „Die Männer“, so sagten sie, „haben uns geschickt, Euch für Euern Besuch zu danken; wir haben dies leider vergessen und bitten um Entschuldigung.“ Dann baten sie, gelegentlich den Besuch zu wiederholen.

Zeigt diese übergroße Höflichkeit und Dankbarkeit nicht eine sehr wohlwollende Gesinnung gegen unsere Schwestern?

K

**Zieh' vom Verdienst, wofür die Welt dich preist,
Von allem ab, was Gott dabei getan,
Und sieh dann, was für dich noch übrig bleibt.**



Ausstellung St.-Josephs-Konvent, Tangibar, 1932.

100 100 100

Der böse Garimorchi

Aus Zanzibar

Garimorchi wohnte so ungefähr eine halbe Stunde weit von Walezo entfernt. Weil er immer kränklich war, besuchte ich ihn öfters, um ihn zu bewegen, doch ins Hospital zu gehen, denn seine Krankheit schien mir unheilbar. Ich dachte dabei nur an die Rettung seiner Seele. Die Sache ging aber nicht so leicht. Als ich das erste Mal zu ihm kam, fand ich ihn draußen vor der Tür; und als er mich bemerkte, senkte er seinen Kopf zwischen seine Knie und schaute sinnend zur Erde. Freundlich sagte ich zu ihm: „Mein Freund Garimorchi, wie geht es Dir?“

„Wer hat Dich gerufen?“, sagte er zornig.

„Niemand,“ erwiderte ich; „ich weiß schon lange, daß Du krank bist. Ich bin gekommen, um Dir zu helfen. Wenn Du willst, so gebe ich Dir Medizin, oder Du kannst auch ins Hospital kommen.“ Da richtete er seinen Kopf in die Höhe und fing an zu schimpfen und zu toben und sagte: „Du Reker, Du willst mich nur hineinlocken ins Hospital, und dann wirst Du mir Wasser über den Kopf schütten, damit ich bald sterbe. Nein, nie und nimmer. Meine Medizin hole ich mir aus der Stadt.“ Vergebens suchte ich ihn zu beruhigen; zuletzt wollte er mich anspucken, aber es gelang ihm nicht.

Unverrichteter Sache ging ich nach Hause. Ich besuchte ihn öfters, aber ohne Erfolg; schließlich gab ich meine Besuche auf und betete und opferte für ihn.

So verflossen einige Monate; ich hörte nichts mehr von ihm.

Eines Tages rief man mich zu einem Kranken; sofort machte ich mich mit einem Begleiter auf den Weg, denn es war weit. Als wir eine Strecke gegangen waren, erhob sich ein starkes Gewitter, so daß es nicht ratsam war, weiter zu gehen. Ich sagte zu meinem Begleiter: „Wir kehren auf einem andern Weg nach Hause zurück.“

Wir gingen durch ein Gebüsch; die Häuser lagen vereinzelt, zuletzt kamen wir an einer Hütte vorbei, vor deren Türe ein armer kranker Mann saß. Es war Garimorchi.

Sofort ging ich zu ihm hin, drückte meine Freude aus, ihn wieder zu sehen, und ich sagte zu ihm: „Warum bist Du denn hier?“

„Ja“, antwortete er, „sieh, ich bin ganz arm, man hat mich hinausgeworfen, und sieh, wie krank ich bin.“

Ich erwiderte: „Ja, willst Du denn jetzt mit mir kommen?“

„Ich will“, war die Antwort. „Aber kannst Du mich jetzt noch lieben?“

„Ja“, sagte ich, „wie ich Dich liebe, wirst Du erst sehen, wenn Du bei mir bist.“

Am andern Morgen wurde er gebracht. In den ersten Wochen erholte er sich ein wenig, aber dann wurde es wieder

schlimmer. Somit mußte man an den Hauptzweck, die Rettung seiner Seele, denken. Zuerst erzählte ich ihm von der Liebe und Barmherzigkeit Gottes, worüber er ganz gerührt war.

Nach zwei Tagen willigte er mit großem Verlangen ein, getauft zu werden. Er erhielt den Namen „Joseph“. Es war gerade in der Karwoche. Am heiligen Karfreitag mußte er sehr viel leiden, und er tat es mit erbaulicher Geduld, die Hände über der Brust gefaltet. Als ich ihn an das Leiden Christi erinnerte, schaute er mich an und sagte: „Ich liebe es auch, für Jesus zu leiden; ja, ich habe Schmerzen“, und dann wiederholte er einige Stoßgebeten. In der darauffolgenden Woche starb er ohne schweren Todeskampf.



Mashonajugend vor vier Jahren und jetzt

Von Schwester M. Vera

Es war schon spät für Klosterbegriffe, nach 8 Uhr abends. Die müden Glieder sehnten sich nach Ruhe nach einem Tagewerk, das schon um 4 Uhr morgens, beim ersten Morgengrauen, beginnt, dazu die glühende Hitze und Schwüle vor der Regenzeit. Da tönt das Geräusch eines Lastautos zu uns herüber und gleich darauf ein vielstimmiges Singen aus jungen Knabenkehlen, so hell und jauchzend und triumphierend, daß sich unser Herz erweiterte und die Schlassheit der Glieder verschwand wie der Nebel vor der Sonne. Kein Wunder, daß da mit einem Schlag die ganze Schar der Kinder, Jungen und Mädchen, wie elektrifiziert aufsprang und den Sängern mit einem Jubelgeschrei entgegentürzte. Allmählich wurde es aber still, es wurden Erlebnisse ausgetauscht. Dann kam kurz darauf wieder ein Auto. Es war der hochw. Vater Superior unserer Mission, der eben von einem Besuch einiger Außenschulen zurückgekehrt war; er machte ganz gegen seine Gewohnheit einen Lärm, daß wir erschrocken aufzuhren und an ein Unglück dachten. Belustigt über unsere verdukten Gesichter sagte er uns, wir möchten mit zum Lastauto kommen, da könnten wir etwas sehen. Wie im Traum gingen wir mit. In einiger Entfernung vor uns war die hell erleuchtete Autohalle, wimmelnd von dunklen Gestalten. Du liebe Zeit! So einen Polterabend hatten wir die neun Jahre, die wir hier sind, noch nicht erlebt. Dann leerte man einen großen Sack vor uns aus, der mit großen und kleinen Fischen bis obenan gefüllt war.

„Da kann man ja Fischmarkt abhalten“, sagte eine der Schwestern, als sie sich vom größten Erstaunen erholt hatte. Zu allem Überfluß lag da auch noch abseits ein zwanzig- oder noch mehrgfüßiger Riesenfisch und am Eingang der Halle ein

schwarzes Ungetüm, halb Wildschwein, halb Rhinoceros, mit ungeheuren Hauern, die zu beiden Seiten des Maules weit herausstanden. Endlich kam dann der hochwürdige Pater Superior, den Neugierigen das Rätsel zu lösen. Das Lastauto war vor einigen Tagen hinausgefahren, um unsere zwanzig Studenten vom Lehrerseminar in Kutama zu den Weihnachtsferien heimzuholen, und traf dann auf dem Rückwege mit dem hochw. Pater Superior in der Nähe einer Farm zusammen. Der Farmer, ein negerfreundlicher Herr, stellte den Buben ein großes Netz zur Verfügung, das sie jauchzend im nahen Fluß auswarfen und das sich zu ihrem unbeschreiblichen Jubel beim ersten Zug füllte. Wie oft waren früher die Brüder und Knaben geneckt worden, wenn sie trotz ausdauernder Arbeit nur einige winzige Fischlein heimbrachten, und auch der hochw. Pater Superior war nicht allzuoft so glücklich, einen Rehbock mit nach Hause zu bringen; und nun diese ungewöhnlich reiche, mühelos erworbene Jagdbeute.

Das ist ein treffendes Bild unserer Missionsarbeit. Wie haben sich vor 25 Jahren unsere Pioniere jahrelang abgemüht ohne den mindesten Erfolg, so daß sie allen Ernstes den Platz aufgeben wollten. Und bis vor etwa 3—4 Jahren hatten unsere Buben für alles Interesse, nur nicht für den Lehrer- und Katechetenberuf. Sie blieben nur so lange in der Schule, bis sie genug Englisch verstanden, um sich eine Stelle bei einem Weißen in der Stadt zu verschaffen. Und dann kamen auf einmal — ich weiß nicht wie — hoffnungsvolle und vielversprechende Bürschlein herbei, von allen Seiten; und statt abzunehmen, wie es bei diesen Leuten gewöhnlich ist, nimmt der Eifer stetig zu. Sie wollen Lehrer werden, um ihrer tieffstehenden Rasse aus dem sittlichen Elend herauszuhelfen; und zur Erreichung ihres Zieles bringen sie wirklich Opfer, benutzen die Mittagspause zum Lernen und bleiben nach hartem Tagewerk länger auf. Wenn sich die Kameraden zur wohlverdienten Ruhe legen, martern sie ihr Hirn noch eine Stunde lang mit widerspenstigen Buchstaben oder Zahlen. Und so ist es dann begreiflich, daß nicht selten so ein Kerlchen am Jahreschluß eine oder gar zwei Klassen überspringt. Hätte mir das jemand vor drei Jahren gesagt, so hätte ich hell gelacht und gesagt: „Da kennen Sie die Makaranga nicht!“

Also bleibt es ewig wahr: was bei den Menschen unmöglich scheint, das ist möglich bei Gott. Wir müssen nur den Schlüssel zu den Schätzen des Herzens Jesu brauchen, Geduld und Vertrauen, blinden Glauben an seine abgrundtiefe, überfließende Liebe. Es wird einmal offenbar werden, welche verborgene, glaubensstarke Seelen unserer Jugend die oben angeführten Gnaden verdient hat. Und wer von uns möchte nicht das seinige beitragen, um solch reiche Fischzüge zu ermöglichen.

Kindliches Gebet

Von einer Missionschwester vom kostb. Blut

In Einsiedeln, einer abseits vom Weltgetümmel liegenden kleinen Missionsstation, dem Lieblingsaufenthaltort des hochseligen Abtes Amandus, meldeten sich Mitte November des Jahres 1930 zwei ältere Männer, echte Zulus vom alten Schrot und Korn. Mit naiver Beredsamkeit erzählten sie, daß sie vor mehr als dreißig Jahren öfters 2—3 Stunden weit her zum Sonntags-Gottesdienst gekommen seien und wie gut es ihnen gefallen habe. Dann aber seien sie als junge Burschen weit, weit fortgezogen. Nun aber auf einer Reise begriffen, seien sie wiedergekommen, um den Herrn in seinem Hause anzubeten.

Man zeigte ihnen die vergrößerte Kapelle. Freudig folgten sie der Einladung und betraten das Gotteshaus. Dort warfen sie sich sogleich auf die Knie und neigten das Haupt fast bis auf den Boden, dann salutierten sie mit erhobener Rechten und entboten dem auf dem Altare verborgenen Gott den königlichen Gruß „Bayete“! Nun begannen sie laut zu beten, so laut, daß man es draußen verstehen konnte. Ihr Gebet lautet in der Übersetzung ungefähr so:

„Du, unser Gott, der Du alles weißt, Du kennst auch unsere Wege. Hilf uns auf unserer Wanderschaft. Und wenn wir einstens sterben, hilf uns auch dann, denn Du weißt ja, wie leicht unser Herz vom rechten Wege ablenkt; hilf uns, daß es uns nicht irreführt.“

Dann begann der andere: „Du weißt, wohin wir einst gehen werden. Hilf uns den Weg zu Dir finden. Vater unser, der Du bist im Himmel, hilf uns, verlaß uns nicht!“ Dann zum Bilde der Gnadenmutter von Einsiedeln gewandt: „Maria, wir sehen Dich, wir betrachten Dich. Wir wissen, daß Du uns lieb hast, Du Mutter Jesu; wir bitten Dich, Du unsere liebe, süße, hehre Mutter, bitte für uns. Du bist gebenedeit, o Maria. Sei versichert, wenn uns unser Weg wieder hier vorbeiführt, dann besuchen wir Dich wieder, o Du Gebenedeite.“

Nun hub der erste wieder an: „O mein Gott, beschütze mich in meinem Leben. Du siehst mich hier in Deinem Hause und hier in Deinem Hause werde ich Dich wieder besuchen. O, wie freue ich mich, bei meinem Herrn und König weilen zu dürfen. Begrüßet seißt auch Du, Maria, voll der Gnaden, der Herr ist mit Dir. Du bist gebenedeit und gebenedeit ist die Frucht Deines Leibes Jesus. Amen, Amen, Amen.“

Bayete! Du unser König. Bayeta! Du hehre Königin. Beschüzet uns beide, verlaßt uns nicht. Schaut, es ist so weit, wohin wir gehen müssen. Schaut auf unsere Seelen. O Gott, Du bist so gut, und wir haben Dich durch unsere Sünden beleidigt. O, Du süße, hehre Jungfrau, bitte für uns. O, wie es uns

freut, Dich, unsern Herrn, gesehen zu haben, wir, die wir Seelen besitzen. Bayete! Unser Herr und König! Bayete! Unsrer Königin und Mutter.“

So beteten diese Heiden. Wir hörten ihnen ergriffen zu und erinnerten uns der Worte des Herrn: „Wahrlich, solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden.“

3

Die Wünschelrute des Negerleins Von Schw. M. Vera

Wohlbekannt sind die Märlein von der Wünschelrute, die unversehens das Los der Armen in eitel Gold und Flitter verwandelt. Etwas Ähnliches, doch mit dem Unterschied, daß es wahr ist, will ich unsern lieben Lesern von hier erzählen. — Klein Sarurayi ist das Negerlein, ein etwa 9 Jahre altes Mägdlein, mit einem lieben Gesichtchen und so großen treuherzigen Augen, die jedem Sympathie abgewinnen — und was die Wünschelrute ist — ja, da magst Du, lieber Leser, am Schlusse des Geschichtleins selber sagen.

Klein Sarurayi war das Glück wenig hold; sie wurde vor einigen Jahren mit einem älteren und jüngeren Brüderchen auf unsere Mission gebracht zur Beobachtung. Beide Eltern sind nämlich Ausföjige. Bis vor wenigen Monaten zeigte sich bei den dreien keine Spur der schrecklichen Krankheit, nur fiel uns auf, daß Sarurayi an den Beinen und Armen immer Ausschlag hatte, der, wenn er kaum vertrieben, an einer andern Stelle wieder ausbrach. Und dann kam das Verhängnis, langsam aber sicher. Es war zum Herzerbarmen. Nicht genug, daß die immer ärger werdenden Schmerzen das Kind am Gehen hinderten und sie nachts nicht schlafen ließen; das wäre noch zu ertragen gewesen; der Neger ist ja im allgemeinen im Ertragen von Schmerzen sehr zäh. Aber daß sie nun gemieden und von allen mit halb verachtenden, halb abergläubischen Blicken angesehen wurde, das war hart, sehr hart.

Kein Wunder, daß der sonst so kindlich fröhliche Ausdruck des Gesichtchens so unsäglich traurig wurde, ja einen Anflug von Bitterkeit annahm. Vergebens bemühten wir Schwestern uns, sie durch besondere Freundlichkeit und Pflege aufzumuntern. Noch vergeblicher war es, die Herzlosigkeit und Vorurteile der Kinder beseitigen zu suchen. Nichts ist ja bei diesen armen Kindern der Wildnis so tief gewurzelt wie der düstere Aberglaube, daß Krankheit und Unglück aller Art Zeichen des Fluches sind und darum Verachtung statt Mitleid verdienen. Selbst die Blutsverwandtschaft hebt diese Vorurteile nicht auf. Wer z. B. von einem Krokodil verwundet worden ist, mag

lieber in der Wildnis elendiglich umkommen, als menschliche Hilfe anzugehen; er weiß nur zu gut, daß er eher bei einem wilden Tiere als bei einem seiner nächsten Angehörigen Mitleid finden werde. — Nun zurück zu unserer Sarurani.

Die Ansteckungsgefahr wurde immer größer, und wir warteten mit steigender Ungeduld auf die Entscheidung des Arztes, den wir schon lange von dem Fall in Kenntnis gesetzt hatten. Andererseits sahen wir der Stunde, in der das Kind zur Ausfägigen-Ansiedlung gebracht werden sollte, mit Bangen entgegen. Wie entsetzlich schwer würde dem armen Kinde die Fahrt werden. Doch der Arzt kam nicht; und es war gut, denn so hatte die Wünschelrute Zeit zum Wachsen. Über dem Warten verschwand allmählich das Anschwellen der Beine und der Ausschlag an den Händen und Armen, jedenfalls infolge des vielen Badens. Und so verschwand auch das mißtrauische Wesen der Kameradinnen, die Sarurani sonst wegen ihrer Gutmütigkeit recht gern hatten.

Aus den Augen, aus dem Sinn! Die Zeichen der Krankheit waren für eine kurze Zeit verschwunden und damit auch alle Vorurteile. Inzwischen kam dann die Nachricht von dem Ausfägigenheim, daß Sarurani an dem und dem Tage zur bestimmten Stunde nach Chilimangi gebracht, von wo aus sie dann weiter an Ort und Stelle gebracht werden sollte. Unsere Schwester Oberin machte sich immer noch Sorge, wie die Nachricht dem Kinde schonend beizubringen sei, und es gelang ihr vorzüglich. Ein paar Minuten später kam eine Vierjährige und sagte: „Schau doch mal, Schwester, die Sarurani tanzt.“ Und Schwester Annaberta sagte: „Ja, was ist denn mit der Sarurani los? Die steht in der Kuchentüre, wo sie sich früher nie hinwagte, und macht solche Sprünge; sie ist ganz außer sich vor Freude.“

„Ja,“ erwiderte Schwester Oberin, „ich habe ihr gesagt, der hochw. Herr Pater Superior würde sie heute spazieren fahren mit dem Auto, um ihre Mutter im Ausfägigenheim, die, dank der geschickten Behandlung des Arztes fast wieder hergestellt ist, zu besuchen. Später dürfe sie dann wieder zurückkommen.“ Und als Sarurani dann ein nagelneues gedrucktes Kleidchen bekam, da wußte sie sich vor Stolz und Freude nicht mehr zu lassen. Und als sie dann wirklich im Auto davonfuhr, der hochw. Pater Superior vorn und sie allein hinten, stolz und glücklich wie eine Prinzessin, da kannst Du Dir denken, lieber Leser, daß die überrascht zuschauenden Kinder wirklich das Gefühl hatten, als sei aus der armen Ausfägigen urplötzlich eine stolze Prinzessin geworden, die der hochw. Pater Superior in eigener Person ausfährt.

Die Kreuzspinne

oder

aus dem Leben einer Wahrsagerin

Von Schwester M. Engelberta

1. Kapitel Ulembana.



Das Häßliche in der Natur hat seine eigentümliche Wirkung auf den Menschen. Vor Schlangen hat auch der Unerrockene einen unwillkürlichen Widerwillen. Hier spielt das Bewußtsein der Gefahr noch eine gewisse Rolle; anders bei den Spinnen. „Pfui, Spinne“, hört man oft rufen. Ja, die Spinnengewebe in den Zimmerecken sind mit Recht ein Dorn im Auge für uns gebildete Europäer.

Sedoch bei den Eingeborenen Afrikas hat die sonst so häßlich aussehende Spinne ein ganz anderes Ansehen; sie gilt, gleich den Schlangen, etwas so wie ein Geist und wird von keinem getötet. Vor einer Kreuzspinne aber haben sie sogar Ehrfurcht und zerstören gewiß niemals absichtlich ihr Spinngewebe.

Im Zululand, Natal (Süd-Afrika), hat sich in den neunziger Jahren eine ganz besondere Geschichte zugetragen, worin eine „Kreuzspinne“ eine auffallende Rolle spielte. So oft ich jetzt ein sehr schön gewebtes Spinnennetz, besonders von einer Kreuzspinne, sehe, erinnere ich mich wieder, daß auch Spinnen Gutes stiften können und eigentlich verkannte Nutztiere sind. Schädlich ist keine Spinne, vielmehr stehen sie samt und sonders als fleißige Vertilgerinnen von allerhand lästigen und schädlichen Käfern eigentlich im Dienste der Menschen. Soviel zu ihrer Ehrenrettung, weil ich sagte, daß es häßliche Tiere sind; seit jener Geschichte aber betrachte ich die Spinnen nicht mehr so feindlich. Also jetzt zu unserer Kreuzspinne, welche zu dieser rührenden, interessanten und zugleich erbaulichen Geschichte Anlaß bietet.

An den Ufern des rauschenden Inkonzosflusses, am Fuße des Latikulu-Waldes, befand sich ein großer Kraal mit vielen Hütten, welche der berühmte Unamandhla, d. h. der Mächtige, bewohnte. Er hatte mehr als zehn Weiber, viele Kinder, große Viehherden, Rinder, Schafe, Ziegen, auch mehrere Pferde. Das Frühlingsfest, welches die Eingeborenen Süd-Afrikas immer großartig feiern mit Tänzen und Biergelagen, brachte ihm aber im Jahre, es mußte ungefähr 1875 gewesen sein, eine ganz besondere Freude. Sein Lieblingsweib Mnandi, d. h. die Süße, gebar ihm ihr erstes Kind. Es war ein Mädchen; auffallend schön, groß und stark, was das Wunderbarste an dem Kindlein war: es hatte auf dem Rücken ein Muttermal, ein Zeichen in der Gestalt einer Spinne und in der Mitte ein Kreuz. Also,



Schwester Jemgard mit kleinen Negerlein in Mariannhill.

eine Kreuzspinne; ein Tier, welches die Eingeborenen in die Geisterschar einreihen; das war offenbar von großer Bedeutung. Aber die Schlangen und Spinnen haben ja die schwarzen Völker allerlei Gedanken und Phantasien, ähnlich wie im Deutschen das Sprichwort besteht: „Spinne am Morgen bringt Kummer und Sorgen“, „Spinne am Abend erquickend und labend.“ So haben auch die Eingeborenen derartige Aussprüche und glauben natürlich ganz fest daran.

Nun, es war ein wonniger Frühlingsabend, an dem die Sonne rosig unterging, und die Hütte, worin Mutter und Kindlein lagen, wie mit einem Glorienschein bestrahlte. Der Zauberer wußte sich die Sache gleich gut zu deuten. Aus dem Mägdlein würde ganz bestimmt eine „Wahrsagerin“ werden. Es wird die Zukunft lesen können, es wird ein Gnadenkind der amaschlozi (Geister) werden — und er, der Mächtige (Unamanschla) ist der Vater dieses Kindes seines jüngsten und schönsten Lieblingsweibes Mnandi. Er war schon reich, aber die Zukunft versprach ihm mit diesem Wunderkinde noch viel größeren Reichtum und Macht. Die Wahl eines passenden Namens für die Kleine war nicht schwer. Die Kreuzspinne steht schon auf ihrem Rücken wie eingegraben, also soll sie auch „Kreuzspinne“, d. h. Ulembana heißen.

Drei Tage wurde das Geburtsfest gefeiert; Ochsen und Ziegen wurden geschlachtet und den Hausgeistern geopfert. Mit dem Blute der Opfertiere wurde die kleine Ulembana bespritzt und auch deren Mutter Mnandi, welche ganz selig das Kind

in ihren Armen hielt. Ulembana, die kleine Kreuzspinne, gedieh prächtig, wie von selbst, war niemals krank, wie doch sonst die Zulu-Babys immer etwas kränkeln, besonders die Erstgeborenen oft sogar sterben. Offenbar, Ulembana stand in hoher Gunst bei den Geistern.

So wuchs das Kind in seiner heidnischen Umgebung heran, wurde größer und größer und verständiger, und bekundete ein auffallend ernstes, stilles Wesen. Ulembana spielte nicht soviel wie andere Kinder, war gern allein und saß oft stundenlang an der Wasserquelle, hörte dem Rauschen des Flusses zu und hatte so ihre eigenen Gedanken. Sie waren alle noch Heiden, und auch das Mädchen wurde in all ihre heidnischen Gebräuche eingeführt; aber Ulembana stieß manches sehr ab. Sie hörte zuweilen auch von Nkulunkala, dem großen Gott, reden, und dann dachte sie viel darüber nach. Sie war eine große Liebhaberin des Sternenhimmels und fragte sich: „Warum hat Gott diese schöne Erde, Sonne, Mond und Sterne erschaffen? Für wen? Was will er von den Menschen, die er geschaffen?“ Das kluge Mädchen kannte auch die bösen Taten seines Vaters, des Zauberers; es entsetzte sich darüber und wollte die Geister nicht anbeten. Als es etwa 12 Jahre alt war, wollte es der Vater in die „schwarze Kunst“, Zauberei, Wahrsagerei, einführen. Ulembana wehrte sich und sagte ernst und bestimmt: „Vater, ich bitte Dich, lasse ab von Deiner Arbeit, sie ist von einem bösen Geiste, und Dein Ende, o Vater,“ sie stieß es weinend aus, „wird auf dem Galgen sein. Die Abelungu (Weißen) werden Dich aufhängen.“ Erschrocken und zugleich wütend über diese ihre Rede, schlug sie der Zauberer auf den Mund und schrie: „Kreuzspinne, behalte Deine Weisheit, sonst werde ich ein Netz um Dich spinnen für solch unsinnige Wahrsagerei; bei mir, dem Mächtigsten der Zauberer, wird das niemals eintreffen.“ Von dieser Stunde an war das Verhältnis zwischen dem Vater und seiner Lieblingstochter ein gespanntes und mißtrauisches. Auch Nuandi ihre Mutter, mochte der mächtige Unamanschla nicht mehr so gerne; er hatte ja indessen auch längst schon wieder mehrere junge Weiber genommen und jetzt ein anderes Lieblingsweib, Nomabukali (die Scharfe), welche ihrem Namen alle Ehre machte und besonders auch Ulembana, der Kreuzspinne, wie man sagt, ganz „spinnefeind“ war. Diese hat die Mißstimmung gar bald wahrgenommen und den Vater gegen die Tochter aufgeheizt. „Das Mädchen ist eine geborene Wahrsagerin; nicht umsonst hat sie die Kreuzspinne auf dem Rücken“, sagte sie zu dem Zauberer, „Du brauchst sie gar nicht in dieser Kunst zu unterweisen, sie wird einmal gegen Dich auftreten und Deinen Ruhm verdunkeln. Ganz gewiß. Nicht umsonst sitzt sie nachts auf dem Steine und schaut und schaut zum Sternenhimmel empor.“

Fremde Geister unterrichten Deine Tochter, und sie wird Dir den Nacken brechen, glaube mir." So sprach das boshafte Weib.

Um das Jahr 1887 herum siedelten sich die ersten Missionare in dieser Gegend des Inkonzo-Flusses an und errichteten auf hohen Bergesspitzen ein steinernes oder hölzernes Kreuz zum Zeichen, daß sich eine Mission daselbst befindet; sie bauten ihre Kirchen und Kapellen und errichteten Schulen und Krankenstätten für die Eingeborenen. Wie die Morgenluft, so sonnenklar und rein, drangen die hellen Glockentöne bis zum Latikulu-Wald am Ufer des Flusses. Ulebana hörte es, und es klang ihr wie himmlische Musik in den Ohren. Gar bald wurde sie auch mit Menschen bekannt, welche ganz wunderbare Dinge von den Mönchen im weißen, wallenden Gewande erzählten, von der Lehre Jesu Christi berichteten und von der liebehaltigen Frau im himmelblauen Kleide, und ihr auch Heiligenbildchen zeigten. Sie nannten sich Christen, diese Leute, waren sitzhaft gekleidet, liefen nicht mehr nackt wie die wilden Heiden, und machten einen guten Eindruck auf Ulebana.

Im Kraale des Zauberers aber waren alle wütend über die Nähe der Mission und verboten den Kindern, dahin zu gehen. Sie werden verzaubert von den Christen, sagten sie; und als einmal mehrere Knaben, von Neugierde getrieben, die Missionskirche am Berge besuchten, bekamen sie Prügel und wurden von den Eltern an einen Pfahl festgebunden. Ulebana zog es mit Allgewalt zur Missionsstation hin; sie betete und flehte insgeheim zum Nkulunkulu, „zum großen Gott“, ihr doch zu helfen, eine Christin zu werden. Der Zufall führte das Mädchen einmal auf dem Wege mit zwei Missionschwestern zusammen, welche in einem Kraal eine kranke Frau besucht und in Todesgefahr getauft hatten. Ulebana sah und hörte alles, was die guten Schwestern taten und sprachen, wurde ganz ergriffen von der Milde und Freundlichkeit der Schwestern, welche sich beim Abschiede aus der Hütte der Kranken auch ihr liebevoll nahen und sie einladen, doch auch einmal zur Kirche zu kommen. Von diesem Tage an sann Ulebana fortwährend über das Christentum nach; die lieben Schwestern mit dem weißen Schleier als Kopfbedeckung und dem Kreuzchen an der Brust am blutroten Bändchen gingen ihr nicht mehr aus dem Sinn.

Ulebana war 15 Jahre alt geworden; da ereignete sich etwas Besonderes. Am Ufer des Inkonzo wurde eine Frau, bereits Christin, mit abgeschnittenem Kopfe gefunden. Es war so dies im Zululand nichts Neues; wurden doch jährlich, meistens in der Frühlings- oder auch Herbstzeit, 4—5 Leute umgebracht, vielfach deren Köpfe, Hände, Eingeweide, am liebsten das Herz, herausgeschnitten. Aber so nahe am Latikulu, beim Fluß am hellen Tage, das erregte doch großes Aufsehen.

(Fortsetzung folgt.)



F ü r d i e K i n d e r

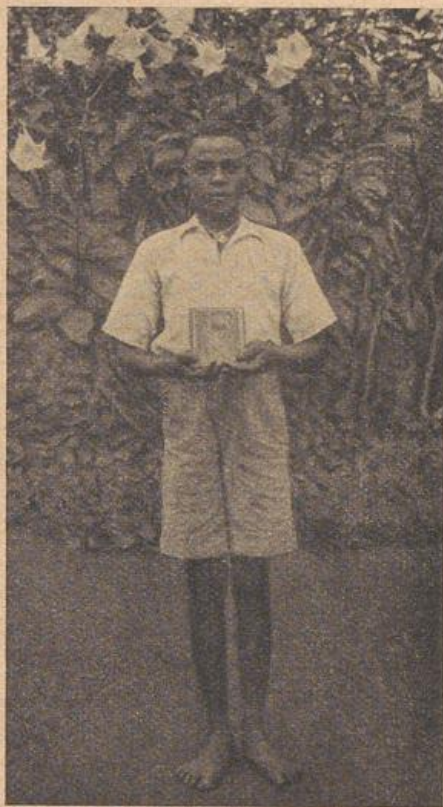
Tschuma

Von Schwester Ancilla

Einestages kam ein kleines Negerbübchen auf die Mission und bat, man möge es dort behalten, unterrichten und taufen. Es war mager, scheu und ängstlich und mochte etwa 9—10 Jahre zählen. Seine ganze Habe, ein altes schmutziges Tuch, hatte er fest um den schlanken Körper gezogen. Nun wartete der Kleine, seine unschuldigen Augen fragend auf uns richtend, was es mit ihm geben werde. Ganz fremd war er uns nicht mehr, denn sein Lehrer hatte bereits von ihm erzählt, und er kam auch fast jeden Sonntag zur Kirche. Tschuma, so heißt das Kind, kam aus einer stockheidnischen Gegend, in der nur noch der Islam einigen Eingang gefunden hat, das Christentum aber gehaßt wird. Nur ganz wenige Kinder besuchen die Schule, welche die Mission dort errichtet hat. Die meisten möchten wohl lesen, schreiben und rechnen lernen; denn allmählich beginnt es auch dem Neger zu dämmern, daß ungeschulte Leute es im Leben nicht weiter als zum Feldarbeiter oder Lastenträger bringen. Hingegen sticht ihnen das Amt irgendeines Schreibers oder Handwerkers, die besser gekleidet einhergehen und sich „Fundi“ (Meister) nennen lassen, in die Augen. Aber weil in den Missionschulen den Kindern an erster Stelle vom wahren Gott erzählt wird, so fürchten die Alten, ihre Kinder möchten das Heidentum verlassen, und halten sie zu Hause. Den kleinen Wildfängen selber ist dies nicht so arg; sie tollten oft lieber in Feld und Wald herum, fangen Vögel und jagen Affen, als daß sie sich stundenlang mit dem Erlernen von Dingen abplagen, die ihre Eltern auch nicht verstehen und deren Nutzen sie noch nicht begreifen.

Unser kleiner Tschuma aber dachte anders. Er zählte zu den 10—12 Kindern, die sich ein Herz faßten und zur Schule kamen, um wenigstens einmal zu sehen, was es dort gebe. Der Lehrer, ein recht einfacher, aber braver Christ, hatte bald sein Herz und sein Vertrauen gewonnen. Mit Aufmerksamkeit und Spannung folgte Tschuma täglich dem Unterricht, wo er von der Sünde hörte, von Himmel und Hölle; dann auch vom Jesukind, das für uns vom Himmel kam, uns lehrte, wie wir leben sollen, und das später all sein Blut und Leben für unsere Rettung hingab. Auf das unschuldige Kind machten diese christlichen Wahrheiten einen tiefen Eindruck und bald reifte in ihm der Entschluß: „Ich werde Christ. Aber wie?“ das machte unserm braven Tschuma viele Gedanken. Er sagte sich: „Hier bleiben in heidnischer Umgebung, im heidnischen Kraal? Nie werde ich Ruhe bekommen und man wird kein Mittel unversucht lassen, mich davon abzubringen.“

Eines Tages faßte das kleine Bübchen sich ein Herz und sagte seinen Eltern, es wolle auf die Mission gehen, um sich im christlichen Glauben unterrichten und taufen zu lassen. Da aber stieß es auf harten Widerstand. Auch die Heiden hier lieben ihre Kinder sehr und die Kinder hinwiederum hängen mit großer Liebe an Eltern und Heimat. Der größte Schmerz, den man z. B. einem Neger zufügen kann, ist, wenn man seine Mutter beschimpft. Nun mußte ihr Kind, ihr Liebling, ihnen das antun? Niemals werde er ihre Einwilligung bekommen. Tschuma aber blieb standhaft bei seinem Begehren, bis ihm die Mutter erzürnt sagte: „Du kannst gehen! Aber mein Kind bist Du nicht mehr und Deiner Eltern Hütte darfst Du nicht mehr betreten!“ So eine harte Antwort hatte er nicht erwartet. Ihm, dem kleinen Knaben, sollte durch Annahme der katholischen Religion das Liebste auf der Welt genommen werden? Er, ein unversorgtes, schwaches Kind, soll keine Heimat, keine Mutter mehr haben? Keine Mutter, die er als gutes Kind überaus lieb hatte? Sein Herz blutete bei dem Gedanken!



Tschuma.

Doch Tschuma blieb treu. Betrübt, aber entschlossen verließ er alles, was er besaß, und lenkte seine Schritte zu der mehrere Stunden entfernten Mission.

Der Pater Missionar sah sich das Bübchen an und nahm es auf. In den ersten Tagen saß der Kleine oft ganz allein am Schwesternhaus, schaute scheu und bange die Schwestern an, und man sah, wie er litt. Ost ging ich zu ihm und es dauerte nicht lange, da hatten wir gute Freundschaft geschlossen. Tschuma hatte in den Schwestern Mütter wiedergefunden und langsam wurde er anders. In der Schule ist er fleißig und artig und zeigte gutes Talent. Auch gewachsen ist er und hat dicke Wangen bekommen, wie beiliegendes Bild von ihm zeigt. Seine Angehörigen schienen sich anfangs nicht um ihn zu kümmern; nach einiger Zeit aber schickte sein Onkel einen Boten und bat ihn dringend, doch zu ihm auf Besuch zu kommen. Unser Tschuma aber durchschaute seine Pläne und sagte, er werde gewiß den Onkel besuchen, jedoch erst, wenn er getauft sei. Dieses hohe Glück wird ihm, so Gott will, am kommenden hochheiligen Weihnachtsfeste zuteil werden, und er freut sich sehr darauf.

Betet für ihn, liebe Kinder, daß er dem heiligen Glauben, für den er schon so große Opfer gebracht, immer treu bleiben möge.

„O Jesulein, komm und mach mich fromm!“

Von Schwester Engelberta

„O Jesulein, komm und mach mich fromm!“, so betete oft und innig unser liebes Lieschen, ein krankes, kaum sechs Jahre altes Wadschaggamädchen. In gesunden Tagen war Lieschen ein frisches, dickes, pausbackiges Kind gewesen, immer munter und sangeslustig. Da auf einmal wurde es kurze Zeit vor dem heiligen Weihnachtsfest krank; es konnte nichts mehr essen und wurde von Tag zu Tag immer schwächer.

Ganz still und ergeben trug das schwarze Kind seine Leiden. Wenn man vom Weihnachtsfest sprach, vom lieben Christkindelein, oder wenn die Weihnachtslieder, die eingeübt wurden, bis ins Krankenstübchen hinüber tönten, dann wurde Lieschen trotz der vielen Magen- und Leibschmerzen ganz freudig und sagte: „O, ich möchte lieber sterben. Laßt mich nur sterben und gebt mir nicht so viele Medizinen, ich möchte so gerne sterben und in den schönen Himmel kommen!“

Unsere gute Natalia, ein braves schwarzes Mädchen, pflegte die kleine Kranke am meisten und betete viel mit ihr. Wie freute sich diese gute Seele, wenn sie Lieschen allein vor dem Bilde des Jesukindes kniend fand oder es in seinen Schmerzen leise wimmern hörte:

„O Jesulein, komm und mach mich fromm!
Daß ich zu dir in den Himmel komm!“

In der Wadschaggasprache klingt das Gebetlein auch so schön und innig und diese Worte mochten wohl dem armen kranken Kinde so sanfte, stille Geduld verleihen, daß es seine Schmerzen so ergeben ertrug und seine Umgebung gar nicht viel plagte.

Nur wenn man ihm etwas zu essen brachte, dann weinte Lieschen, denn es hatte gar keinen Appetit und bekam schreckliche Magenschmerzen. „O, laßt mich doch sterben,“ flehte es oft, „wozu soll ich noch essen? Ich will ja in den Himmel gehen.“

Ihre kleine Freundin Theresia besuchte sie oft. Beide waren noch ganz klein, als sie zusammen auf die Mission gebracht und von den Schwestern mühsam aufgezogen wurden. Lieschen war erst acht und Theresia erst drei Tage alt. Diese zwei kleinen Mädchen waren stets unzertrennliche Gefährtinnen, gleich gekleidet und gleich groß und liebten sich innig. Thereschen ermunterte die kranke Freundin: „Iß doch, Lieschen, sonst mußt Du sterben. Bald ist Weihnachten, da wird es in der Kirche sehr schön und wir singen das schöne Lied ‚Gloria in excelsis Deo‘.“ Da lächelt die kleine Kranke und sagte: „Ich werde im Himmel dies schöne Lied singen, viel, viel schöner wird es dort oben sein bei den lieben Engelein.“

Wirklich, es kam so. Gerade vor Weihnachten starb Lieschen so still, so sanft und voll heiliger Sehnsucht nach dem „Mtoto Jesus“ (Jesuskind).

„O Jesulein, komm und mach mich fromm,
Daß ich zu dir in den Himmel komm!“

Das waren Lieschens letzte Worte, letzte Gedanken gewesen. So schön und friedlich lag es da in ein weißes Tuch eingehüllt, mit weißen Rosen geschmückt, ein Kränzlein auf dem schwarzen Köpfchen. Um den kleinen Mund spielte ein sanftes Lächeln. Thereschen weinte bitterlich. Aber Natalia sagte: „Weine nicht, siehst Du nicht, wie lieb Lieschen lächelt? Vielleicht singt und jubelt es jetzt mit den lieben Engelein und singt: ‚Gloria in excelsis Deo.‘“

Auflösung der Scherzfrage aus vor. Nummer

Die Biene.



Gebetserhörungen

Dank dem heiligen Thaddäus für die auffallende Hilfe in einem besonderen Anliegen. Eine Missionschwester vom kostbaren Blut.

Dem heiligen Moses Dank für Hilfe in großer Wassernot.
Eine Missionschwester in Süd-Afrika.

Lustige Ecke

Lehrer: „Wer war nicht froh, als der verlorene Sohn nach Hause zurückkehrte?“ Er erwartete als Antwort: „Der ältere Bruder“, doch er war unzweifelhaft sehr überrascht, die Antwort eines Kleinen zu hören: „Das Kalb!“

Lehrer: „Die erste Bedingung bei allem, was man lernt, ist: auf den Grund gehen, auf den Grund gehen!“

Schüler: „Ich glaube, daß das für mich nicht das Richtige ist.“

Lehrer: „So, warum denn nicht?“

Schüler: „Ich möchte Schwimmen lernen!“

Lehrer: „Wo liegt Madeira?“

Schüler: „Im Weinkeller meines Vaters.“

Peter: „Welcher Unterschied ist zwischen einem General und einer Uhr?“

Karl: „?“

Peter: „Der General macht die „Taktik“, und die Uhr macht „Tiktak“.“



Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Waldfeucht, 21 Mk., Joseph Franz; Wassenberg, 50 Mk., Antonius und Elisabeth; Menden, 21 Mk., Anton; Pachten, 21 Mk., Maria Theresia; Colonnowska, 21 Mk., Konrad; Horrem, 21 Mk., Margareta Singlar; Bielefeld, 21 Mk., Wilhelm; Saarbrücken, 21 Mk., Magdalena; Büren, 21 Mk., Augustina; Neuß, 21 Mk., Antonius; Biersen, 21 Mk., Peter Paul Heribert.

Für die Mission: Herkenrath 10 Mk.; Hindenburg-Zaborze 10 Mk.; Holthausen 2,50 Mk.; Polska 0,50 Mk.; Dedenstockach 2,50 Mk.; Brenig, das Ergebnis einer kleinen Verlosung, 30 Mk.; Markelsheim 5 Mk.; Oberkail 4 Mk.; Schuffenried 2,50 Mk.

Für Missionszwecke: Chrzumezük 5 Mk.

Armenbrot für die Heidenkinder, gesammelt von mehreren Wohltätern Neidingen 50 Frs.

Almosen: St. Bith, zu Ehren des heiligen Joseph in besonderen Anliegen, 66 Frs., Duisdorf 3 Mk.; Horrem 10 Mk.; Neurode 1 Mk.; Bühne 2,50 Mk.; Kirchhellen-Holthausen 1,50 Mk.; Würselen 4 Mk.; Aischberg 5,50 Mk.

Für die Missionschule zur Heranbildung armer, braver Mädchen zu Missionslehrerinnen: Neidingen, zu Ehren der heiligen Familie, 200 Frs.; Neidingen, zu Ehren des heiligen Antonius, 150 Frs.; Colonnowska 10 Mk.; Halberstadt 6 Mk.; N. N., für eine Patenstelle, 100 Mk.

Allen unseren lieben Wohltätern ein recht herzliches Vergelt's Gott!

Als das Jesuskindlein 40 Tage alt war, brachten es Maria und Joseph zum Tempel, um es dem Herrn darzustellen, sie opferten das Opfer der Armen, nämlich ein paar Turteltauben.

O heilige Familie, o Jesus, Maria und Joseph, vereinigt die Opfer unserer lieben Wohltäter mit eurem Opfer und bringet sie dem himmlischen Vater dar zur Rettung der unsterblichen Seelen! Sendet Gnade und Segen vom Throne Gottes auf deren Familien zurück! Ja segnet und schüzet sie Tag für Tag!

Caritasblüten

Nr. 3

1933



Vom heiligen Joseph heißt es nicht:
Er war gar mächtig, reich und klug;
Es heißt: „Er war gerecht“ und schlicht;
Für Gott den Herren war das genug,
Daß er auf seine Treue baute

Und ihm sein Liebstes anvertraute:
Die hehre Gottesmutter rein
Und deren göttlich Kindelein.
Und nun kein Fürst sich rühmen kann
Wie dieser arme Zimmermann.

Die Macht der Fürbitte des heiligen Joseph

Durch politische Umtriebe wurde eine Familie um ihre einzige Beschäftigung gebracht, welche ihr kärglich den nötigen Unterhalt verschaffte, aber ihr doch so viele Mittel gewährte, den Kindern eine anständige, religiöse Erziehung zu geben. Die Familie sah sich der äußersten Dürftigkeit preisgegeben und fand auch keine Hilfe, um die verlorene Lebensstellung wiederzuerlangen. Da bemächtigte sich der Frau eine solch innerliche Aufregung mit wiederkehrenden Fieberanfällen, daß sie vor Mattigkeit und Erschöpfung das Bett hüten mußte. Ihre Angehörigen, welche sahen, daß sich ihr Zustand immer mehr verschlimmere, gaben sich alle Mühe, durch Zureden ihre frühere Ruhe wiederherzustellen; allein dies vermehrte nur ihr Übel, weil sie merkte, daß ihre Worte nur leere Täuschungen seien, die sie erfunden hatten, sie zu beruhigen. Ihr Vater jedoch, welcher schon in seiner Jugend sich unter den Schutz des heiligen Joseph gestellt und selbst erfahren hatte, wie mächtig die Fürbitte des heiligen Joseph sei, ergriff endlich das rechte Mittel, das ihr auch wunderbare Hilfe gewährte. Eines Morgens trat er ganz heiter in ihr Zimmer und sprach zu ihr: „Meine Tochter, was machst Du? Willst Du also eine Beute der Verzweiflung werden, und siehst Du nicht, wie weit Du schon gekommen bist?“

„Aber, Vater,“ entgegnete sie, „Du kannst so ruhig sein beim Anblick unserer grauenvollen Lage?“

„Ja, meine Tochter“, erwiderte er, „ich kümmere mich nicht um unser Elend, denn ich habe dasselbe in die Hände meines lieben Fürsprechers, des heiligen Joseph, gelegt, und ich bin versichert, daß sein liebevolles Herz uns nie verlassen wird. Auch kann ich Dich versichern, daß ich ihn nie um eine Gnade gebeten habe, die er mir nicht gütigst gewährt hat. Nur Mut, meine Liebe! Wende auch Du Dich mit Vertrauen zu ihm, und Du wirst Erhörung finden!“

Die betrübtete Tochter folgt der väterlichen Mahnung und wendet sich alsbald zum großen Heiligen, mehr mit Tränen als mit Worten, aber voll des Vertrauens. Und wer wird es glauben? Kaum hatte sie ihr kurzes, aber andächtiges Gebet beendet, als sie sich innerlich so beruhigt und aufgeräumt fühlte, daß sie glaubte, sie sei aus dem Grabe zum Leben erwacht. In weniger als zwei Stunden erhielt sie ihre Kräfte und ihre vorige Heiterkeit wieder, so daß sie ungehindert und freudig ihren Geschäften nachgehen konnte. Diejenigen, welche sie zuvor sahen, wie sie abgezehrt auf dem Krankenlager hingestreckt lag, wollten kaum ihren Augen trauen beim Anblick ihrer vollkommenen Genesung. Aber dabei ließ es der

heilige Joseph nicht bewenden. Während der ganzen Zeit, da die Familie ihrer vormaligen Stelle beraubt war, sorgte der heilige Joseph, daß gute Menschen sie mit dem Notwendigsten liebevoll versorgten.

Nachdem die arme Familie lange Zeit den gütigen Beistand des heiligen Joseph erfahren hatte, kam ein sehr betrübender Brief von dem Bruder der Frau, in welchem er sie benachrichtigte, daß seine Gattin schwer erkrankt und von den Ärzten fast ganz aufgegeben sei, und sie daher bitte, zu ihm zu reisen, um der dem Tode nahen Gattin Beistand zu leisten und mit ihm wenigstens den großen Schmerz zu teilen, der sein Herz über den bevorstehenden Verlust seiner treuen Lebensgefährtin zerreiße. Die Frau folgte alsogleich dem Ruf ihres Bruders und reiste zu ihm. Kaum erblickt er sie, als er ihr schon entgegeneilte, weinend ihr um den Hals fiel und ihr mittheilte, daß er seine Gattin für immer verlieren müsse. Seine Schwester suchte ihn zu trösten und sagte ihm, er möge nur sein Vertrauen auf die Fürbitte des heiligen Joseph setzen, welcher nicht gestatten werde, daß ihn ein solches Unglück treffe. Er entgegnete, daß er seit der Zeit, wo die Krankheit seiner Gattin gefahrdrohend wurde, vor dem Bild des heiligen Joseph ein Licht gebrannt und ihn oftmals um Hilfe gebeten habe, allein sich einer solchen Gnade für unwürdig halte.

Als der Abend angebrochen war, wollte ich, so erzählte die Frau selbst, sehr ermüdet von der Reise und von Kummer niedergedrückt, ein wenig der Ruhe genießen. Zuvor aber empfahlen wir recht lebendig und vertrauensvoll unser Anliegen dem heiligen Joseph, auf daß er Mitleid und Erbarmen trage mit der armen Kranken. — Ich schlief bereits, als ich meinen Namen rufen hörte. Sogleich sprang ich aus dem Bette und lief ins Zimmer der Kranken in der Meinung, ihre letzte Stunde sei gekommen! Allein, es war vielmehr der Augenblick der Hilfe durch den heiligen Joseph. Die Kranke war in einen heilsamen Schweiß geraten, und als der Arzt früh morgens sie besuchte, fand er sie so gebessert, daß er höchst verwundert bekannte, dies sei nur wie durch ein Wunder geschehen. In kurzer Zeit erholte sie sich vollkommen, so daß keine Spur ihrer Krankheit mehr sich zeigte. — Dies alles möge zur Ehre des heiligen Joseph bekannt werden.

K

Mein Herz, was schlägst du gleich so bange,
Wenn dir der Vater Trübsal schickt?
Sei ruhig, Herz, es währt nicht lange:
Bald endet alles, was dich drückt.

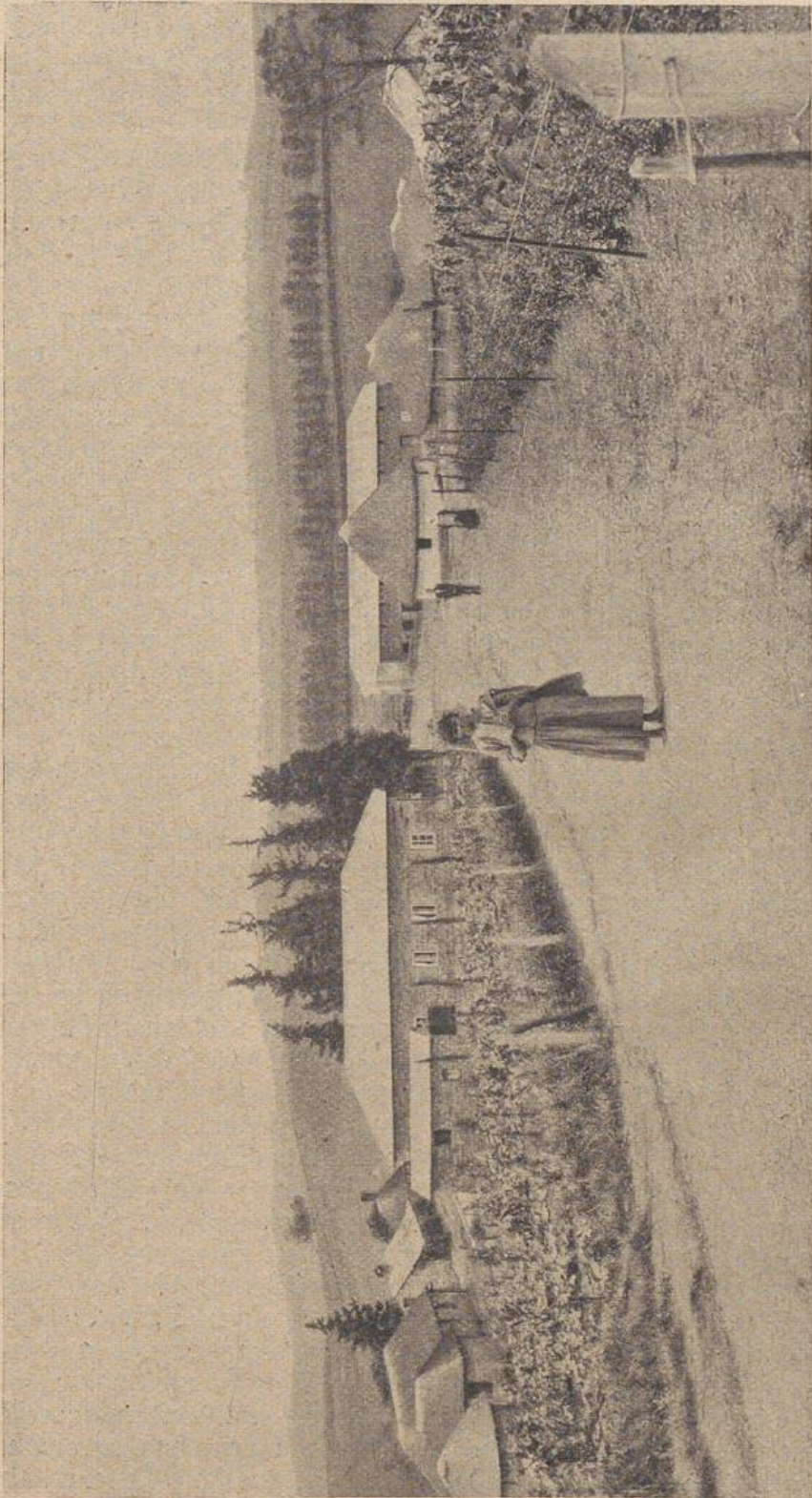
In Maria-Trost

Von Schw. M. Celine

Meine Reise dorthin führte mich zuerst zum Sanatorium; von dort aus geht dreimal in der Woche ein Auto nach Port-Shepstone, vorbei an Maria-Trost. Dieses Auto war gerade defekt, und es hieß: „Eine Woche warten!“ Eines Abends gegen $\frac{1}{2}$ 6 Uhr tauchte es endlich wieder auf. Es war nicht besonders elegant, sondern rappelte gehörig, und die Türen und Fenster waren ebenfalls nicht mehr heil und klirrten und bebten auf dem holperigen Wege. Ungefähr zehn Personen saßen in diesem Kasten. Mir hatte man einen Platz neben dem halbweißen Chauffeur gegeben. Im übrigen war es eine wunderschöne Fahrt. Die Sonne ging unter hinter den hohen, dunklen Bergketten im Westen, und vor uns lag das weite Hügel-land; Felder und öde Weiden wechselten mit Wattelplantagen, hier und da sah man Ochsen oder Schafe; nach und nach verschwand alles im Dunkel der Nacht. Die schwarzen Reisenden vertrieben sich die Zeit mit ihrem eintönigen Gesang. Ich war schon ganz glücklich, wenn sie dann ans Essen dachten; dann hörte man für eine Weile nichts, als das Knabbern an den Maiskolben. Nach und nach schienen die Leute müde zu werden; es wurde stiller im Wagen. Das Kreuz des Südens stand schon ganz hoch, und weit und breit war kein Licht zu sehen, nichts als Hügel-land rund um uns, und der Himmel über uns. Von dieser großartigen Einsamkeit kann man sich in Europa keinen Begriff machen. Als ich noch ein kleines Mädchen war, hörte ich einen früheren Kolonisten vom Afrika-Zauber reden. Ja, das ist das richtige Wort. Wen dieser Afrikazauber einmal in seinen Bann geschlagen hat, dem bleibt das Heimweh nach weitem, freiem Land immer im Herzen! Ich kann jetzt auch so gut verstehen, warum die alten Schwestern, die aus der Mission ins Mutterhaus kamen, oft so traurig waren; ihr Herz war in der freien zauberischen Einsamkeit Afrikas.

Endlich waren wir am Ziel. Ich durchbohrte die Dunkelheit und entdeckte einen Glockenturm. „Ist das Maria-Trost?“

„Ja“, erhielt ich zur Antwort. Nun kletterte ich aus dem Autobus heraus, nachdem ich im Dunkeln meinen Koffer gesucht und auch gefunden hatte. Rings umher alles totenstill! Endlich bellte ein Hund. Ich dachte, da wird wohl noch jemand kommen; und wirklich tauchte aus einem Kraal eine weiße Gestalt auf, lief zu einem andern Gebäude und kam dann zu uns. Es war eine der eingeborenen Schwestern. Sprechen konnte ich nicht mit ihr, weil ich kein Zulu konnte, und sie kein Englisch. Aber soviel konnte sie mir klar machen, daß man mich hier in der nächtlichen Zeit nicht erwartet hätte. Sie faßte



Missionstation Maria-Trost, Süd-Afrika.

mich bei der Hand, und ich stolperte in der Dunkelheit hinter ihr her bis zu einer kleinen Türe. Da kam Schwester Aquina heraus. Das war nun eine Freude! Wir beide hatten doch zusammen unser Noviziat gemacht und einander 12 Jahre nicht mehr gesehen.

Am nächsten Morgen zeigte mir Schwester Aquina die ganze Station. Hier sind zwei Priester; es wäre aber überreich Arbeit für drei. Die Brüder sind schon alt und haben ein arbeitsreiches Leben hinter sich. Der eine hat 1897 bei der Gründung der Station mit angefangen und ist heute noch immer der erste und letzte bei der Arbeit. Die Eingeborenen freuten sich, daß Schwester Aquina, die Oberin, eine Gefährtin bekommen hatte, nachdem sie neun Monate ganz allein bei den eingeborenen schwarzen Schwestern war. Auch die letzteren waren ganz glücklich und taten ihr bestes, mich ihre Zulu-Sprache zu lehren.

Es sind hier zehn schwarze Schwestern; sie hatten drei Schulen angefangen mit ungefähr 150 Kindern. Nachmittags helfen die Kinder auch bei der Garten- und Feldarbeit. Da geht es aber „immer langsam voran“. Die Schwestern erzählten mir ganz vergnügt, daß das erste, was die Weißen immer lernen, sei „musani ukuwilapa“, seid doch nicht so faul. Faul sind nun unsere eingeborenen Schwestern nicht. Wenn man sieht, wie schön sie den Garten in Ordnung haben und wie tapfer sie bei der vielen Arbeit in der Küche aushalten, muß man sich wundern. Zwei der Schwestern sind Katechistinnen und gehen dreimal in der Woche hinaus auf die Außenstationen oder Katechetenstellen, manchmal zu Fuß, zuweilen auch mit Pferd und Wagen, je nachdem die Umstände es gestatten. Es herrscht ein reges, eifriges Missionsleben hier. Zwei schwarze Katecheten stehen dem Rektor zur Seite. Hier auf der Station werden die Katechumenen jeden Sonntag von vier Schwestern unterrichtet. Außerdem besteht hier ein großer Mütterverein und eine Jungfrauen-Kongregation; bei den Männern hat man einen Anfang mit der Errichtung des Dritten Ordens gemacht. Die Zahl der Mitglieder wächst langsam, aber ständig.

Im Mai wurde der Bau eines neuen Gotteshauses in Angriff genommen, und bis nächste Weihnachten hofft der hochwürdige Pater Rektor alle Schäflein unter dem Kirchendach bergen zu können, denn gegenwärtig muß noch die Hälfte außerhalb der Kirche stehen. Nun hoffen wir, daß die liebe Mutter Gottes und die kleine heilige Theresia für das nötige Geld noch weiterhin sorgen und die übrigen Schwierigkeiten beseitigen werden. Der Teufel hat ja keine Freude an einer neuen Kirche und tut alles, um den Bau zu verhindern.

Nun wollte ich eigentlich noch etwas von den eingeborenen schwarzen Schwestern erzählen: Am Fest vom kostbaren Blut, dem Hauptfest unserer Genossenschaft, wollten sie uns eine

Freude machen. Sie sangen schon bei der heiligen Messe, und nach ihren Begriffen sehr schön. Im Refektorium stand ein prachtvoller Rosenstrauch; wohl fehlten die weißen Rosen, und das schien ihnen sehr schlimm. Sie wußten sich aber zu helfen durch weiße Papierrosen. Der Abend brachte noch mehr Überraschungen. Die Kandidatinnen wollten eine Theatervorstellung bieten. Als nun alle in Erwartung da saßen, tat sich die Türe auf, und drei von ihnen kamen stillschweigend herein mit einer selbstgemachten Puppe; sie waren alle drei als Frauen gekleidet, in eine große Decke gehüllt und hatten einen großen Stern auf dem Kopf. Während die eine an einem Tisch Platz nahm und bewegungslos verharrte, legten sich die andern zwei auf den Boden und schliefen. Es war so drollig anzusehen, daß wir wirklich nicht wußten, was das vorstellen sollte. Plötzlich kam Leben in eine der beiden Frauen; sie besah sich ihr Kind (ihre Puppe) schüttelte es, schaute immer wieder und vertauschte es mit dem ihrer Gefährtin. Jetzt ging uns ein Licht auf; sie wollten das Urteil Salomons darstellen. Wichtig —, die zweite Frau erwachte, und jetzt ging das Theater erst recht an. Sie machten alles so nett und so natürlich, daß es ein Vergnügen war, es zu sehen.

Das Hauptfest der schwarzen eingeborenen Schwestern ist der St.-Franziskus-Tag. Da gab es dann auch ein Theaterspiel, alles eigenes Fabrikat, und sie versicherten uns, daß sie noch nie ein so schönes Franziskusfest gefeiert hätten. — Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten! —

Als wir nach der Vesper aus der Kirche kamen, roch es so verdächtig nach etwas Verbranntem. Unsere Schwester Oberin sah sofort überall nach, in der Küche, Waschküche, Kinderküche; zehn Minuten später schlugen Flammen aus dem Strohdach. Das war ein Schrecken! Drei andere Gebäude ganz nahe bei der Küche waren ebenfalls mit Stroh bedeckt. Um das Unheil noch größer zu machen, erhob sich ein greulicher Sturm, und wenn es nicht gerade ein paar Tage vorher geregnet hätte, so wäre nicht einmal Wasser zum Löschen dagewesen. Es war eine mühselige Arbeit und bei solch einem Wind ganz aussichtslos. Die Kinder beteten in der Kapelle und kamen immer wieder nachsehen, ob sie das Feuer noch nicht totgebetet hätten. Aber die Gefahr wurde bei aller Anstrengung größer, so daß wir genötigt waren, das Nähzimmer und alle unsere Zimmer vollständig auszuräumen; alles rannte, schleppte und rettete. Das Refektor verandelte sich in ein wahres Zigeunerlager; es mußte ja alles da hineingebracht werden. Schwester Aquina warf ihre Medaillen und geweihte Palmen ins Feuer. Die Nachbardächer waren vorsichtshalber mitbegossen worden. Hochwürdiger Pater Rektor, welcher gerade von einer Außenstation nach Hause kam und das Feuer sah, bekam natürlich einen

großen Schrecken. Die ganze Station war in Gefahr, in Flammen aufzugehen. Aber der liebe Gott hat wirklich das Gebet der Kinder erhört. Gegen Abend war der Brand gelöscht, und nur ein einziges Dach war zerstört worden. Wir hatten jedoch bis spät abends Arbeit, um die unter der Asche verborgenen Brände zu löschen.

Den kleinen Kandidatinnen verging aller Mut, an demselben Abend noch eine Vorstellung zu geben. Als wir am nächsten Tage den schwarzen Schwestern scherzweise sagten, der heilige Franziskus wäre aber nicht nett gewesen an ihrem Festtag, da meinten sie, er hätte das Feuer gern gehabt, um die Glut seiner Liebe zu ihnen zu zeigen.

Und nun noch eine kleine Episode von diesem denkwürdigen Tag: Als das Dach schon eingesunken war und man nun in die Küche kommen konnte, entdeckte die Köchin zu ihrer großen Freude, daß die „amadombi“, eine Art Kartoffel, gerade schön fertig gekocht und nur ein klein wenig angebrannt waren. Das versetzte die Kinder sofort in die beste Stimmung, und der Tag endete für sie mit dem schon verloren geglaubten Festtagschmaus. Wir dachten unwillkürlich, der liebe Gott muß die Kinder doch wirklich gern haben!

Einen Monat später, anfangs September, starb eine dieser eingeborenen Schwestern, welche bereits fünf Monate krank war und viel gelitten hatte. Sie war nie ungeduldig und trotz ihrer Jugend, vollständig ergeben in den Willen Gottes, opferte sie ihr Leben für die Mission auf. Der hochwürdige Pater Rektor, Schwester Oberin und zwei eingeborene Schwestern standen an ihrem Sterbebett, während sie, kaum bemerkbar, ihre Seele aushauchte. Sie wurde sehr schön aufgebahrt und lag friedlich mit einem Myrtenkranz und einer Lilie im Sarg. Die Leute hatten so etwas noch nie gesehen und wurden nicht müde, die Tote zu bewundern. Sie wurden nachdenklich und fanden, daß man das scheinbar harte Klosterleben doch auf sich nehmen könne, wenn man so schön, wie verklärt, im Tode sein kann. Das Begräbnis war zahlreich besucht. Viele können ja wegen zu großer Entfernung nicht in geweihter Erde begraben werden, weil das Missionsgebiet von Maria-Trost so groß ist und die 10 Außenstationen sehr weit entfernt liegen, so daß man vier Stunden zu Pferd dorthin braucht. Auch die Versetgänge sind sehr anstrengend. Die Schwarzen haben ihre eigenen Ansichten über den Zustand eines Kranken. So wurde neulich ein Priester zu einem Schwerkranken gerufen. Der Weg war so weit, daß er an demselben Tage unmöglich zurückkommen konnte. Als er endlich den Kraal erreicht hatte, war der To-deskandidat unterdessen auf eine Hochzeit gegangen.

Es gibt hier noch so viele Heiden, daß sich niemand von uns Ruhe gönnen möchte. An manchen Stellen kann man un-

zählige Kraale an den Bergabhängen sehen. Die meisten der Bewohner wissen noch nichts vom lieben Heiland. Wenn ich so überall die Berge und Hügelreihen schaue, die sich vor uns ausdehnen, dann muß ich oft denken und beten: Herz Jesu, du Sehnsucht der ewigen Hügel, erbarme dich all der Seelen! Sie sitzen wirklich noch im Todesschatten und in der Finsternis.

Wie groß ist die Freude auf der Station, wenn einmal eine Taufe stattfindet. Da ist Großbetrieb. Vierzehn Tage vor der hl. Taufe kommen die Täuflinge alle nach hier, manchmal mehr als hundert, darunter viele Frauen mit ihren kleinen Kindern. Am Morgen kommen alle zur heiligen Messe, bei welcher hierzulande immer laut gebetet wird. Da zeigt sich so recht die



Pater Rektor mit den eingeborenen Schwestern.
+ Schw. Aquina ++ Schw. Celine.

musikalische Begabung der Eingeborenen. Sobald die Babys von den ungewohnten Lauten erwachen, fangen sie munter an mitzukrähen und belustigen sich miteinander oder allein auf dem Rücken der Mutter mit immer neuen Einfällen. Da bewundert man die Ruhe, mit der das alles selbstverständlich mitgenommen wird. Im Laufe des Tages haben die Leute mehrere Unterrichte; sie beten gemeinsam den Rosenkranz und Kreuzweg. Am Tag vor dem Tauffest werden die Kinder und die Protestanten getauft; am Festtag selbst nur die Erwachsenen. Sie werden feierlich abgeholt und stehen dann in langen Reihen an der Kirchentüre. Jeder hat einen Zettel mit einem Namen angesteckt. Dann beginnen die Zeremonien draußen; es dauert gewöhnlich lange. Hochw. Pater Rektor sagte, daß es sich an

solchen Tagen bei den im Heidentum aufgewachsenen und alt gewordenen Leuten um eine wirkliche Teufelsaustreibung handle. Jedenfalls versucht der Teufel immer vor der Taufe möglichst viel Verdruß und Widerwärtigkeiten auf der Station anzurichten. So sagt man überall. Die Leute sehen nach der heiligen Taufe aber wirklich ganz anders aus. Man kann da doch sehen, daß sich in der Seele ein Wunder vollzogen hat, gerade so, wie auch abgefallene Christen einen sonderbar teuflischen Ausdruck im Gesicht zu haben pflegen.

Ist die heilige Taufe vorüber, so kommen die Täuflinge zurück zur Schule und bekommen einen Kranz oder ein Sträußchen usw.; sie müssen ja geschmückt sein, wenn sie jetzt zum erstenmal den lieben Heiland empfangen sollen. Wieder läuten die Glocken; wieder kommen die Priester, jetzt auch begleitet von Engelchen, und unter Gesang bewegt sich der Zug zur Kirche. An diesem Tage wird es natürlich sehr spät, bevor die heilige Messe zu Ende ist. Erst am Nachmittag verlassen die meisten die Station; andere erst am folgenden Tage, nachdem sie nochmals zur heiligen Kommunion gegangen sind.

Ja, es ist schön, wenn man das alles sehen kann, aber noch schöner ist es, wenn man selbst jemand taufen darf, und diese Freude hatte ich hier schon dreimal, und zwar in ein- und derselben Woche. Es handelte sich jedesmal um ein krankes Kind, lauter Jungens. Weil die Entfernung nicht sehr groß war, durfte ich mitgehen. Ich will nur einen Gang beschreiben: Wir gingen zu einem Kraal nahe bei der Kirche St. Xaver, ungefähr $2\frac{1}{2}$ Stunden von hier weg, erst tief hinunter, dann ebenso steil hinauf, und dann immer dem Bergrücken entlang auf und ab. Es war Mittag, und der Wind kam uns entgegen; wir gingen sehr schnell, weil der kleine Kranke sehr elend sein sollte. Ungefähr eine halbe Stunde vom Kraal entfernt erwartete uns ein kleines Mädchen, um uns zu führen. Endlich hatten wir das Ziel erreicht. In der Hütte saß die Mutter ganz traurig mit ihrem kranken Jungen. Es war das zweite Kind, das erste war klein gestorben. Rund an der Wand saß die ganze Nachbarschaft traurig und tröstend. Der Vater war nicht zu Hause, wurde aber gerufen, um die Erlaubnis zur Taufe und die Versicherung einer christlichen Erziehung zu geben. Meine Begleiterin machte ihnen nun klar, um welches wichtigen Ding fürs ewige Leben es sich handle und wie der liebe Gott dem Kinde vielleicht durch Vermittlung des Namenspatrons die Gesundheit geben würde; dann betete sie mit den Leuten, und ich taufte den Kleinen. Ich gab ihm den Namen Georg nach meinem verstorbenen Bruder und nach dem Kinde meiner Freundin. — Und der heilige Georg hat wirklich seinen Schutz und seine Macht gleich gezeigt und den Kleinen gesund gemacht. — Nachher beteten wir wieder zusammen und

sangen noch ein Lied. Ich notierte voller Freude alle notwendigen Namen usw., und bei meiner großartigen Kenntnis der Zulusprache hatte ich natürlich Dreiviertel verkehrt geschrieben; trug es aber ganz glücklich nach Hause. Die Leute dankten uns und begleiteten uns ein Stück des Weges. Den Rückweg machten wir langsamer und gemütlicher; jetzt war ja keine Tausche zu versäumen. Bei den zwei andern Tausen war es ungefähr ebenso. Später schickte meine Freundin ein paar kleine Höschen für die Jungens. Alle drei sind gesund geworden, und die Mutter präsentiert ihren Sprößling des Sonntags dann in seiner feinen europäischen Kleidung. Natürlich freue ich mich dann, wenn ich sie sehe, und hoffe, daß es gute Christen werden. —

Jetzt ist die Zeit meines Aufenthaltes in Maria-Trost vorbei. Ich bin dem lieben Gott sehr dankbar dafür; vergessen werde ich Maria-Trost niemals, besonders nicht im Gebete. Und jeden lieben Leser und jede liebe Leserin bitte ich auch, für diese Mission zu beten, und wenn es in seinen Kräften steht, etwas für den Bau des Gotteshauses beizusteuern. Der liebe Gott wird es vergelten!



Der häßliche Weg

Von Henriette Brey

Alle Wege und Pfade und Steige, die wie ein lebendiges Adernez Galiläas gesegnete Fluren durchzogen, waren umblüht von Schönheit. — Es war etwas ganz Besonderes mit diesen Wegen. Ganz anders waren sie wie die im felsig-kahlen Judäa, die oft mühsam durch die Schluchten des schichtweise gelagerten gelben Kalkgebirges sich wanden, oder keuchend die Felschroffen hinkrochen, oft mit vielen Schründen und Rissen; rauh, ernst, streng, ohne Lieblichkeit. Ja, die sogar von Jerusalem nach Jericho, der Rosen- und Palmenstadt, zum „Blutwege“ wurden, und gegen das tote Meer hin zum unfruchtbaren salzumkrusteten Fluchtpfad.

O nein, die Wege des sanft hügeligen Galiläa, seines Heimatlandes, die schrecken niemand. Die waren schön und blütenumsäumt. . . . Palmen streckten ihre Wedel darüber, Akazien- und Lotosbäume beschatteten sie. Tamarisken mit ihren rosa Blütenähren entzückten das Auge, Feigen-, Granat- und Orangenbäume boten dem Wanderer Labe, so daß er erquickt den Weg pries.

Schön war das ganze Land, in dem überall Blumen dufteten, Quellen rieselten, Haine rauschten, Vögel jubilierten und Menschen psalmensingend einherschritten.

Und die Wege freuten sich der Gottesschönheit und waren

wie fröhliche Kinder, die lustig umhersprangen, die Menschen begleiteten und gern mit ihnen plauderten von der schönen Welt — die in diesem Jahre noch tausendmal schöner blühte, seit er im Lenz und Sommer über die Blumenwege Galiläas schritt. Sie liefen kreuz und quer durch die Ebene Esdrelon, die wie ein mit Blumen überschütteter Samtteppich sich ausbreitete, rannten fröhlich den Hang hinauf, an den Nazareth, die „Blumenstadt“, sich schmiegte. Guckten in Marias Lilien-garten, spielten Nachlaufen von Flecken zu Flecken, horchten ein bißchen auf Kanas Schilfrohrauschen, liefen eilig zurück zum Gan-Sar, dem prangenden „Garten Salomons“ am See Genesareth, und lauschten träumend dem Hosianna-Rufen, das so oft an seinen Ufern erscholl.

Ein paar Weglein aber rannten eifertig südwärts, guckten in die Brunnenstadt Sunam, staunten Naim an, das in seinem Palmenkranz und in seinen scharlachroten Kaktushecken träumte, kletterten auf dem Rückweg flink den Berg Tabor hinan, um von dort oben etwa das riesige Schneehaupt des Großen Hermon zu erspähen, das mit seiner glitzernden Eiskrone majestätisch weit über den See herschaute, wie der Beherrscher dieses schönen Landes.

Ach ja, so schön war das Land! Und so schön die gesegneten Pfade und Wege, über die sein Fuß zuweilen schritt! Und erfüllt von Vogelfang und Sauchzen und Klingen.

Und so wunderfame Tage gab es! Da waren im Land weiße Narzissentage, wo alle Wegsäume und Hänge weiß erblüht waren und wie der ewige Schnee des Hermon schimmerten. Es kamen „blaue Tage“, da man nicht wußte, was am blauesten strahlte: des Himmels Saphirblau, des Sees tiefster Azur, die lila Veilchenwiesen oder die Iris und blauen Lilien in allen Abschattungen, die die Wegränder begleiteten — oder etwa der süß duftende Lavendel, der in blauen Schaumwellen von allen Abhängen niederstürzte.

Und es erblühte die Fülle der Oleandersträucher, die eine Flut Morgenrot ausschütteten; die Rhododendron- und Jasminsträucher, die Scharlachnelken und purpurnen Orchideen, die Granatblüten und Balsamsträucher wie Purpurbänder! Und erst die glühende Pracht, wenn Rosen, Rosen, Rosen die Wege säumten. Da Blütenkaskaden von jedem Felsstück und Hügel niederrieselten und weite Strecken wie mit Rosenteppichen bedeckt waren!

Ja, die Wege waren wie schimmernde seidene Blütenbänder, die kreuz und quer über Hügel und Hänge sich spannten, die in Schleifen und Wellenlinien tändelten, auch schon einmal die Abhänge herunterpurzelten. Lachend begleiteten sie den Wanderer und schickten manchmal kleine Seitenweglein aus, die etwa zu einer versteckten Asphodeloswiese führten, oder zu einer

Maienglocken-Lichtung. Und wo einmal ein Weg gar nicht mehr weiter gehen wollte, etwa bei einer Quelle oder einem Akazienheim, weil es allzu schön war und sich die Schönheit gleichsam staute und in einen wahren Blütenrausch ausbrach — und der Wanderer vielleicht ratlos stand: da tat schon ein Pfädelein jenseits des Hains sich auf und lockte: „Komm mit, ich führe dich! Ich weiß eine noch viel schönere Blumentrift mit Vergißmeinnichtbächlein. Komm mit!“

Ja, so war es um die Wege Galiläas bestellt.

Ein Weg aber lag öde und kahl, als habe er keinen Teil an dem Segen des Landes. Das war der wüste Weg, der sich westlich vom See, von Kapharnaum her, durch Felstrümmer und Schroffen an einem alten Steinbruch vorbei, lang hinzog bis zum Korun-Hattin, an dessen Fuß in Schluchten und Höhlen die Aussägigen hausten.

Man nannte ihn den „häßlichen Weg“. Keine Blumenpracht umrandete ihn, nur dürftige Steinbrechpflanzen, spärliches Hirtentäschelkraut und kümmerliche Knöterichgräser standen hier und dort neben Büscheln graugrünen Grases. Höchstens noch eine arme Wegwarte äugte mit ihren blauen Blütensternen traurig in die Verlassenheit.

Niemand ging diesen häßlichen Weg . . . auf dem nur zuweilen das heisere vorschriftsmäßige „Unrein, unrein!“ der Ausgestoßenen, der Aussägigen, erklang, wenn sie sich einmal aus ihren Schlupfwinkeln in die Nähe der Menschen wagten. Sogar die Tiere verschmähten die dünnen Disteln und die staubigen Wegerichblätter an seinem Rande und suchten bessere Weide.

Es war, als läge auf dem „häßlichen“ Wege ein Fluch, als sei er ausgeschlossen von Schönheit und Sonne und Freude. Traurig starrte seine Häßlichkeit zum Himmel; unerlöst und unfruchtbar lag er da und hörte nur das Stöhnen und Fluchen der Aussägigen. Ja, es war, als sei er selber aussäzig — ein häßlicher Flecken in Gottes schöner Schöpfung.

Es geschah aber eines Tages, daß jubelnde Scharen des Volkes sich an der Mündung des „häßlichen“ Weges vorüberwälzten. Sie trugen blühende Rosen- und Orangenzweige und zogen mit Lobgesängen und Allelujarufen vor einem Rabbi von hoher Gestalt her, der am Ende des Zuges in ernster Schweigsamkeit inmitten seiner Jünger schritt.

„Heil Jesus von Nazareth!“ jauchzte es. „Heil dem Herrn über die Dämonen! Heil dem großen Propheten!“

Als der Herr am Eingang des „häßlichen Weges“ vorbeikam, warfen seine göttlichen Augen einen Blick über die zerklüftete Öde, die in ihrer Nacktheit zu jammern schien — und blieb plötzlich stehen.

Denn sein Herz, das alle Dinge und Wesen der Schöpfung

mit Liebe umfaßte, vernahm aus jeglicher Kreatur, die mißhandelt und beraubt war, oder nicht zur Vollendung ihres Wesens kommen konnte, den Aufschrei der schuldlos Zertretenen.

Er wandte sich seitwärts.

„Gehet ihr mit dem Volke auf gutem Wege zum Berge Korun-Hattin“, sagte er zu seinen Begleitern, „während ich diesen Weg zum Berge einschlage.“

Erschrocken standen die Jünger.

„Herr, Du wirst doch nicht diesen häßlichen, beschwerlichen Weg gehen?“ rief einer.

„Weil er arm und häßlich ist, wähle ich ihn“, war die ruhige Antwort.

„Nein, nein, Herr!“ wandte ein anderer ein, „gehe doch lieber durch jenes grüne Tälchen dort, wohin das Volk schon einbiegt. Es ist ein lieblicher Weg, schattig und voll Blumen-duft und Schönheit. Auf diesem häßlichen Wege gehen nur die unreinen Ausfägigen!“

„Der Menschensohn wird einst den Ausfägigen gleich geachtet werden“, war die räthselhafte Entgegnung des Meisters.

Betreten sahen die Jünger sich an.

„Herr, man sagt, es liege ein Fluch auf diesem häßlichen Wege!“ wußte noch ein Dritter vorzubringen.

„So will ich den Fluch in Segen verwandeln“, sprach der Herr sanft und fest. „Ihr aber geht und führt das Volk; bei dem Berge werdet ihr mich finden.“

Da wagten sie nicht mehr, ihn zurückzuhalten und eilten der Menge nach, die schon ein Stücklein voraus war.

Er aber, der Gütige und Erbarmende, betrat den verachteten Weg und schritt langsam durch seine staubige Einsamkeit. Er, von dem Isaias sagte, „dann werden die Quellen hervorbrechen in der Wüste, Ströme in der Steppe; Rosen erblühen in der Wüste, und zum Narzissenfeld wird die Ode. . .“ dann, wenn seine holdselige Gegenwart die Erde beglückt — er wandelte über die Nacktheit des häßlichen Weges und flüsterte ein Segenswort. . . .

. . . . und siehe, unter seinen Schritten glättete sich die zerklüftete Fläche. Wohin sein Fuß trat, da sproß Gras und weiches Moos.

Seine Hände glitten kosend über die kahlen Dornenranken . . . da drängte es sich plötzlich aus borkiger Rinde, weiß und rot: eine Fülle zarter Röslein.

Sein Blick streifte segnend die Wegränder und Hänge — da begann es auf den Blößen zu sprießen, zu knospen von gelben Tazetten und Mimosen, als hätte ein Funkenregen dort gesprüht, von Gaisblatt und Arnika und Sternblumen, von Feldorchideen und wilden Rosen.

Und wie der Herr langsam weiterschritt, da wandelte sich die Häßlichkeit des Weges in blütenvolle Schönheit. . . Ein Quellchen rieselte, Buchen und Ahorn breiteten ihre seidenen Blätterbaldachine schattend über den Weg. Bunte Vögel waren plötzlich da und schwirrten singend um den hohen Wanderer.

Ganz fern kam jetzt von den Höhen von Korun-Hattin her das Rufen der Ausfägigen: „Unrein! Unrein!“

Die Augen des Wanderers strahlten in göttlicher Liebe: „Ich werde sie alle heilen“, sprach er leise und streichelte ein Vöglein, das an seine Schulter sich anschmiegte. „Doch andere werden nach ihnen kommen — wenn ich heimgegangen bin. — Aber ihre wunden Füße sollen fortan auf diesem Wege über weiches Gras- und Moospolster wandeln; Schattenkühle und Quellwasser und Blumenduft soll sie erfreuen — damit ihr Schmerzensweg nicht ohne Trost und Licht sei! So sei gesegnet, „häßlicher Weg“, und erfülle deine Aufgabe: den Armsten der Armen freudig zu künden, daß der gütige Vater im Himmel sie nicht vergessen hat!“

Und wie der Herr weiterschritt und hinter sich ein Paradies zurückließ und in der Ferne verschwand — da frohlockte der ehemals häßliche Weg und spürte seines Segens Wunderkraft.

Und all seine blütenduftende Schönheit sang mit heiligem Frohlocken ein Jubellied zum Preise der ewigen Liebe, die „Wohltaten spendend“ durch die Erdenfluren ging!

5

Lustige Ecke

Unsere Makaranga sind eingefleischte Geizhälse, von dem eitlen Wahn befangen, statt zu geben, müßten sie immer empfangen von der Mission. Da wir wegen der großen wirtschaftlichen Not daheim wenig Almosen von dort erwarten können, so ist es hohe Zeit, unsere Leuten zum Almosengeben anzuleiten. Da ging am letzten Sonntag auf Anordnung des hochwürdigen Vater Superiors während des Hochamtes der Teller um, das allererste Mal. Ja, was sollte denn das bedeuten? Der rätselhafte Teller kam nicht vom Fleck, wie sehr sich auch der Bruder bemühte, es den Leuten verständlich zu machen. Jeder hielt den Teller lange in der Hand. Der eine oder andere machte eine Bewegung, als wollte er sich eines von den wenigen Silberstücken herausnehmen. Ja, gab's denn jetzt nicht nur Maisbrei umsonst auf der Mission wie in der alten guten Zeit, sondern wurde auch noch der Teller mit verlockendem Silbergeld herumgereicht, und das im Hochamt? Daß dem so sei, glaubte doch jeder fest, denn dafür war ihnen doch die Not der Europäer und die eigene Verpflichtung zum Almosengeben zu oft nahegelegt worden. Daher das Stutzen und Zögern. Wieviel die Sammlung wohl ergeben hat? Wohl nicht viel mehr wie frühere Sammlungen an Felderzeugnissen und dergleichen, die immer sehr spärlich ausfielen und wobei sich jetzt sogar mehr als einmal herausstellte, daß z. B. die Erdnüsse allesamt ohne Kerne waren.

Geduld — Geduld — Geduld — die Makaranga brauchen halt Zeit.

Schw. M. Vera.



Kanzel aus der dänischen Rundkirche (Osterås) auf der Insel Bornholm.

Die Kreuzspinne

oder

aus dem Leben einer Wahrsagerin

Von Schwester M. Engelberta

(Fortsetzung)

Weisse Polizisten streiften die Gegend ab, um nach den Mördern zu fahnden; meistens sind ja mehrere im Bunde, besonders mit Zauberern, weil dieselben aus dem Kopf und den Eingeweiden ihre Medicinen zu machen pflegen. Die Bande wußte sich sehr gut in Sicherheit zu halten, so daß keiner entdeckt wurde.

Ulembana litt schwer unter dieser graufigen Geschichte; eines Tages befielen sie heftige Herzkrämpfe, und nachts wurde sie von furchtbaren Träumen gequält. Als Nobukali, das böse Lieblingsweib des Zauberers, dieses wahrnahm, hatte sie eine heimliche Unterredung mit ihrem Mann. Sie sagte zu ihm: „Passe gut auf, jetzt kommt die Heye bald aus ihr heraus, und sie wird wahr sagen können und dem Täter gefährlich werden.“ Dabei beobachtete das listige Weib den Zauberer sehr scharf. Dieser erschrak sichtlich bei ihren Worten.

Ulembana rief nachts ihren Vater zu sich und sagte ihm tatsächlich, wer der Frau am Fluß den Kopf abgeschnitten habe. Unter Tränen und Schluchzen sprach sie zu ihm: „O baba, Vater, ich rieche Menschenblut; auch an Deinen Händen klebt Blut.“ Da drohte ihr der Zauberer, er würde ihr die Zunge ausreißen, wenn sie nicht stille sei.

„Baba, laß mich, ich werde fliehen, weit, weit fort“, flehte sie.

„Töte mich nicht, denn sonst wirst Du auch getötet werden. Ich sah Dich am Galgen hängen, und Raben fraßen Dein Fleisch.“ Da erschrak der Vater und ließ sie in ihrer Hütte allein.

2. Kapitel. Das Spinnenetz.

Es war stockfinstere Nacht, in der Nähe heulte ein Schakal; alles war in tiefster Ruhe, als Ulembana, fest entschlossen, sich zu retten, entfloh. Mit ihren notwendigsten Habseligkeiten: Bettdecke, Tücher, eine Kürbisschale als Wasser- und Eßgefäß, eine Hacke, Beil und Fischangel, alles in ein Bündel gepackt, das sie auf dem Kopfe trug, so machte sich das mutige Mädchen auf den Weg. Sie betete fortwährend zum großen Gott der Christen und faßte den Vorsatz, selber eine Christin zu werden. Sie achtete nicht des Schreckens der Nacht, sondern eilte unaufhaltsam vorwärts — wohin, das wußte sie selber nicht. — Nur fort, fort aus der Nähe des Vaters und seines boshafteu Lieblingsweibes. Sie wußte bestimmt, daß der Zauberer sie töten werde, zum mindesten ihr die Zunge ausreiße.

Ja, der Vater und Nobukali — die Scharfe — gehörten zu der Mörderbande, welche die junge Christin am Inkonzo-Flusse töteten. Warum hatte Nobukali die Zaubertöpfe aus dem Schlupfwinkel genommen, sie gereinigt und dann wieder versteckt? Ulembana hatte sonst nichts Auffallendes gesehen, und doch ahnte sie den Zusammenhang der ganzen Mordgeschichte, und deshalb war sie entflohen. Am liebsten wäre sie auf die etwas entfernt liegende Missionsstation am Umzinkulu-Flusse geflüchtet; sie tat es aber nicht aus Klugheit, denn dort hätte der Zauberer sie sofort gefunden und ihr für immer den Weg dahin versperrt.

Also vorwärts, immer vorwärts, dem Flusse entlang eilte das junge Mädchen. Ehe sie sich die Zunge von ihrem Vater ausreißen ließ, würde sie sich lieber in die Tiefe stürzen.

Endlich tauchte langsam der Morgenstern auf, und nun mußte sie sich ein Versteck suchen, bevor es Tag wurde. „Mein Gott“, rief sie aus, „erbarme Dich meiner; noch bin ich keine Christin, o Herr, aber ich will es werden! Ich will Dich lieben und Dir dienen bis zum letzten Atemzug!“ So betete Ulembana herzlich. An der Stelle, wo sie jetzt war, bog der Fluß um die Ecke; es war dort ein rauher Felsvorsprung. Das Mädchen besah sich denselben aufmerksam und war erfreut, einen engen Eingang in eine tiefe, dunkle Höhle zu finden. Erst schaute sie bange hinein, dann aber faßte sie Mut, und mit einem Blick zum Himmel und dem Ausruf „O himmlische Herrin“ zwängte sie ihre schlanke Gestalt durch die Öffnung. Die Höhle war leer und geräumig und trocken. Nachdem Ulembana eine geraume Zeit nahe am Eingang darin zubrachte, merkte sie, daß recht viel Spinnweben darin und daß eben eine Kreuzspinne damit beschäftigt war, ein Netz über den Eingang zu spinnen, welches bereits schon oben herunterhing und das sie beim Hineinkriechen etwas zerrissen hatte.

Ulembana begrüßte freudig ihre Namensschwester, und es kam ein fast sicheres Gefühl über sie, als sie sah, wie das Netz immer dichter den Eingang umspann. Ermüdet setzte sie sich in das hinterste Winkelchen der Höhle; sie konnte aber gut durch das Spinnweben hindurchsehen; sie hörte die Vögelchen singen und beobachtete, wie die Wildenten sich im Flusse badeten und die Fische im Wasser ihre Kreise zogen. Sie überdachte ihre traurige Lage; trotzdem fühlte sie sich glücklich, dem heidnischen Kraalleben entrückt zu sein, das ihr gar nicht gefallen wollte. Besonders jetzt kamen so viele Menschen zu ihrem Vater, dem Zauberer, holten sich Rat wegen dieser Mordgeschichte, ließen sich wahrsagen und feierten fortwährend Opferfeste.

Endlich machte sich auch die Natur fühlbar; sie war hungrig und aß dann von den Speisen, dem Mais und den Süßkar-

toffeln, welche sie sich mitgenommen hatte. Aber sie wollte sparsam mit diesem Vorrat umgehen, denn sie mußte sich wohl lange hier verborgen halten; sie wagte sich nur des Nachts aus der Höhle heraus, um sich Mais von den herumliegenden Feldern und Wasser aus dem Flusse zu holen. Zudem versperrte das Spinnweben ihr den Ausgang. Sie legte sich einen Plan zurecht, wie sie mit Hacke und Beil sich einen andern Ausweg machen könne. Das Spinnenetz hatte ihr ja der große Gott geschickt, um sie zu retten vor den Häschern, welche bereits ausgesandt waren, sie zu suchen. So dachte Ulembana und betete vertrauensvoll weiter. Sie suchte aus ihrem Bündel den Rosenkranz heraus und ein kleines hölzernes Kreuzchen, welches ihr ein Christenmädchen am Umzinkulu-Ufer geschenkt hatte. Sie konnte den Rosenkranz noch nicht beten, aber sie schlang ihn doch ehrfurchtsvoll um den Hals. Bald senkte sich ein wohlthuender Schlaf über die Einsame; und als sie wieder erwachte, merkte sie am Stand der Sonne, daß es schon Mittag sei. Jetzt hörte sie Töne von den Glöcklein der Viehherden, und bald sah sie auch am jenseitigen Ufer des Flusses die Hirtenknaben, welche das Vieh zur Tränke trieben; sie setzten sich ganz nahe ans Ufer und badeten ihre Füße im Wasser des Flusses. Ulembana konnte sie von der Höhle aus durch das Spinnenetz gut beobachten und die Hirten sogar sprechen hören. Der größere Hirtenknabe war schon ein Christ und hieß Josef; er hatte ein Hemd und ein kurzes Höschen an; der andere war mit einem Leinentuch bekleidet und hieß Masibulo, d. h. der Erstgeborene.

Josef erzählte von der Schule der Römischen, wie das Volk die katholische Mission nannte. Mit Begeisterung sprach der etwa 13jährige Knabe von Christus, von den heiligen Aposteln, von den Geboten Gottes und erzählte dem heidnischen Knaben, was er noch außer der Religion alles Nützliche und Schöne in der Schule lernte. Ja, er nahm sogar sein zerrissenes Schulbüchlein aus der Tasche und las daraus stolz, langsam und deutlich vor. Mit welcher Freude horchte das Mädchen aus der Höhle diesem Gespräche zu. Sie flüsterte still: „Mein Herr des Himmels, Du sandtest mir Deinen Boten in Gestalt eines armen Hirtenknaben.“

Plötzlich sagte Masibulo, der kleinere, zu Josef: „Siehe, dort das ekelhafte Spinnenetz; ich kann's nicht leiden, da sind böse Geister dahinter; laß uns einen Stein hineinwerfen und es zerreißen.“ Ulembana erschrak heftig und zitterte, denn schon wollte Masibulo einen Stein suchen, um die Tat auszuführen; doch Josef hielt ihn ab mit den Worten: „Nein, tu dem Tierlein nichts zuleide, zerstöre nicht seine kunstvolle Wohnung. Wir haben in der Schule gehört, daß auch die Spinne nützlich sei und die schädlichen Moskitten, welche uns das Fieber

bringen, vertilgen. Auch soll man kein Tier quälen, das ist auch Gottes Gebot.“ Wie schön und edel ist die Lehre des Christentums, dachte Ulembana und atmete erleichtert auf. Da bat Masibulo den klugen Josef, er möge ihm noch mehr von der Schule erzählen und von dem, was er dort gelernt hat. „Ja,“ sagte Josef, „ich werde Dich ein Lied lehren zu meinem heiligen Namenspatron Joseph“, und er begann zu singen: Geht alle zu Joseph, dem Vater der Armen, er stillt den Kummer, er heilet den Schmerz.“ Dann nahm er seine Mundharmonika und spielte nach dieser Melodie noch weiter. „Der heilige Joseph hilft immer,“ sagte er zu seinem Kameraden, „das sollen alle Menschen wissen; aber die armen Heiden verstehen ja nichts, und die bösen Zauberer bringen sogar brave Christen ums Leben, wie jetzt die letzte schauerliche Kopfabschneiderei beweist“, so redete er ganz altklug, und weiter sprach er: „Hast Du schon gehört, daß heute Nacht die gute Ulembana aus dem Kraal ihres Vaters entflohen ist? Und denke Dir, jetzt sagt das böse Weib Nobukali, Ulembana sei mit dem Morde verbunden, und die weißen Polizisten suchen jetzt nach der Tochter des Unamanschla.“

„Und was macht ihr Vater, der Zauberer?“, fragte Masibulo; „er hat doch seine Tochter, die Kreuzspinne, so gern? Sucht er sie nicht?“ „Nein; sonderbar, manche Leute meinen, er sei froh, daß sie entflohen ist.“ „Aber, warum ist doch Ulembana davongelaufen,“ fuhr Josef fort; „sie ist ja so gut und hat nichts mit dem Bösen zu tun. Ich wünsche, daß man sie nicht findet. Sie ist ein mutiges Mädchen, und es tut mir leid um sie, denn meine Schwester sagte mir, Ulembana möchte so gerne zur Schule, wo ich auch gelernt habe. Nach den Ferien gehe ich wieder dorthin; jetzt hüte ich nur das Vieh des weißen Farmers, um mir Geld zu verdienen, damit ich mir neue Kleider und Schulbücher kaufen kann“, sagte Josef.

„Es wird aber Zeit, daß wir unser Vieh bald heimtreiben, siehe die Sonne steht schon über dem Berg“, fuhr er fort. Dann trieben die beiden Knaben ihre Viehherde vom Ufer weg und machten sich auf den Heimweg. Masibulo bemerkte noch: „Mein Vater sagte gestern, wir sollen uns nicht so lange, besonders des Abends, am Flusse aufhalten wegen der Zauberer. Laß uns jetzt gehen“; und pfeifend zogen die Hirtenknaben mit ihrer Viehherde von dannen.

Ulembana hatte alles, alles erlauscht und gar wohl verstanden, in welcher Gefahr sie sich befand. Also, man suchte sie schon und sogar durch die weißen Polizisten. Was wollten sie von der Kreuzspinne?

(Fortsetzung folgt.)

3



F ü r d i e K i n d e r

Schlapp

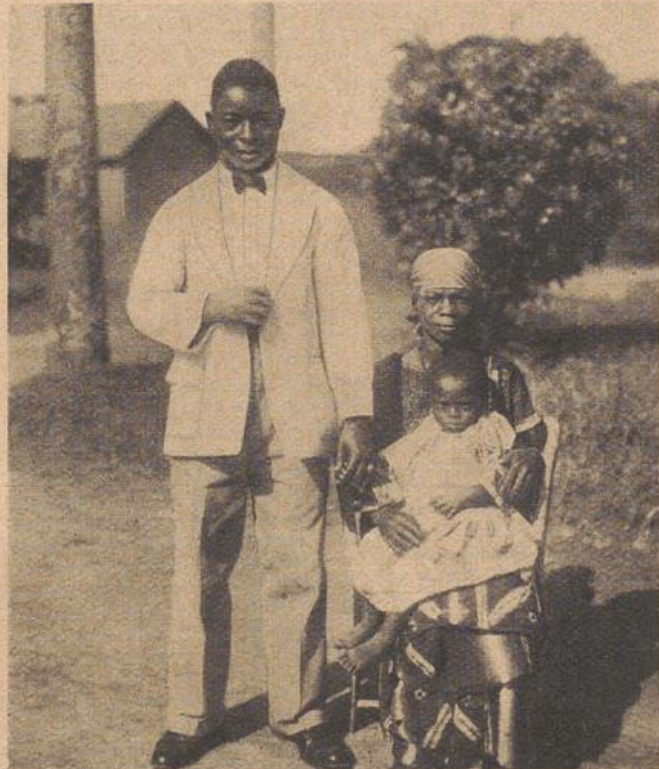
Von Schw. M. Vera

Liebe Kinder! Früher habe ich Euch einmal eine Geschichte von einem Hund, dem klugen Nero, erzählt. Heute erzähle ich Euch etwas von einem Huhn, das sehr klug war. Nun will ich es Euch vorstellen: Es ist ein schönes, kräftiges, schneeweißes Huhn von der Leghorn-Rasse, die hier in Süd-Afrika als die besten gelten. Dieses Huhn heißt bei uns „Schlapp“. Wie kam es zu diesem drolligen Namen? Nun, das will ich Euch erzählen.

Eines Tages, als es, angelockt von dem frischen Grün des Gartens, über den Zaun flog und im Salat eine arge Verwüstung anrichtete, flog ihm ein Stein nach. Durch diesen Stein brach das Huhn ein Bein, und seit dieser Zeit schlappt es. Wenn es nicht so klug gewesen wäre, hätte man den „armen Schlapp“ gleich einen Kopf kleiner gemacht und in den Kochtopf gesteckt, aber er schaute uns so treuherzig und so drollig an, daß wir es nicht übers Herz bringen konnten, ihm den Garaus zu machen. Wir legten ihm sogar einen regelrechten Verband an. Davon wollte Schlapp nichts wissen, und er zupfte und riß so lange, bis kein Lappchen mehr am Bein war. „Armes Tier,“ dachten wir, „du wärst doch besser geköpft worden, denn du wirst nur Müh' und Plag' von deinem Leben haben, und lange wirst du doch nicht fortleben. Aber weit gefehlt! Von den Hühnern, die in demselben Jahre mit Schlapp aus dem Ei krochen, ist kaum eines noch am Leben; die meisten erlagen der Leberkrankheit, die hier von Zeit zu Zeit arg wütet, und die andern wurden, weil sie alt waren und keine Eier mehr legten, für die Küche verwendet. Unser

Schlapp dagegen lebt immer noch, ist frisch und gesund, legt jeden Tag ein Ei und freut sich seines Lebens wie wohl keines der anderen Hühner. Wie geht das aber zu?

Ja, seht, liebe Kinder! Schlapp hat einen sehr guten Instinkt, und der sagte ihm: „Du mußt alles scheue, düstere Wesen vermeiden, recht zutraulich sein und dich nützlich machen, wo du kannst, dann werden dir alle gut sein.“ Und danach handelte Schlapp. Kurz nach jenem Unglück brachte ich den Hühnern Futter. Wer kommt da angehumpelt, und zwar ziemlich flink



Kleine Paula, das Patenkind unserer Mutter Paula, auf dem Schoß ihrer Mutter.

und geradeswegs auf mich zu? Es war unser „Schlapp“. Er tat, als wenn er an mir herauf hüpfen wollte und schaute mich so treuherzig an. Da streichelte ich ihn ein wenig und ließ ihn die Manga-Körner aus meiner Hand fressen. Das muß ihm wohl sehr gut gefallen haben, denn in Zukunft kam er jedesmal und gab nicht nach, bis er ein wenig aus der Hand fressen durfte; dann legte er wieder fleißig Eier, und damit wir es auch ja wußten, gackerte er so lustig, lange und laut, bis jemand von uns davon Notiz davon nahm.

Schlapp hatte keine besonderen Freundschaften; er war allen gut. Nur mußte es jemand mit einem „weißen Schleier“ sein;

die schwarzen Kinder ignorierte er. Wenn immer eine Schwester mit weißem Schleier in der Näh: des Hühnerreviers unter den Fichten sich erging, so konnte sie sicher sein, daß Schlapp sich sehen ließ, wenn auch nur, um einen freundlichen Blick zu erhaschen. Eines Tages kam er den langen Weg hinaufgehumpelt; die Wunde war inzwischen verknorpelt, er schien keine Schmerzen mehr zu haben. Also, er kam hinauf in die Küche, um dort bei uns zu wohnen. Und als die gute Schwester Annaberta eines Morgens Papier und Reissig zum Feuermachen holte, da mußte sie erst den Schlapp von der Kiste herunterholen; er hatte gedacht, das ist ein feines Nest für mich hier in der Ecke der Vorratskammer, da bin ich keinem im Wege und kann so ganz ungestört und verborgen noch etwas Nützliches tun. So oft also die Schwester den Schlapp von der Kiste heruntersetzte, so oft hüpfte er wieder hinauf, bis schließlich Schwester Annaberta erriet, was er vor hatte. Nun machte sie ihm in einem dunklen Winkelchen ein weiches Nest und legte 12 schöne Eier hinein. Wir alle waren recht froh darum, denn die Leghorn-Hühner bringen wohl viel Eier, aber sie sind zu faul, sie auszubrüten. Wir hatten viele Hühner durch die Krankheit verloren und mußten auf Nachwuchs bedacht sein. Unser Schlapp tat seine Pflicht, und zu unserer großen Freude kamen aus dem Neste eine stattliche Schar schneeweißer Küchlein. Wie stolz war unser Schlapp und welche Mutterfreuden hatte er! Aber, o weh! Er war so unbeholfen mit dem krummen gebrochenen Bein, daß er trotz aller Vorsicht eins nach dem andern tot trat, bis nur noch drei übrig blieben. Diese drei sind mittlerweile stark und flink geworden und wußten sich vor den tödlichen Tritten zu schützen. Als die drei groß genug waren, ging Schlapp wieder hinunter zu den andern Hühnern und suchte sich in unserer besonderen Gunst zu erhalten.

So vergingen Jahre. „Es ist doch wirklich merkwürdig,“ sagte eines Tages unsere Schwester Annaberta, „wie gesund und lebensfroh der Schlapp noch ist. Kaum eines von den andern Hühnern hat einen so leuchtenden Kamm und ein so feuriges Auge.“ Aber dann kam die Regenzeit, die hierzulande für die Hühner verhängnisvoll ist. Kein Wunder daher, als ich eines Morgens den Schlapp da liegen sah, mit blauem Kamm, den Kopf am Boden, regungslos. War es nur Altersschwäche? Ich suchte ihn aufzurichten, er konnte nicht einmal auf dem gesunden Bein stehen, und das kranke Bein war noch einmal gebrochen. Schlapp schien fürchterliche Schmerzen zu haben und fraß und rührte sich nicht. Schnell schickte ich Emma, das Hühnerkind, um das Beil zu holen, damit das arme Tier vom Elend befreit würde. Da kam Schwester Oberin und sah das Kind mit dem Huhn und Beil an der Küchentüre stehen. „Was, das treue Tier köpfen? Nein, daraus wird noch nichts.“

Und sie machte ihm in einer Kiste ein weiches Lager, und wollt Ihr es glauben, liebe Kinder? Nach wenigen Tagen schon fing Schlapp wieder an zu fressen und dann zu singen, immer lauter und lustiger, der Kamm wurde immer roter und leuchtender, und dann — ja wie war es möglich — belohnte er Schwester Oberins sorgliche Pflege mit einem Ei! Da lag Schlapp wieder, wie vor Jahren, in der Holzkiste. Wie er mit dem doppelten Beinbruch auf die Holzkiste kam, ist mir ein Rätsel; aber er saß da und gackerte, als wenn er nie krank gewesen wäre, und seitdem legt er, mit ganz seltener Unterbrechung, jeden Tag ein Ei. Wenn die Zeit zum Eierlegen ist, dann humpelt er zu Schwester Annaberta und singt und hüpfst so lange, bis sie ihn auf die Kiste legt.

Meint Ihr nicht, liebe Kinder, daß wir alle von der Geschichte etwas lernen können? Gibt es nicht auch Menschen, die, trotzdem sie krank und elend sind, sich selbst und andere glücklich zu machen wissen, während andere, die gesund sind, aus Scheu vor Schwierigkeiten ihre Gaben nutzlos vergeuden und sich und andern zur Last werden? Ihr wißt auch, wo die Quelle des richtigen Frohsinns ist! Wer andern Gutes tut und sich selbst vergißt, kann sich am besten freuen!

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Frielingsdorf 21 Mk., Peter; Benhausen 21 Mk., Maria Antonia; Bewelsburg 21 Mk., Agatha Maria; N. N. 21 Mk., Joseph; Bielefeld 21 Mk., Bernhard.

Für die Mission: Schröck 2 Mk.; Amberg 5 Mk.; Wischowa 7 Mk.; Wanne-Eickel 2,50 Mk.; Fulda 2,50 Mk.; Chrzumütz 1,50 Mk.; Geisenhausen 18 Mk.; Oppeln, zum Dank für Besserung der Gesundheit, 4 Mk.

Für die armen Negerkinder: Bewelsburg 9 Mk.

Almosen: Hamborn 1,50 Mk.; Köln 0,50 Mk.; Köln 2,50 Mk.; Aachen 1 Mk.; Aachen 0,50 Mk.; Massenbachhausen 0,50 Mk.

Für Missionszwecke: Paderborn 5 Mk.

Für die Missionschule zur Heranbildung armer, braver Mädchen zu Missionslehrerinnen: Recklinghausen 1 Mk.; Frankfurt 5 Mk.; Schluchtern 1 Mk.; Gelsenkirchen 2,50 Mk.

Allen unsern lieben Wohltätern ein recht herzliches Vergelt's Gott!

Heiliger Joseph, Schutzpatron der hl. Kirche und Pflegevater Jesu, dem du dreißig Jahre im Schweiß deines Angesichtes den nötigen Lebensunterhalt verdient hast, nimm unter deinen besonderen Schutz alle jene, die auch in der gegenwärtigen schweren Zeit der Not noch ein Scherflein zu erübrigen suchen, um damit beizutragen zur Ausbreitung des Reiches deines göttlichen Sohnes in der armen Heidenwelt.

Gebetserhörungen

Dem heiligsten Herzen Jesu innigen Dank für Erhörung in einem besonderen Anliegen. Veröffentlichung war versprochen, sende dafür zwei Mark. U. M.

Der kleinen heiligen Theresia, dem heiligen Gerhard Majella und der ehrwürdigen verstorbenen Gräfin Ledochowska Dank für die Hilfe in schwerer Krankheit. Schw. M. E.

Caritasblüten

Nr. 4

1933



Am Karfreitage

Hab begonnen meine Wallfahrt zu dem Hügel Golgatha,
Und bin dort dem Kreuzesbaume und dem Leiden Jesu nah;
Und ich seh' die weite Fläche mit Volksscharen übersät,
Denen Haß die Liebesblumen hat im Herzen abgemäht!

Selbstsucht, Stolz und Vorurteile, der Bestechung falsches Zeihn,
Schlugen ihn, den Allerbarmer, in so dunkle Todespein;
Wundgeißelt ward die Hülle, drinnen seine Gottheit wohnt,
Und des Spottes Dorngetwinde schwer auf seinem Haupte thront!

Und vom Blute jeder Tropfen, der aus seinen Wunden rinnt,
Laut des Volkes Mordgelüsten ein Frohlocken abgewinnt;
Und bei Jesu leisen Bitten um der Labung milden Tau,
Trägt es mehr als Felsenhärte mit dem Gallenschwamm zur Schau!

An dem Kreuze: Welch' Erbarmen, dessen Lieb' unwandelhaft!
Unterm Kreuze: Welche Rote, voll von gift'ger Leidenschaft!
An dem Kreuze strahlt der Himmel, der alsbald die Welt verklärt,
Unterm Kreuze gährt die Hölle, die Vernichtungspläne nährt!

Am 14. März mußten Schwester Benediktina und ich Mariamhill verlassen, um nach der neugegründeten Station Ewele zu reisen. Tag und Nacht fuhren wir durch, per Bahn und per Auto, und erreichten am nächsten Abend Umtata, den Sitz des Präfekten, Msgr. H a n i s c h. Bei den dortigen Kreuzschwestern fanden wir liebevolle Aufnahme. Von ihrem Kloster aus besuchten wir am 3. Tag unserer Reise unsere Schwestern in Landsend, ungefähr 18 Kilometer von Umtata entfernt. Am 18. März brachte uns Msgr. nach dem 60 Kilometer von Umtata entfernten Ewele. Natürlich interessierte uns die Gegend; aber noch mehr sehnten wir uns nach unserem Bestimmungsort. Die Wege hier sind nämlich teilweise sehr schlecht. Man wird nach allen Seiten geschaukelt und man muß dem lieben Gott danken, ohne Unglücksfall ans Ziel der Reise zu kommen. Die Gegend ist sehr schön, Berg und Tal wechseln ab; Schluchten und Bergabhänge, welche sehr steil sein können und jäh in die Tiefe führen, sind meistens mit fast undurchdringlichem Urwald bewachsen, welcher noch der Aufenthalt von Affen, Wildkazen, Schlangen und vieler anderer wilden Tiere ist. Durch solch einen Urwald führte unser Weg den Berg hinauf.

In Ewele angekommen, sehen wir von weitem den herrlichen Meerespiegel. Dann schauen wir uns am Platze selbst um. Ein großes Stück Land ist umgepflügt, so gut es mit afrikanischen Pflügen eben geht; der Zaun ringsum sagt uns, daß dies unser Garten werden soll. Ein Blechhaus mit drei Zimmern und Küche steht fertig da, vom hochw. Pater Missionar und einem Bruder gebaut. Nebenan entdecken wir noch ein Zelt, welches den Missionaren in den fünf Monaten ihrer Pionierarbeit als Wohnung gedient hat. Weil das Zelt nicht ganz geschlossen werden kann, haben sich auch Hunde und Kazen, einige Hühner, Mäuse und alles mögliche Ungeziefer eingestellt; bei Sturm und Regen war das Zelt ihre stete Zufluchtsstätte.

Das dritte Zimmer unserer Blechhütte soll Kapelle werden, also das Herz, der Mittelpunkt der neuen Missionsstation. Doch immer noch haben wir keinen Tabernakel, um den lieben Heiland zu beherbergen. Einen Altar haben wir aufgebaut aus drei aufeinanderstehenden Koffern; ein kleines Kreuz und zwei ungleiche Leuchter sind aller Schmuck, und doch — sind wir glücklich, wenn der liebe Heiland jeden Morgen in der heiligen Messe herniedersteigt und in der heiligen Kommunion zu uns kommt. Er, der Herr des Himmels- und der Erde, scheut sich nicht, mit uns arm zu sein und mitten unter Heiden seine Wohnung aufzuschlagen, um auch ihnen die Milde und Güte seines Herzens zu zeigen.

So leben wir denn hier arm, mitten unter Heiden. Unser Herzenswunsch ist, daß auch sie bald kennen möchten den allbarmherzigen Gott. Natürlich wird es viel Mühe, Opfer und Gebet kosten, ein träges, im Heidentum dahinlebendes Volk zu einem gesitteten, arbeitsamen und christlichen Leben zu erziehen. O wäre es möglich, bald eine Schule zu eröffnen, denn dadurch, daß man die Kinder unterrichtet, erreicht man am meisten. Die Alten sitzen zu gerne zusammen, um ihr Bier zu trinken. „Was sollten wir uns mit Lernen abmühen, unsere Eltern haben auch gelebt ohne Schulen. Das ist viel bequemer.“ Dies und ähnliche Redensarten sind und bleiben die hartnäckige Antwort der Verstockten und Trägen. Ja, in Europa hat man keine Ahnung, was es bedeutet, solche Heiden zu bekehren; da heißt es opfern und beten und viel Geduld haben. Die Kinder gehen meist ganz nackt oder höchstens mit einem Lappen um die Lenden. Gegen Kälte hüllen sie sich in ihre Decken ein, die zugleich als Bett dienen, denn die Eingeborenen schlafen ja auf einer Matte am Boden, nur in Decken gehüllt. Alles liegt zusammen in einem Kraal, wo vielleicht nur eine Türe ist, kein Fenster, alles geschlossen und in der Mitte des Kraals ein qualmendes Feuer.

O, die armen Leute! Der Glaube ihrer Väter gibt ihrem Leben keinen Sinn: sie wissen nicht wozu sie leben. Schafe, Ziegen, stellenweise auch Pferde, etwas Land zum Anpflanzen von Mais ist ihr ganzer Reichtum. Das Vieh ist das ganze Jahr über auf der Weide, weil es hier keinen eigentlichen Winter gibt und somit für Futtermittel nicht zu sorgen ist. Mais ist die Hauptnahrung der Eingeborenen und wird auf verschiedene Weise von ihnen zubereitet. Die Lebensweise ist je nach den Gegenden etwas verschieden, weil jeder Stamm seine Eigenheiten hat. Nur im Biertrinken sind sich alle gleich, und es kostet viel, bis der Missionar hierin einige Besserung erzielt. Meistens wird zuviel getrunken und hinterher gibt es Schlägereien und Totschlag. Und doch kann man verstehen, wie die Armen zu dieser Leidenschaft gekommen sind: das Trinkwasser nämlich ist hierzulande meistens „rar“ und oft schlecht dazu. Zur Regenzeit holen die Eingeborenen es an Quellen oder Flüssen. Wo aber können sie schöpfen zur Zeit der periodischen Trockenheit oder bei Dürre? Die Europäer haben Regenwasser gesammelt in ihren künstlichen Behältern, welche die Eingeborenen nicht zu bauen verstehen. — Petroleum und Kerzenlicht ersetzen die bequeme elektrische Beleuchtung.

Wer unter unsern lieben Leserinnen fühlt sich berufen, mit uns im herrlichen Missionsfeld zu arbeiten? Zaudert nicht, dem Rufe Gottes zu folgen; denn der liebe Gott läßt sich von seinen Geschöpfen an Großmut nicht übertreffen und es wird auch der Eltern Trost auf dem Sterbebette sein, ein Kind dem Herrn geopfert zu haben.

Silbernes Ordensjubiläum der Leiterin unserer Missionschule in Neuenbeken

Von einer Missionschülerin

Das war ein frohes Schaffen und Vorbereiten den ganzen Januar hindurch, so daß die jüngeren in der Schule zuweilen ganz verstohlen ältere Schülerinnen fragten, was das eigentlich zu bedeuten habe. Erst heimlich, dann allgemeiner hörten die neugierigen Fragestellerinnen die Ursache: „Am 2. Febr. feiert ehrw. Schwester M. Editha ihr silbernes Profeszjubiläum.“ Dann löste sich das Staunen in ein freudiges allseitiges Mithelfen aus; das Fest recht schön zu gestalten. Die Senioren kannten die besondere Liebe der Jubilarin für die Negerkinderchen in Afrika und dachten, ihr eine besondere Freude zu bereiten durch die Anfertigung von Kleidchen für die kleinen Waisenkinder in Afrika. Aus kleinen Lappen und Flickern verfertigten sie manch nützliches Kleidungsstück. Darunter war alles, was so ein kleines Waislein haben muß: Röckchen und Höschen, Blüschchen und Schürzchen. Jede suchte ihre Sache am schönsten zu machen. Auch hübsche Handarbeiten waren nicht vergessen. Allerdings war es manchmal keine Kleinigkeit, für diese Arbeiten Zeit zu gewinnen, da in der Tagesordnung nichts dafür vorgesehen war. Ofter als einmal wurde die Studienzeit dafür benützt und der heilige Joseph recht innig gebeten, am nächsten Tag im Unterricht zu helfen.

Der Höhepunkt des Festtages war das feierliche Hochamt. Vor der Kommunionbank hatte die Jubilarin ihren Ehrenplatz. Von zwei Engeln, die silbergezierte Ampeln trugen, wurde sie in die festlich geschmückte Kapelle geleitet. In dem heiligen Opfer, das nun begann, legten wir alles, was unsere Kinderherzen bewegte, unserem himmlischen Vater zu Füßen: unsern Dank, unsere Liebe mit der Bitte, unserer lieben Lehrerin alles zu vergelten, was sie an uns zu seiner Ehre tut. Der liebe Gott wird sie gewiß um des Gebetes der Kinder willen reichlich segnen und einst mit der unvergänglichen Krone schmücken.

Nachdem das feierlich-ernste „Domine non sum dignus“ des Chores verklungen war, erneuerte ehrw. Schwester Editha vor Empfang der heiligen Kommunion ihre Ordensgelübde, wie sie dieselben vor 25 Jahren zum erstenmal abgelegt hatte.

Nach dem Hochamte fand in der Halle der Festakt statt, der durch passende Lieder und Gedichte und eine kurze Ansprache unseres hochw. Herrn Vater Rektors ein feierliches Gepräge erhielt. Hierauf endlich durften wir der Jubilarin unsere kindlich-herzlichen Glückwünsche aussprechen.

Der Nachmittag vereinte die ganze Klostergemeinde in der



Jubiläumsfeier der Schw. Schw. Editha, Leiterin der Missionschule in Neuenbeken.
In der Mitte die Subitarin.

Halle bei einem Theaterstück „Die Madonna im Walde“, das von der Missionschule aufgeführt wurde. Dann ging der schöne Tag, der uns mit neuer Begeisterung für unseren erhabenen Beruf erfüllte, zu Ende. Er wird uns allen unvergeßlich bleiben.

Mitteilungen aus dem Mutterhaus

Am 1. Februar fand wieder eine feierliche Einkleidung statt, und zwar von 23 Postulantinnen. Am darauffolgenden Morgen, dem Feste Mariä Lichtmeß, legten 15 Novizinnen ihre ersten zeitlichen Gelübde ab, ihnen folgten vier Schwestern zur Ablegung der ewigen Gelübde.

Es wurden eingekleidet:

Post.	Clemens Margareta	Schw. M.	Agreda	aus	Rheinland
"	Pollmeyer Adelheid	"	Imberta	"	Westfalen
"	Arens Helena	"	Sieglinga	"	"
"	Arens Agnes	"	Angelita	"	"
"	Kaus Rosa	"	Brigidia	"	Bayern
"	Wübbe Magdalena	"	Agape	"	Westfalen
"	Fischer Maria	"	Ilidia	"	Baden
"	Walter Philomena	"	Kolonata	"	Bayern
"	Stallmeister Paula	"	Crescentia	"	Westfalen
"	Dreker Maria	"	Engelgarda	"	"
"	Wübbe Theresia	"	Cunthildis	"	"
"	Bee Theresia	"	Fabiana	"	"
"	Mulder Maria	"	Juventia	"	Holland
"	Eichenseer Katharina	"	Regulinda	"	Bayern
"	Buiffon Hilde	"	Beatrix	"	Baden
"	Seevens Gertrud	"	Wenera	"	Holland
"	Reicherz Hildegard	"	Ermenfrieda	"	Westfalen
"	Kempe Katharina	"	Bertilla	"	"
"	Stoß Anna	"	Silvana	"	Baden
"	Eberth Rita	"	Gonsalva	"	Bayern
"	Nesselrath Katharina	"	Alfonsina	"	Rheinland
"	Ruprian Flora	"	Othmara	"	Italien
"	Malpaga Theresia	"	Ivolina	"	"

Es legten ihre ersten heiligen Gelübde ab:

Schw. M.	Adjuva Schwarz	Schw. M.	Elmara Baudour
"	Serva Forster	"	Edwina Rutschke
"	Ludwiga Rohrmüller	"	Ingeborg Ultrath
"	Xaveris Seufert	"	Gilberta Funke
"	Reginaldis Mennicken	"	Theofrida Risse
"	Leonore Littner	"	Claver Hunecke
"	Maura Jakobs	"	Pazzis Rittmüller
"	Chantal Heckmans		

Es legten ihre ewigen Gelübde ab:

Schw. M. Androna Schw. M. Gonzagis
" " Viktorina " " Agathana
in Mariannahill (Süd-Afrika) Schw. M. Reinharda, Schw.
M. Sofina, Schw. M. Irmgard
in Rhodesia Schw. M. Gisberta und Schw. M. Kostka.

Es feierten ihr silbernes Profess-Jubiläum:

Schw. M. Odilia, Schw. M. Michelina, Schw. M. Beata.

Den jungen Novizinnen ein aufmunterndes: „Froh in den Kampf hinein — die Liebe wird Sieger sein!“ Den jugendlichen Professinnen ein herzliches: „Gott gebe Kraft zur Treue!“ Den ewigen Professinnen ein kräftiges „Heil zum festen Bund mit Gott!“

Unsern lieben Jubilarinnen im Mutterhaus und in den fernen Landen ein schallendes Vivat! Möge dem silbernen Kranz der goldene folgen, bis die ewig strahlende Krone im himmlischen Vaterhause ihr Anteil wird!

K

Ein neues Jerusalem

Sieh, ein neues Sion lebet,
Schöner als in alter Zeit,
Drin ein Tempel traurig strebet,
Durch des Vorhangs Riß entweicht!
Und das neue Salem weitet
Kings sich auf den Erdenkreis;
Hoch im Himmel sich verbreitet
Seines Königs Sieg und Preis.

Durch der Länder lange Gassen
Dröhnt es, daß der Erdball bebt,
Durch des Himmels weite Straßen:
„Alleluja! Jesus lebt!“
Wachet auf, ihr Christen alle,
Aus der Sünde tiefem Grab,
Preiset ihn mit frohem Schalle,
Der euch wieder Leben gab!

Alleluja! Singet Lieder,
Ihr Geschöpfe! nah und fern!
Erd und Himmel, hallet wider:
„Alleluja! — Lobt den Herrn!“
Himmlisch Sion, neuerkoren,
Offn' uns deine Tore weit:
Tochter Sions, neugeboren,
Preis den Herrn in Ewigkeit! —

Humoristische Plauderei aus Kivungilo

Von Schw. M. Engelberta

Wenn jemand eine Reise tut,
Dann kann er was erzählen;
Wenn jemand unter Wilden wohnt,
Kann's an Humor nicht fehlen!

Wahrlich, um das so recht im vollsten Sinne des Wortes zu verstehen, muß man es selbst erleben. Unter Wilden, noch unzivilisierten schwarzen Volksstämmen, allerdings armer „zahmen Wilden“ meine ich, solche, wie wir sie hier in Kivungilo auf waldiger Bergeshöhe tagtäglich um uns haben, geht es wirklich ohne Spaß und herzliches Lachen nicht ab. Schon der Aufzug oder Anzug; ich weiß nicht wie man's nennen soll, weckt den Humor, und man muß sich zeitweilig, um nicht taktlos zu erscheinen, das Taschentuch vor den Mund halten, denn wir wollen doch unsere armen, guten Kerle, die so willig arbeiten, nicht beleidigen. Sie sind darin, obwohl noch ganz unbeleckt von aller Kultur, dennoch sehr feinsüßlich.

Schon um 6 Uhr morgens eilt unser Aufseher mit langen Schritten dienstbeflissen daher und schlägt mit aller Wucht eine große Trommel, setzt dabei seine Amtsmiene auf, läßt rechts und links seine großen Augen rollen; die Quaste auf seiner Indierkappe baumelt dabei hin und her. Das eigelbe Hemd, das ihn züchtig vom Hals bis zu den Fersen einhüllt, läßt seine große, hagere Gestalt noch schlanker erscheinen und verleiht ihm patriarchalische Würde, denn wahrlich, ein langes Hemd hat nur er; während fast alle andern nur mit Lederschürzen, die aus Tierhäuten, besonders Ochsenhäuten gemacht und mit Messingknöpfen, Ringen usw. verziert sind, dahergesprungen kommen. Der schwarzbraune Oberkörper ist nackt, die Arme, Handgelenke und Waden bis zu den Knöcheln mit Messing- und Stahlringen und dicken Reifen verziert. Sie glänzen in der Sonne schon von ferne; dabei schwingen diese Jungmänner und Burschen ihre großen Buschmesser; von weitem gesehen ist es ein ganz drohender Anblick. Hinter diesen folgen gewöhnlich die Alten: Familienväter mit ergrauten Köpfen, eingewickelt in Tücher von ganz undefinierbarer Farbe, ursprünglich waren sie mal weiß, gewaschen wurden sie noch nie, höchstens einmal mit Fett tüchtig eingeschmiert, um schön und biegsam zu bleiben. Auch sind die Köpfe dieser Patriarchen eingehüllt, geradeso, wie man in der Bibel den alten Vater Abraham, Isaak und Jakob sieht und den Moses am Berge; hoffe aber doch, daß diese damals nicht so schmutzig waren, denn die gute Sara und liebliche Rebekka werden doch wohl diese Tücher ihrer lieben Männer gewaschen haben, was hier die schwarzen Frauen nicht tun. Zuletzt kommen die Islamiten

daher, junge Burschen, und fast noch Knaben, aber schon etwas selbstbewußter in ihrem Kamsus, der einmal weiß gewesen ist und mit bunten Perlen oder Flecken etwas verziert, hohe Haarschöpfe und um Ohren und Stirne malerisch ausrasiert. Statt den Tierfellen haben sie buntgestreifte Tücher um die Lenden gewunden. Anständig sind sie alle, viel besser, als die weißen Mädchen und Frauen in ihrer frechen Hosentracht der heutigen Zeit, besonders hier herum. Wahrlich, in diesem Punkt sind unsere zahmen Wilden in ihren Lederschürzen viel zivilisierter in ihrem Auftreten; und unsere schwarzen Frauen und Mädchen am Berge, wie sind die so sittsam in ihre hellen, bunten Tücher eingewickelt vom Hals bis zu den Ferse.

Ja, Kleider machen Leute! Das weiß auch unser gescheiter „Ali“, ein junger Mann noch, der erste unter den Ziegelmachern. Er fabriziert 200 Ziegel im Tage; meistens ist er schon um drei Uhr nachmittags fertig. „Ali“ ist ziemlich reinlich und nimmt ein kurzes, kanariengelbes Hemd, an das er sich selbst einen rotkarierten Fleck als Täschchen an die linke Seite genäht hat, sehr in acht. Um die Lenden hat Ali ein buntgestreiftes Tuch gewickelt. Wenn er aber in die Lehmgrube hinuntersteigt, dann zieht er alles aus und hüllt sich in alte Lumpen. Eines Tages sah Ali, der eben alles sieht, in der Hand der guten Mama Ancilla, die gerade im Magazin aufräumte, ein ganz wunderbares Ding: eine schwarze Herrenweste. Wie elektifiziert sprang Ali hinzu. „Mama, Mama, bitte, zeig mir das Ding da; herrlich, gib's mir doch, und ich bringe Dir und der guten mzee; das ist meine Wenigkeit, einige Flaschen gute Milch.“

Na, das ließ sich ja machen; der Handel wurde von seiten Alis mit einem Luftsprung hellster Freude mit Tschhe-Rufen beschlossen. Flugs hatte er die schöne Weste über das gelbe Hemd angezogen; sie paßte ihm ausgezeichnet. Alle Kameraden eilten herbei und staunten ihn fast mit heiligem Neid an, ohne sie ihm zu mißgönnen. Ali befühlte sich hinten und vorne und an den Seiten. Ja, was war das? Da waren ja sogar zwei kleine Seitentaschen! Nochmals ein Luftsprung und Ausbruch kindlichen Jubels. Jetzt riefen die andern: „Mama, Mama, hast Du noch so ein Ding?, ich arbeite Dir dafür; oder willst Du Ziegenfleisch, oder soll ich Dir einen Hahn bringen oder eine fette Henne? Mama, Mama, sag, was Du willst.“ So versammelten sich die Jungmänner unserer zahmen Wilden und sprachen ihre Wünsche für den Tauschhandel aus. Es war aber leider keine Weste mehr da, nur noch eine himmelblaue Damentaille. Stürmisch griffen sie danach, aber sie war eben zu enge um die Mitte zum größten Bedauern des etwa 19jährigen Jonas, welcher meinte, er müsse sich hineinzwängen können. „Na warte, ich werd's notieren; vielleicht finden wir in Gare noch so 'ne wundervolle Weste“, sagte tröstend Mama Ancilla,

nahm einen langen, glänzend-schwarzen Bleistift zur Hand und schrieb. Das war wieder was Neues; solch einen Bleistift mußte doch Jonas (er war einmal kurze Zeit in einer protestantischen Schule) auch haben. „Mama, Mama, gib mir den Bleistift; wieviele Eier soll ich Dir dafür bringen? 3—4 ist nicht zuviel. Nun, das ist auch nicht übel, denkt die sorgsame Hausmutter, und so lieferten neue, glänzende Bleistifte, welche gespendet wurden, uns einen guten „Eierschmarren“ auf wienerisch benannt; — und da soll man nicht lachen! — Ja, wer sollte da nicht lachen, der müßte doch eine wahrhaftige Sauerampfer, Bitterwurzel, Wermuthsstaude, Brennessel oder gar eine Stechpalme sein! — Gott sei Dank, dös bin i aber nôt, „alleweil fidel und munter, denn a Weaner geht net unter“, — auch im Alter noch nicht. Ein vollreifer Apfel lacht am schönsten vom Baume herab, so geht's auch den im Herrn glücklichen Menschenkindern.

Wir haben uns durchgerungen
Trotz Frost und Sturm und Wind,
Wir haben die Feinde bezwungen,
Die in uns und um uns sind.

Nun will uns ein Friede krönen,
Der ist so reif und rein —
Ein großes, stilles Verfühnen
Zieht in die Seelen hinein.

Kings ist ein Duft wie im Maien;
In Sonne liegt Wald und Feld —
Verstehen und Verzeihen,
Das ist der Sinn der Welt!

Ja, verstehen und verzeihen muß man auch diesen armen Wilden; sie sind noch Heiden, fast kindisch, können nicht rechnen, lassen sich vom Scheine täuschen, arbeiten für eine Hand voll glänzender Glasperlen, aber sie sind dennoch glücklich zu nennen in ihrer ursprünglichen Einfachheit und Anspruchslosigkeit.

Wir sind überzeugt, daß sich diese alten Patriarchen, angezogen durch unsere Freundlichkeit, jetzt nach und nach bekehren werden. Besonders durch mitleidsvolle Teilnahme, Krankenpflege, durch die Liebe, welche man ihren Kindern, den Kleinsten, zeigt, werden sie leicht gewonnen. Das sehen wir hier alle Tage am Berge hier oben in „Kivungilo“. Erst waren sie alle so scheu, getrauten sich kaum uns zu grüßen, liefen an uns in weitem Bogen vorbei; jetzt lachen sie von weitem und kommen mit all ihren Anliegen zur Mama Ancilla ihre Shauri (Unterredungen, Rat usw.) zu machen. Es spielen sich dabei oft köstliche Szenen ab.

Manche, besonders junge Burschen, die schon in Hasenstädten gewesen, sind schon recht gerieben und anspruchsvoller geworden und schlau wie listige Füchse. Da, eines Tages kam solch ein Herrchen, hatte sogar schon eine weiße Hose an, die ihm viel

zu lang war, und brachte seinen noch von aller Zivilisation unbeleckten Bruder, noch halbnackt und nur im Lederschurz und mit Messingringen bekleidet. Er hatte so arge Zahnschmerzen, und Mama Ancilla, bekannt als große Wunderdoktorin, die nicht nur Zähne ziehen, sondern sogar neue machen und einsetzen konnte, wußte hier jedenfalls Hilfe zu schaffen. Zitternd kauerte der arme Wilde zu ihren Füßen und sperrte seinen Mund — er ließ wahrlich an Größe nichts zu wünschen übrig — so weit auf, als es nur möglich war.

Es war ein sehr kräftiger Zahn, und die Doktorin versicherte, daß die Operation sehr schmerzlich werde. „Zwar könnte ich Dir den Zahn auch schmerzlos ausziehen, indem ich Dir eine Spritze gebe, aber das kostet Dir und mir Geld“ sagte Mama Ancilla. „Aber“, erwiderte der zivilisierte gescheite Bruder: „Mama, ich weiß, Du hast uns Schwarze so gerne, Du könntest es doch auch umsonst tun.“ Er hatte aber gerade zuvor eine Flasche Butter für unsere Schwestern gebracht und dafür ziemlich viel Geld verlangt. Schwester Ancilla hatte ihm das Geld noch nicht gegeben, weil sie sagte, sie wolle die Butter erst in der Pfanne auslassen und sehen, ob dieselbe auch gut und nicht ranzig sei.

„Sage mir, Rafiki (Freund), hast Du mich denn nicht auch gerne?“

„O gewiß, kabisa sana“ (sehr gerne), beeilte sich der Zivilisierte zu sagen.

„Nun, dann könntest Du mir auch Deine Flasche Butter umsonst geben“, erwiderte Schwester Ancilla.

„Ja, aber es ist ja nicht mein Zahn, den Du ziehen mußt“, erwiderte der Schlauberger.

„Ja, aber Du liebst doch Deinen Bruder so sehr, und Du hast ihn zu mir gebracht, also mußt Du für ihn zahlen“, sagte lachend Mama Ancilla. So bekam der Arme eine Spritze umsonst von der Zahndoktorin, welche im Nu schmerzlos den fürchterlichen Zahn gezogen hatte, und wir Schwestern bekamen dafür umsonst die Flasche Butter.

Wenn um 4 Uhr nachmittags die Trommel der Mama in lauten Schlägen den Arbeitsluß verkündet, und dieser mit hellen Jubelrufen begrüßt wird, da springen die Jungen und Alten wie kleinen Buben herbei, dann geht's in den Waldbach: Füße, Hände, Hacken, Schaufeln, Buschmesser, Ziegelformen, alles wird gewaschen und unter Aufsicht des „Haupt-Patriarchen“ ins Magazin geräumt. Nun stehen die Mannen, Männlein, Burschen und Knaben in Reih und Gleid versammelt vor der gestrengen Bibi (großen Frau), der Mama Ancilla, welche von den Arbeitskarten ihre Namen abliest. Völl Bewunderung staunen alle, wie doch diese weiße, gescheite Bibi so schnell lesen kann. Ja, ja, kein Wunder, meinte Saidi, sie hat auch vier Augen, was wir nicht haben. — Diese große, schwarze Brille

macht eben, daß sie so schnell alles sieht rundherum. Wenn man sie selber nicht sehen kann, ruft sie auf einmal: haya, haya — voran, voran! —

Namen haben die Burschen, idyllisch schöne, das muß man ihnen lassen. Einer, schon ziemlich im ehrw. Alter, heißt „Cigareti“, und daneben ruft die heitere Mama gewöhnlich gleich den dazu passenden, unentbehrlichen „Kiberiri“, d. h. Zündhölzchen; und so geht's fort. Manch drolliger Name, wie z. B. „Goma“ (Trommel), dazu Schlägel und Biertopf, der darf doch auch nicht fehlen, wo eine Goma ist (eine Trommel), die zum Tanze ruft. Ein junger Kerl heißt Flöte, und er bemüht sich natürlich auf allen Wegen, wo er geht und steht, zu pfeifen; ein anderer heißt Teke (Vogel), und er hüpfst und singt auch immer bei der Arbeit. Nachdem alle verlesen sind, werden noch all die Wunden und Rizen, die durch die Hacken und Steine verursacht wurden, an den Fingern und Zehen sorglich von der Mama verbunden, damit sie doch schnell heilen und sie alle wieder vollzählig erscheinen können.

Eine Partie von 6 bis 8 jungen Männern, welche sehr lernbegierig sind, bitten die Mama, sie noch für eine Stunde das A-b-c zu lehren, denn obwohl schon junge Ehemänner, so möchten sie doch noch lesen lernen. Jetzt geht's los: e, i, o; u, ba, be, bi, bo, bu, und nicht zuletzt werden auch ein paar Worte von Mungu (Gott) gelehrt. Dann laufen die Kerle im Sturmesschritt von dannen ihrer Heimat zu, wo ihre junge Frau mit den Kinderlein schon am Herdfeuer sitzt und auf den Hausherrn wartet, welcher soviel Wunderbares von dem weißen Liebfrauenheim am Berge zu erzählen weiß.

Unsere fünf Christenfamilien aber gehen zum Schluß noch alle zusammen in die Kapelle und beten, weil es Oktober ist, gemeinschaftlich den Rosenkranz, schließen ihr Abendgebet an, und dann gehen auch sie in ihr Heim, das in nächster Nähe liegt. — Jetzt wird's stille, und heiliger Abendfriede weht über Baum und Strauch.



Lustige Ecke

Aus der Schule. Lehrer: Nenne mir einige Kaiser, die einen Beinamen führten.

Das Kind: Karl der Große, Pipin der Kleine und — Borax der Beste!

Karlchen und Frikchen sollten ihr kleines Brüderchen in Schlaf wiegen, da dieses aber wenig Neigung zum Schlafen zeigte, nahmen die beiden, von der Spiellust gereizt, Wachs und klebten dem Kleinen die Augen zu.

Gast: „Die Suppe schmeckt wie Spülwasser.“

Diener: „Hm!“

Gast: „Warum antworten Sie nicht? Haben Sie keine Entschuldigung?“

Diener: „Nein, denn es ist Spülwasser.“



Weißer Sonntag in Kilema

Von Schw. Thiadildis

Es ist erster hl. Kommunionstag, und 170 wollen sich zum erstenmal dem Tische des Herrn nahen, darunter 30 alte Mütterchen und Väterchen, die schon bald am letzten Lebensabende angelangt sind. Ein herrlicher, wonnevoller Tag. Goldener Sonnenschein lag auf Flur und Wald. Feierlich klangen die Glocken des schön geschmückten Gotteshauses und vereinigten sich mit dem sanften Säuseln des Tropenwindes zu einem herrlichen Preisliede auf den Allmächtigen, der in schlichter Brotsgestalt heute Einkehr halten will in den engelreinen, unschuldigen Kinderherzen.

Während unsere Erstkommunikanten in Reih und Glied, still und gesammelt durch unsere Rosenallee der Kirche zuschreiten, sehe ich Gruppen von Menschen da und dort die Berge herunterkommen, die diesen glücklichen Kindern auch das Geleit geben wollen. Bald ist die Kirche schon zum zweitenmal überfüllt. In der Frühmesse wurden die Eltern hingewiesen, wie sie diese Pflänzlein hüten und schützen müssen. Es war ergreifend, wie die ganze Kirche dem Prediger lauschte, und man hätte an diesem Tage, wie man im Volksmunde öfters sagt, „ein Mäuschen laufen hören“.

Das weitgeöffnete Portal, durch das die stattliche Schar der Kommunionkinder einzog, war in ganze Fluten hellstrahlenden Sonnenlichtes getaucht. Standes- und Vermögensunterschiede, wie das in Europa der Fall ist, gab es keine; alle trugen

schlichte, einfache Kränzchen auf dem Kopfe, welche von uns Schwestern verfertigt wurden, auch bekamen die meisten ein weißes Kleidchen, welche gute Wohltäter uns schenkten. Engelrein strahlten und leuchteten die schwarzen Auglein unter dem weißen Kränzchen hervor. Alle sind gleich, nur daß die alten Greise durch ihre runzeligen Hände und den schweren Gang sich von der jugendlichen Schar unterschieden. Aber auch sie wollen gläubig das hochheilige Gastmahl empfangen.

Alles, der schöne Altar, die feierlich geschmückte Kirche, das angenehme Tropenwetter scheint die Freude und Inbrunst der Andacht vermehren zu wollen. In den vordersten Bänken, nahe dem göttlichen Kinderfreunde, knien die kleinen, schwarzen Mägdlein und Knaben, die auf das erste Kommen des Heilandes warten. Endlich klingen dreimal die Glöcklein zu des Altares heiligen Stufen. Noch einmal schallt es laut und deutlich durch die schlichten Hallen unserer Missionskirche:

Rabbi yangu, sistalsili ningie kwangu,
Kwani mkosefu mimi nikatenda zambi nyingi.

O Herr, ich bin nicht würdig usw.

Nun gehen die Unschuldigen zum Tische des Herrn. Weiße Seelchen, reine Lilienkelche, die nach dem Licht der ewigen Sonne und dem Tau der Gnade dürsten. Hinter ihnen schreiten viele Erwachsene und Betagte mit der gleichen Sehnsucht. Und alle werden befriedigt durch des Herrn wunderbare Seelenspeise. Der Segen wird der andächtigen Menge gespendet. Draußen vor der Kirche ist aber ein Warten und Beschauen dieser glücklichen Scharen. Viele, welche noch unserer heiligen Religion ferne sind, stehen stumm und gedankenvoll da. Die 30 alten Greise schritten still und gesammelt ihren Kraale zu, und ihrer aller Herzenswunsch mag wohl der gewesen sein: Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden.

Nach einem kurzen Aufenthalte rief die Glocke zum zweitenmal hinaus in die afrikanischen Gefilde, die glückliche Schar zum Nachmittagsgottesdienste. Im Priesterchor strahlte unter vielem Kerzenschimmer, mitten unter Lilien weilend, „Maria Immakulata“, die Schutzpatronin des Kilimandjaros. Schon lange war die glückliche Schar in stummer Anbetung vor dem Kinderfreund, um bald seiner himmlischen Mutter ihre Gelöbnisse zu weih'n und Treue unserer heiligen Kirche zu schwören. Nach einer kurzen weihvollen Ansprache über das Glück und die Erhabenheit dieses Tages war der feierliche Moment des Eidschwures gekommen. Rührend und ergreifend war es, wie die alten Greise mit ihren weißen Krausköpfen die Taufgelübde erneuerten, und ihre runzeligen braunen Hände zum Gelöbnisse emporhielten. Durch ein herzinniges Marienlied wurde dem Gnaden- und Segenstag seine letzte Schönheit gegeben.

Guter Gott, laß gut mich beten,
Dich empfangen kindlich rein.
Dann wird nach diesen letzten Nöten,
„Ewiger Weißer Sonntag sein!“

Möchten die Ereignisse dieses Tages manchen der Wahrheit einen Schritt näher bringen.

Die Kreuzspinne

oder

aus dem Leben einer Wahrsagerin

Von Schwester M. Engelberta

(Fortsetzung)

3. Kapitel. Leiden ist die beste Schule.

Der erste Tag und die erste Nacht war also für Ulembana glücklich vorübergegangen; in der Höhle war es zwar etwas dumpf, aber das arme Mädchen fühlte sich sicher geborgen hinter dem immer dichter gesponnenen Neze der Kreuzspinne, welche inmitten ihres kunstvollen Gewebes wie eine Königin tronte. Freilich hatten sie die dumpfen Rufe einer Nachteule hin und wieder aufgeschreckt, denn Ulembana war abergläubisch und hörte aus ihrem kläglichen Rufe die Verkündigung ihres nahen Todes. Doch, dachte sie, was schadet es, wenn ich bald sterbe und in den schönen Himmel komme, von welchem die Christen eine so tröstliche Verheißung haben. — Soll sie sich nicht freuen, dieser häßlichen Welt, dieses sündhaften Erdenlebens, dieser schwarzen Kunst der Zauberei ihres eigenen Vaters, entrückt zu werden? Hatte er ihr nicht schon mehrmals gesagt, er werde sie in eine Schlange verwandeln, wenn sie ihm nicht gehorsam sei und die Kunst der Wahrsagerei, für die sie ja wie geboren schien, lernen und üben wolle?! — Also, willkommen, o Tod, du bist mein seligstes Leben!“ rief sie aus.

Aber konnte sie denn in den Himmel kommen, ohne vorher getauft zu werden? Hatte ihr nicht die christliche Freundin Viktoria gesagt, die Taufe sei unumgänglich nötig, um in den Himmel zu kommen; auch sprach sie von drei Taufen; von Wasser, das wußte sie, aber auch von Blut, sprach sie, das konnte sie sich noch nicht vorstellen; wer sollte sie mit Blut taufen wollen. Das Dritte hatte sie vergessen. Ulembana weinte, weinte bitterlich.

Wie lange, lange schon sehnte sie sich, ein Kind Gottes zu werden, schon als kleines Mädchen horchte sie aufmerksam zu, wenn jemand vom Nkulunkulu (Gott) sprach. Als sie zum erstenmal die lieblichen Klänge der Kirchenglocken vernahm, ergriff sie eine große Sehnsucht, in das Haus Gottes

zu gehen, aber sie durfte ja nicht. Lange weinte und klagte sie so vor sich hin. Da hörte sie Stimmen. Es waren wieder die zwei Hirtenbuben, welche ihre Herden zum Flusse trieben.

Singend und pfeifend nahten sie sich ihrer Höhle. Josefus sang ein schönes christliches Lied nach dem andern, so recht wie ein frommes Herrgottsvöglein. Yeti, yeti Maria! (Gegrüßt, feist du, Maria!) schmetterte er in die laue, sanfte Morgenluft, und da überkam ein süßer Trost die arme leidtragende Seele. Josefus sang die Worte des Liedes klar und deutlich und am Ende kamen immer die schönen Worte, in kaffrischer Sprache übersetzt:

„Du bist die Mutter und ich dein Kind.“

Ganz unbewußt war der schlichte, fromme Hirtenknabe zum Missionar geworden. Er sprach wieder von der Schule der amaroma (Katholiken), las wieder dem kleineren Hirtenbuben aus seinem Katechismus vor, und diesmal das Kapitel von der heiligen Taufe, weil Masibulo sagte, er möge ihn unterrichten, damit, wenn er in die Schule komme, er schon etwas könne und dann schneller getauft würde vom guten Pater Missionar.

Mit Stolz und Freude willfahrte Josefus seinem Wunsche und erklärte die heilige Taufe. Sogar von der Bluttaufe sprach er und sagte: „Siehe, wenn jetzt so ein böser Zauberer käme und wollte dir den Kopf abschneiden, da müßtest Du von Herzen beten und dem Nkulunkulu sagen, daß Du an ihn glaubest, auf ihn hoffest und ihn liebst. Dann bist Du in Deinem Blute getauft und hast die Begierdetaufe, kommst sofort in den Himmel, nur mußt Du auch noch Deine Sünden herzlich bereuen. Gott ist die Liebe, er verzeiht alles und ist barmherzig.“

Masibulo schaute zum Himmel und sagte zu Josefus, ngigakubonga mgane yami (ich danke Dir, mein Freund). Aber auch Alembana, die alles gehört hatte, faltete ihre Hände, blickte zum Himmel auf und dankte Gott. Jetzt wußte sie, was sie wissen wollte, denn sie fühlte es innerlich, daß auch für sie die Stunde des Todes nicht ferne sei, daß Verfolger ihr auf der Ferse sind, und sie wollte sich zu einem glücklichen Heimgang bereithalten.

„Herr, ich glaube, Herr, ich hoffe, Herr, von Herzen lieb ich dich“, das wollte das Gott suchende Heidenmädchen immer beten, und auf Gott vertrauen. Auch für ihre liebe Mutter, die gewiß recht um sie weinen wird, und für den Vater wollte sie beten, daß er doch ja nicht aufgehängt würde, so wie es ihr ihr Seherauge zeigte. Alembana entsetzte sich vor diesem Bilde, das sie so deutlich schaute, sie erschrak vor sich selber, warum sah sie das, warum wußte sie manches, was dann auch eintraf —, war sie denn wirklich eine kleine „Wahrsagerin“? Nein, sie wollte keine sein, keine Heze werden, nur ein braves,



Altar aus der dänischen Rundkirche (Østerås) auf der Insel Bornholm.

reines, gläubiges Gotteskind sein und in den Himmel kommen, fangen nicht die Christen das schöne Lied:

„Die Heimat der Seele ist droben im Licht.“

Jetzt aß sie wieder etwas Weniges von ihrem Mundvorrat, frisches Wasser hatte sie sich des Nachts vom Flusse geholt. Ulebana fühlte sich krank; das tat wohl das Leiden, der Kummer, die Angst, aufgefunden zu werden; zuweilen hatte sie großen Schrecken vor der Zukunft. Auch fürchtete sie sich vor dem Imfene, Affen ihres Vaters, wenn er diesen ausschickte, sie zu suchen, der fände gewiß ihr Versteck und würde das Spinnenetz zerreißen und in die Höhle hereinkommen. Sie mußte anfangen, sich ein Loch, einen zweiten Ausgang, zu graben. Seufzend nahm sie ihre Hacke und suchte nach einem geeigneten Platz, wo sie graben konnte.

Horch! Was war das? Sie hörte Pferdegetrappel. Deutlich konnte Ulebana zwei weiße Polizisten und einen eingeborenen Askari-Polizisten sehen. Ganz nahe vor ihrer Höhle sattelten sie ihre Pferde ab und trieben sie in den Fluß, denn es war sehr heiß; sie schwigten und ließen sich selber auf den Uferasen nieder, nahmen erst noch ihre Feldflaschen zur Hand, tranken und dann legten sie sich der Länge nach auf den blumigen Wiesenrand am Ufer. Was die Weißen erst miteinander sprachen, es war englisch, konnte Ulebana nicht verstehen, aber als der eingeborene Polizist in der Zulu-Sprache redete, und die Weißen ebenso antworteten, wußte sie und verstand alles und sah mit Schrecken, daß es sich um ihren Vater, um die Ermordete, und auch um die verschwundene Tochter des Zauberers handelte. „Alles umsonst“, sagte verdrießlich der Eingeborene, „Ulebana hat nirgends eine Spur von sich hinterlassen, es ist gewiß, das Mädchen wußte von dem Mord und aus Furcht, sie werde etwas verraten, hat sie der Zauberer umgebracht; wie die Leute aussagen, war das Verhältnis zwischen Vater und Tochter letzte Zeit schon lange kein gutes mehr. Wir reiten umsonst herum, die ist längst eine Speise der Fische geworden, schade um das Prachtmädel, habe sie gut gekannt.“

„Mikona (nicht so)“, entgegnete der Engländer, ein junger Mann, nachdenklich. „In den Fluß hat er sie sicher nicht geworfen, aus Angst, daß ihre Leiche ans Ufer schwimmt. Eher hätte er die Tochter, von der er sich soviel versprach, wie wir hörten, stumm gemacht, ich vermute, sie ist selber entflohen, aber wohin, um alle Welt, kann sie sein? Bei den amaroma (auf der Mission) ist sie doch nicht, weder am Umzimkulu, noch am Polela. Überall, wo eine Mission schon ist, haben wir nachgesucht. In irgendeinem Kraal bei Leuten kann sie auch nicht sein, denn niemand würde sie aufgenommen haben aus Angst vor der Regierungspolizei, welche überall nach den Mördern der armen jungen Frau am Suchen und Spionieren ist. Eine Hexe ist

sie doch auch nicht, daß sie auf einem Besenstiel in die Luft geritten ist“, meinte lachend der zweite Polizist. „Aber Ulebana ist und bleibt die Tochter eines Zauberers, und schließlich hat sein Weib Nobukali, die Scharfe, doch recht, daß sie schon eine Wahrsagerin war, und sich deshalb so gut zu verstecken mußte“, meinte achselzuckend der schwarze Polizist. Er war bei diesen Worten aufgestanden und reckte und streckte sich, dabei auf den Felsen blickend und geradewegs auf das große, dichte Spinnennetz blickend. „Da haben wir ja schon eine Ulebana, schließlich hat sich die junge Hexe, so wie sie das böse Weib nennt, wirklich in eine richtige Kreuzspinne verwandelt. Er trat noch näher, wirklich es ist eine überspinnene Höhle, na ja, sicher ein böser Geist dahinter, er rührte aber nichts an, und die beiden Herren hießen ihn auch, sofort die Pferde zu satteln.

„Lauschiges, weltvergessenes Plätzchen hier,“ meinte der ältere Weiße beim Aufsteigen des Pferdes, „hier könnte das Mädchen, welches sehr klug und mutig geschildert wurde, schon ein Plätzchen gefunden haben, na, ich meinerseits wünsche ihr Ruhe und Frieden, eine Schuld an dem Morde hat sie gewiß nicht, und den eigenen Vater anzuklagen, könnte das arme Kind sicher nicht leicht. Ujhambe (Laßt uns gehen).“

Ulebana lag zitternden Herzens hinter dem Spinnengewebe, sie dachte nicht anders als diesmal sicher aufgefunden zu werden, aber wie gut war doch der Nkosi yezulu (Herr des Himmels). Zum zweitenmal hatte die Kreuzspinne sie gerettet. Doch wie lange konnte das arme Mädchen es so allein und verlassen in der engen, dumpfen Höhle aushalten? In der Nacht wollte sie hinausgehen und sich Fische angeln, auch ein paar frische Maiskolben aus dem nächstliegenden Felde sich holen. An Mariens Hand, dem Liede nach, „Du bist ja die Mutter, ich dein Kind“, wollte sie getrost die nächtliche Wanderung wagen.

4. Kapitel. Auf der Insel des Friedens.

Fast vier Wochen waren vergangen seit dem Morde am Inkonzo-Fluß. Man verfolgte die Mörder bis in das Basuto-Land hinauf, wohin sie geflohen sein sollten.

Ulebanas Vater konnte nichts nachgewiesen werden, so wurde er aus der Haft entlassen und stand aber dennoch unter polizeilicher Aufsicht. Der Zauberer selber hatte es ganz aufgegeben, seine verschollene Tochter zu suchen; es schien fast, als sei er froh, nichts von ihr zu wissen.

Da, eines Tages kam spät abends eine in Lächer von Kopf bis zu Fuße eingehüllte schlanke Gestalt, in Begleitung eines Hirtenknaben und pochte leise an die Türe der Krankenhütte der katholischen Missionsstation am Umzimkulu-Fluß.

Eine Missionschwester öffnete sofort freundlich und hieß die beiden eintreten. Als sie der eingehüllten Gestalt ins Gesicht

schaute, erschrak die gute Schwester und sah, daß das Mädchen noch sehr jung, aber ganz abgehärmt, ausgezehrt und überaus elend war.

Sofort richtete sie ein leeres Krankenbett zurecht, indessen sie den Hirtenknaben zum Herrn Pater Missionar sandte, auf daß er demselben berichte, wer dies kranke Mädchen sei, woher es komme usw.

Sofort kam der seeleneifrige Missionar in das Krankenzimmer, und da sagte ihm das arme, kranke Mädchen, daß sie Ulembana, die verschollene und viel gesuchte Tochter Unamanschla des Zauberers von Inkonzo sei. Wohl erschrak der Missionar, aber er wußte bald Hilfe.

Es war nicht ratsam, Ulembana, welche, wie die Krankenschwester sagte, vor allem notwendiger Ruhe bedurfte, in der allgemeinen Krankenhütte zu lassen, besser war es, sie anderswo noch etwas verborgen zu halten. So richtete die Lehrerin in ihrer Schule ein einsames, stilles Plätzchen für das arme Mädchen her und da wurde es gar liebevoll und sorgsam gepflegt. Ihre Freundin, die fromme Viktoria, nahm sofort Ulembana in besondere Hut, und da ihr Zustand sehr schlimm war und das Mädchen ein so heißes Verlangen nach der heiligen Taufe hatte, und es auf die Fragen des Priesters so kluge Antworten gab, so wurde Ulembana bald getauft auf den Namen Anna-Lise.

Ruhig und friedlich lag sie ganz ausgezehrt auf ihrem Krankenlager; sie hatte galoppierende Schwindsucht. Sie sprach nicht viel, sie hatte nur den einen Wunsch, bald, recht bald in die Himmelsheimat zu entfliehen. Ihre Gedanken, ihre Augen waren immer auf das Kreuz und das Madonnenbild, welche über ihrem Bette hingen, gerichtet.

Wieviel Selbstvergeffenheit, wieviel Liebesglut leuchteten aus diesen tiefblickenden Augen, in denen zu lesen war, daß sie unverwandt an Gott, an den Himmel dachte. Sie und da durfte und konnte Anna-Lise, „die Kreuzspinne“, aufstehen, aber sie ging wie eine Nachtwandlerin durchs Leben — ihre Seele war anderswo, sie ging einher wie ein Sänger, welcher die Klänge aus anderer Welt erlauscht; die Sünden, welche in ihrem elterlichen Kraal geschahen, schmerzten sie, und Anna-Lise betete viel für ihren Vater um Bekehrung. Von dem Missionar benachrichtigt, kam er einmal, seine Tochter zu sehen. Trozig und finster stand er vor ihr.

„Hast Du mir etwas zu sagen, so tue es, — Du weißt die Zukunft —, oder ist Deine Kraft gebrochen, seit Du eine Christin geworden?“ — „Nur eines habe ich Dir zu sagen. Baba, ich bitte Dich, reiße Deinen Kraal nieder, ziehe anderswohin, wo Du nicht bekannt bist, fange ein anderes Leben an, rette Dein leibliches und seelisches Leben!“ — Er hörte mit gesenktem Haupte schweigend zu.

(Schluß folgt.)



F ü r d i e K i n d e r

Liebe Kinder! Heute will ich Euch erzählen, wie es zwei Zwillingen und ihren Eltern bei den Zulus in Süd-Afrika ergangen ist. Wenn bei diesen Heiden Zwillinge zur Welt kommen, dann muß das Jüngste getötet werden. Nun hatte eine Zulu-Mutter einst zwei liebe Zwillinge bekommen; diese Kinderchen waren so lieb, daß die Mutter es nicht übers Herz bringen konnte, dem Gesetze zu folgen, und deswegen ließen die Eltern beide Kinder am Leben; sie mußten aber viel darunter leiden. Es wurde ihnen immer vorgeworfen, daß sie das Gesetz des Landes gebrochen hätten. Als die Zwillinge zehn Jahre alt waren, drohten die Nachbarn, es dem Könige Mpande anzuzeigen. Die Eltern waren darum in großer Sorge und beschloßen also, den Knaben dem lieben Gott zu opfern, und brachten ihn darum zur Missionsstation. Dort wurde er freundlich aufgenommen und unterrichtet. Bald darauf wurde er auch getauft, und seine guten Eltern besuchten ihn oft. Seine Schwester brachte ihm Maiskolben und Süßkartoffeln als Geschenk.

So vergingen etwa 5 oder 6 Jahre, aber die neidischen Nachbarn hatten die Sache nicht vergessen. Wirklich haben sie ihre Drohung ausgeführt und noch dazu den Vater als Zauberer angeklagt, weil er in allem Glück hatte, was er unternahm. Er war sehr strebsam, pflanzte Mais, Kaffernkorn, Kürbisse, Süßkartoffeln; immer hatte er reichlich zu essen, und er und seine Frauen — er war noch Heide — gaben auch gerne den andern mit. Ja, man hätte glauben sollen, daß sie keine Feinde gehabt hätten.

Diese guten heidnischen Eltern hatten zehn hübsche junge Mädchen, die sehr schön singen und tanzen konnten; sie hatten auch eben so viele Söhne, die geschickte Schützen waren und

welche die ganze Familie reichlich mit Wild versorgten. Die bedeutendsten Männer des Distriktes, wo diese wohlhabende Familie wohnte, waren neidisch auf diesen mächtigen alten Farmer und beredeten den König, ihn aus dem Wege zu schaffen und seine Güter einzuziehen.

Der König willigte ein, und sofort begab sich eine Gruppe Männer auf den Weg, um ihn zu morden und seine Töchter



Schw. Julia mit ihren Lieblingen.

und sein Vieh dem König zu bringen. Eine Kompagnie des berühmten alten Ndhlonhlo-Regimentes rückte aus, bewaffnet mit Lanzen, Stöcken und Schildern. Sie brauchten zwei Tage, bis sie den Kraal erreichten. Mitten in der Nacht kamen sie an, lagerten in der Nähe der Hütte, um dort zu warten, bis der Morgen anbreche. In aller Frühe näherten sich zwei Männer, die dort öfters zu Gast weilten. Sie gaben an, daß sie draußen seien, um zu jagen, und baten um etwas Schnupftabak, um sich zu erfrischen. Der gute alte Mann, bereit zum Helfen wie immer, öffnete sofort die Türe und kam heraus mit seiner

Schnupftabakdose. Während er seinen Freunden den Tabak überreichen wollte, traf ihn ein Schuß, und er war auf der Stelle tot. Bestürzt kamen Frauen und Kinder aus den herumliegenden Hütten herausgelaufen, um zu sehen, was sich ereignet hatte, die zwei ersten Frauen wurden auch getötet, die übrigen drei beauftragt, ihren Mann zu begraben. Die Vorratskammern für Mais wurden durchstöbert, zwei Ochsen wurden geschlachtet zum Frühstück. Da sie mehr hatten, als sie benötigten, luden sie auch die Mädchen ein, da sie noch einen Marsch von zwei Tagen vor sich hätten. Diese aber antworteten: „Wie könnt ihr uns einladen zu essen, da das Blut unserer Eltern frisch auf dem Boden liegt. Wir werden nicht essen. Könnten auch wir sterben, damit wir nicht die Sklaven eines Königs zu werden brauchen, der unser glückliches Familienleben zerstört hat. Ah, Geister unserer Ahnen, habet Erbarmen mit uns und nehmt uns hinweg aus unserm Elend.“

Der Zwillingssknabe auf der Missionsstation hörte schon in früher Morgenstunde von dem Unglück, das seine Angehörigen ereilt hatte. Er versteckte sich in einem Schrank. Es wurde nach ihm verlangt, aber er war nirgends zu finden. Das Missionshaus wurde durchsucht; aber niemand dachte daran daß er in einem Schrank versteckt sein konnte. Nachdem sie sich persönlich überzeugt hatten, daß er nirgendwo sei, zogen sie hinweg mit den geraubten Mädchen. Es war herzerreißend, ihre Klagen anzuhören; aber die Männer hatten kein Mitleid. Sie zogen scherzend des Weges und lobten sich selbst, daß ihnen ihr Anschlag so gut geglückt war.

Bald darauf erhielt eine andere Mutter Zwillinge. Belehrt durch diesen Vorfall, tötete sie den jüngsten Säugling, obwohl er gesunder und kräftiger aussah als der ältere. Schon nach 14 Tagen starb das ältere Kind, und die arme Mutter bedauerte sehr, daß sie das jüngste Kind nicht geschont hatte.

Heutzutage wird dieser Brauch nicht mehr befolgt. Das Christentum arbeitet überall dafür. Ihr seht, liebe Kinder, wie notwendig es ist, für die Bekehrung der Heiden zu beten. Wie schön ist doch das Christentum, wo all diese Grausamkeiten verboten sind! Ihr seht aber auch, wie häßlich der Neid ist und wieviel Unheil er anstiften kann!



Gebetserhörungen

Tausendfachen Dank der lieben Mutter Gottes, den vierzehn heiligen Nothelfern, der heiligen Theresia vom Kinde Jesu, dem seligen Bruder Konrad und der seligen M. Th. Ledochowska für Erhörung in zwei schweren Anliegen. F. D. i. D.

Auf eine Novene zu den heiligen Wunden und zum kostbaren Blut fand Erhörung in einem großen Anliegen. (Veröffentlichung war versprochen.) N. N.

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Salzkotten 21 Mk., Kornelia; Bewelsburg 21 Mk., Franz-Salesius; Mausbach 21 Mk., Theresia; Halberstadt 21 Mk., Alonjius; Diefflen 21 Mk., Bernhard.

Für die Mission: Paderborn 5 Mk.; Elbing 10 Mk.; Bremm 2,50 Mk.; Gelsenkirchen 7,50 Mk.; R.-Worringen 7,50 Mk.; Weeze 5 Mk.; Raimt 42,50 Mk.; N. N. 100 Mk.

Für Missionszwecke: Würzburg 7,50 Mk.; Münchenreuth 5 Mk.

Almosen: Hörde 2,50 Mk.; Köln 2,50 Mk.; Werden 2,50 Mk.

Für die Missionschule zur Heranbildung armer, braver Mädchen zu Missionslehrerinnen: Halberstadt 9 Mk.; Fellen 7,50 Mk.; Recklinghausen 20 Mk. und 0,50 Mk.

Allen unsern lieben Wohltätern ein recht herzliches Vergelt's Gott!
Gütigkeit ist wie ein gesegnetes Paradies und Barmherzigkeit währet ewiglich. . . . Brüder helfet einander zur Zeit der Trübsal, aber Barmherzigkeit rettet mehr als sie. (Sir. 40, 17, 24.)

Der Allerbarmer würdigt, was uns fehlt,
Er sendet Gram, weil Gram die Herzen stählt,
Er sendet Elend — Sorgen ohne Zahl —
Zum Glück die Last, zum Schmerz die Seelenqual!
Doch hoch im Licht erglüht der Hoffnung Stern,
Gott ist die Liebe, — bau auf Gott den Herrn.

Luise Hensel.

Ja, ein recht kindliches, festes Gottvertrauen möchten wir all unsern lieben Wohltätern vom aus Liebe für uns leidenden Heiland erbeten.

Mögen alle in Gottesliebe und Gottvertrauen ein recht frohes, gesegnetes Osterfest feiern!

Gute Bücher

Ein neues Marmion-Buch, übersetzt von der hochwürdigen Abtissin M. Benedicta von Spiegel O. S. B. (456 Seiten 420 Mk., Ganzleinen 6,— Mk. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn.)

Wir haben hier eine aus der Liturgie der Kirche geschöpfte, durch tiefes Eindringen in die Heilige Schrift und die Gedanken der heiligen Väter wirkungsvoll vertiehte Darstellung der Lebensgeheimnisse Christi und seines Werkes vor uns.

Der Verfasser stellt sich die Aufgabe, die Glaubensgeheimnisse der gottmenschlichen Person Jesu Christi und seines Erlöserwerkes im engsten Anschluß an den Gang des Kirchenjahres in ihrem Gehalt darzulegen, ihren gegenseitigen Zusammenhang zu entfalten und dadurch ein lebendiges Gnadenbild zu gewinnen, das mit jedem im Geiste des Buches durchlebten Kirchenjahr sich vertieft und klärt. In dieser verhältnismäßigen Kürze und Abrundung dürfte schwerlich die asketische Literatur ein ähnliches Werk gleichen Zieles aufweisen. Es wendet sich an alle Katholiken, denen es um ein tieferes Verständnis der Person und des Werkes Christi zu tun ist, wie es die Kirche zum Eindringen in ihre Liturgie nur wünschen kann. Das Buch wird daher namentlich nur jenen Seelen willkommen sein, die das liturgische Jahr in seinem tiefsten dogmatischen Sinn und Gehalt erfassen und eine weichevolle Einheit zwischen dem Leben der Kirche und ihrem eigenen persönlichen Leben und Streben herstellen wollen.

Vom gleichen Verfasser und Übersetzer sind im gleichen Verlag erschienen:

Christus das Leben der Seele. 474 S. geb. 6,50 Mk.

Christus unser Ideal. 539 S. geb. 7,80 Mk.

Caritasblüten

Nr. 5

1933



ED. V. STEINLE PINXIT

BK

Maria, Maienfönigin, dich will der Mai begrüßen.

An Maria

Maria, liebe Mutter mein,
Wann ich erwach beim Morgenschein,
Und hoch vom Turm die Glocke klingt,
Ihr Ave durch die Wolken dringt:

Dann denk ich dein,
Mein Herz erglüht;
Dann stimm' ich ein
Ins Jubellied:

Gegrüßt seist du, Maria!

Maria, liebe Mutter mein,
Wann dir in Kelchen, bunt und fein,
Die Rosen bringen Maienduft,
Der wie Gebet durchschwebt die Luft:

Dann denk ich dein,
Mein Herz erglüht;
Dann stimm' ich ein
Ins Jubellied:

Gegrüßt seist du, Maria!

Maria, liebe Mutter mein,
Lausch' ich dem frommen Vögelein,
Wann es dir singt im stillen Haag
So glücklich-froh am Maientag:

Dann denk ich dein,
Mein Herz erglüht;
Dann stimm' ich ein
Ins Jubellied:

Gegrüßt seist du, Maria!

Maria, liebe Mutter mein,
Schau' ich des Mondes milden Schein,
Wann er am Maienhimmel wacht
Zu deiner Ehr' in düst'rer Nacht:

Dann denk ich dein,
Mein Herz erglüht;
Dann stimm' ich ein
Ins Jubellied:

Gegrüßt seist du, Maria!

Maria, liebe Mutter mein,
Hör' ich den Gruß der Engelreih'n,
Der mächtig durch den Himmel schallt,
Der mir im Herzen widerhallt:

Dann denk ich dein,
Mein Herz erglüht;
Dann stimm' ich ein
Ins Jubellied:

Begrüßt seist du, Maria!

7. c.

5

Marienverehrung in Afrika

Das Reich der hohen Himmelskönigin breitet sich auch in Afrika aus. Viele Beispiele könnten wir anführen, wie die Neuchristen des schwarzen Erdteiles allerorts die Andacht zu Maria freudig annehmen und betätigen. In unseren Missionen hat wohl unser ehrwürdiger Stifter Abt Franz Pfanner den Grundstein zur Marienverehrung gelegt. Er gab seiner Liebe zu Maria einen beredten Ausdruck, indem er seinem Werke den Namen „Mariannahill“, d. h. „Maria-Anna-Hügel“ beilegte. Er benannte alle seine Neugründungen nach bekannten Wallfahrtsorten, wie: Maria-Einsiedeln, Altötting, Lourdes, Revelaer, Mariathal, Ezenstochau usw. So ist jede Missionsstation ein wirklicher Gnadenort im Heidenlande geworden durch die Verkündigung des wahren Glaubens, die Spendung der heiligen Sakramente, die Feier der heiligen Messe und die Errichtung eines Tabernakels, in welchem Christus beständig gegenwärtig ist. Dürfen wir nicht alle diese Gnaden Maria verdanken, welche von der heiligen Kirche als die Vermittlerin aller Gnaden anerkannt wird. Und wie sehr belohnte sie unserm Stifter diese kindliche Verehrung. Am 24. Mai, am Feste „Maria, Hilfe der Christen“ holte sie ihren treuen Diener zu sich in die ewige Heimat.

Marienkult hat dann auch in Ost-Afrika, am Fuße des Kilimandjaro, feste Wurzeln gefaßt und bereits herrliche Blüten und Früchte getragen. Kilema allein hat schon 400 Marienkinder aufzuweisen, und jeden Sonntag nachmittag schallt aus dieser kindlichen Schar das Lied: „Ich bin ein Kind Mariens!“

Die ersten eingeborenen Schwestern, welche sich „Töchter unserer lieben Frau vom Kilimandjaro“ nennen, stehen unter der Schutzherrschaft Mariens, und es ist zu bewundern, wie

das Bergvolk von Kilema sich bemüht, ein wahrhaft christliches Leben zu führen, um seiner himmlischen Königin Ehre zu machen.

Hier in Afrika wird sie nicht nur der Stern des Meeres, sondern der „Stern Afrikas“ genannt, und ich möchte diese Zeilen schließen mit dem schlichten Gebet:

„O Maria, hilf mir heut,
Hilf mir auch zu jeder Zeit!
Hilf den Priestern, hilf den Laien,
Hilf auch allen, wer sie seien,
Daß es endlich besser werd'
Auf der ganzen weiten Erd'!

Schw. M. E.



Das Heilige Jahr

Aus Rom wurde uns folgender Bericht von Herrn Vater Goerg S. V. D. freundlichst zur Verfügung gestellt:

Das Heilige Tor, die Porta sancta, steht nun weit offen; das Jahr des Heiles, das Jubiläumsjahr der erlösten Menschheit, hat begonnen. Ganz Rom wartete schon mit Sehnsucht auf den Tag, an dem der Heilige Vater selbst die Porta sancta öffnen werde. — War das ein Gewoge von Menschen auf den Straßen, die nach St. Peter führten. Obwohl die Feier erst um 11 Uhr beginnen sollte, kann man schon gegen 8 Uhr sehen, wie der Strom der Menge sich in die Basilika ergießt. An diesem Tage merkt man erst, wie groß St. Peter ist und welche unermessliche Menschenmassen die Hauptkirche der Christenheit zu fassen vermag. Ich kam zwei Stunden vor Beginn der Feier an, und alles war schon überfüllt. Aber man läßt es sich schon gern gefallen, im Gedränge zu stehen, wenn man das Glück hat, zu denjenigen zu gehören, die unmittelbar an der Feier teilnehmen können, welche heute die ganze Welt mit Interesse verfolgt.

Kurz nach 11 Uhr setzt sich ein Zug vom Vatikan aus in Bewegung; in der Ferne sieht man die große Schar der Prälaten, Bischöfe und Kardinäle; endlich wird der Heilige Vater sichtbar. Begeistert jubelt ihm die Menge zu. Jetzt beginnen die Zeremonien der Eröffnung der Heiligen Pforte. Der Chor singt einige lateinische Texte, in denen der Sinn der heiligen Handlung zum Ausdruck kommt. Dann ruft der Papst mit erhobener Stimme: *Aperite mihi portas justitiae, ingressus in eas confitebor domino.*

Worauf der Chor antwortet: *Haec porta domini, justi intrabunt in eam.*

Das heißt: Nun öffnet mir die Tore der Gerechtigkeit, dann tret ich ein, dem Herrn zu danken. Das ist die Pforte unseres Herrn; Gerechte gehen durch sie ein.

Dann geht der Heilige Vater zur Porta sancta, die mit einer großen Marmorplatte verschlossen ist. Unter verschie-



Pius pp. xi

denen Gebeten schlägt der Papst mit einem goldenen Hammer dreimal gegen die Pforte, dann senkt sich langsam die schwere Platte nach rückwärts.

Eine freudige Erregung geht durch die Menge: die Heilige Pforte ist geöffnet, das Heilige Jahr hat begonnen. Der

Heilige Vater schreitet nun als erster durch die erschlossene Pforte, und dann setzt sich ein gewaltiger Zug in Bewegung, der den Papst in die Basilika begleitet; denn als erster will der Papst auch die zur Gewinnung des Jubiläumsablasses vorgeschriebenen Übungen vornehmen. Sobald der Heilige Vater die Basilika betreten hat und von der Menge, die nun schon drei und vier Stunden auf ihn wartet, erspäht wird, geht ein unbeschreiblicher Jubel durch die Hallen des weiten Domes. Da der Heilige Vater durch die Heilige Pforte einzieht, die von ihm selbst geöffnet wurde, so ist dieser Jubel des gläubigen Volkes der entsprechende Ausdruck des Dankes an den gemeinsamen Vater der Christenheit, daß er in diesem Jahr, dem Jubel- und Erinnerungsjahr der Erlösung der Menschheit durch unsern Herrn und Heiland, den Gnadenschatz, den Christus durch seinen Tod seiner Braut der Kirche überlassen hat, nun ganz weit geöffnet und ihn hineinströmen läßt in die Menschheit, die der Erlösung noch so sehr bedarf. Denn die Eröffnung der Heiligen Pforte ist das Symbol, das Zeichen, daß nun die Gnadenschätze der Kirche weit offen stehen, damit die Menschheit trinke am Born des Lebens, der Christus ist.

Wir, die wir von draußen der Eröffnung der Heiligen Pforte beigewohnt hatten, wollten nun aber auch den Einzug des Papstes sehen, um dann am Schluß noch seinen feierlichen Segen zu empfangen. Aber wie sollte man in die Basilika hineinkommen? Sie war ja schon ganz gefüllt von der Menge der Gläubigen, die so lange auf den Einzug des Papstes gewartet hatte. Bei diesen Gelegenheiten muß man erfinderisch und mutig zugleich sein. Nachdem das diplomatische Korps, also die Vertretungen der Regierungen, dem Papst beim Einzug gefolgt sind, versperren die Schweizer-Gardisten für die übrigen den Zugang zu den Toren, und weil ja schließlich auch nicht all die Tausenden nachfolgen können. Mehrmals wurden wir schon abgewiesen beim Versuch, doch noch irgendwo hineinzuschlüpfen. Da erwische ich eine Gelegenheit; ich sehe, daß die Stelle, wo die hohen Herrschaften der Regierungen usw. gesessen hatten, unbewacht ist. Ich begeben mich dorthin, dringe in das Revier und gehe dann mit der größten Selbstverständlichkeit in die Basilika hinein. Der Papst ist soeben von der Sakramentskapelle, wo er seine Anbetung verrichtet hat, zurückgekehrt und steht gerade am Eingang des Mittelschiffes, als ich hereinkomme. Ich gerate nun mitten unter die Herrschaften der Diplomaten. Da ist mir doch etwas bange ums Herz, zumal ich den maestro di camera — den Kammermeister Sr. Heiligkeit — erblicke, der alle mustert, die im Zuge sind. Einige, die auch so „frech“ gewesen sind wie ich, hat er schon zurückgewiesen.

Schon warte ich auf denselben Wink, der auch „mein Glück“ zerstören sollte; da macht er einen so wunderbar einladenden Gestus, und in gehobener Stimmung und mit dem Gefühl der Berechtigung schreite ich nun im Zuge weiter. So komme ich bis vor die Confessio (Grab des heiligen Petrus). Hier mache ich mit den Herrschaften halt und warte auf die Rückkunft des Papstes, der durch die Basilika zieht, um an den verschiedenen Orten seine Andacht zu verrichten. Zuletzt kniet der Heilige Vater vor der Confessio hin, und dann werden oben vom Kuppelpfeiler der heiligen Veronika drei große Reliquien gezeigt: die heilige Lanze, eine Kreuzpartikel und das Schweißtuch, und mit jeder Reliquie wird der Segen erteilt. Die Glocke, mit der dieser Segen den Scharen der Gläubigen angezeigt wurde — viele konnten das gar nicht sehen —, hätte mancher Dorfkirche Ehre gemacht, so groß war sie. Dann gibt der Heilige Vater noch seinen feierlichen Segen und läßt durch zwei Kardinäle allen anwesenden Gläubigen einen vollkommenen Ablass verkünden. Nur ganz wenige Meter bin ich vom Papst entfernt. Man kan ihm die Müdigkeit aus den Augen lesen. Während die Kardinäle den Ablass verkünden, nickt der Papst zur Bestätigung fast bei jedem Wort mit dem Kopfe. Endlich zieht dann der päpstliche Zug wieder in den Vatikan zurück; und das Volk jubelt dem Vater der Christenheit noch einmal zu zum Danke für die Wohltat, die er ihr geschenkt hat.

Ein schönes und doch gewaltiges Schauspiel bietet sich dann draußen. Von allen Seiten strömen die Menschen aus der Basilika. Der ganze weite Petersplatz ist mit Menschen angefüllt. Ein Filmauto ist an der Arbeit, dieses Leben, das sich da auf dem Platze ausbreitet, im Bilde festzuhalten. Man hört alle Sprachen, und doch sprechen alle eine Sprache, die jeder verstehen kann; es ist die Sprache der Freude und des leuchtenden Blickes, die Sprache der Begeisterung, die sich in Mienen und Gesten äußert, es ist die Sprache der katholischen Einheit, die alle umschließt, die jeder versteht und die jeder spricht, weil jeder in den Bann hineingezogen ist, der von dem Erlebnis des heutigen Tages ausgeht.

*

Am Donnerstag nach dem Passionssonntag hielt der Heilige Vater selbst die heilige Stunde in St. Peter. Die Basilika war wieder ganz gefüllt, trotzdem in allen römischen Kirchen zu derselben Zeit die heilige Stunde gehalten wurde. Obwohl ich ziemlich spät kam, erhielt ich noch einen sehr guten Platz. Ich erbaute mich an der großen Andacht, die hier zum Ausdruck kam, ich wunderte mich um so mehr darüber, weil bei Massenfeiern die Andacht leicht zu kurz kommt.

Nachdem der Heilige Vater eingezogen war, wurde sofort auf dem Papst-Altar das Allerheiligste ausgesetzt; die Bet- und Feierstunde begann.

Nach einigen Liedern bestieg Kardinal Pacelli — der uns Deutschen ja nicht unbekannt ist — die Kanzel und hielt eine wundervolle Predigt über die erste Heilige Stunde, über die Todesangst unseres Herrn im Olgarten. Kardinal Pacelli hat schon in Deutschland durch seine Reden, die er in gewähltem Deutsch hielt, Aufsehen erregt. Seine ganze Persönlichkeit kommt aber erst zur Geltung, wenn er in seiner Muttersprache, in Italienisch reden und predigen kann; schon sein Äußeres ist ehrfurchtgebietend. Diese hagere Gestalt in seiner violetten Kardinalskleidung — in der Fastenzeit tragen bekanntlich die Kardinäle Violett statt des Purpurs; die ausdrucksvollen Gesten, die Schönheit seiner Sprache und der tiefe Inhalt seiner Worte.

Dann wurde wieder gebetet und gesungen, worauf ein anderer Kardinal über das Opfer von Golgatha sprach. Hierauf erteilte der Heilige Vater den Segen mit dem Allerheiligsten.

Der Auszug des Papstes nach der Feier war wohl einer der erhebensten, die ich je miterlebt habe. Se. Heiligkeit saß auf einem Tragsessel in seiner gewöhnlichen Kleidung, ohne Pontifikalgewänder, und gerade dadurch machte er einen väterlichen und vertrauenerweckenden Eindruck. Die Begeisterung, mit der die Menge ihm zujubelte, war außergewöhnlich stark, und als er unten am Mittelgang angekommen war und der Zug sich wendete, um in den Vatikan zu ziehen, da wollte das Rufen und die Begeisterung kein Ende nehmen.

Nun ließ der Heilige Vater den Zug halten, den Tragsessel noch einmal umkehren und stand eine ganze Weile mit halb ausgebreiteten Armen dem Volke zugewandt da. Da brach ein Jubel los, den man nicht beschreiben kann; von der Musik war nichts mehr zu hören. Noch einmal spendete der Vater der Christenheit den Segen und begab sich dann in den Vatikan.

K

**Der liebe Gott besucht uns oft genug
Mit Gnad und Huld in unsrer Klausel;
Doch leider sind für den Besuch
Wir selten nur zu Hause.**

S



Eine große Inderfamilie.

Bericht einer jungen Missionschwester

Von Schw. M. Jrmgard

Wie freuten sich Schwester Edelfrieda und ich, zum ersten Male hinaus zu dürfen, um echte, rechte Mission zu sehen. Wir mußten nach St. Wendel, um Schwester Hyazintha, unsere Führerin, zu treffen, und kamen abends dort an. Noch einmal schweiften unsere Augen über die Berge. Da und dort leuchteten kleine Feuerchen auf im Dunkel der Nacht und krochen gleich leuchtenden Schlangen über die Bergabhänge. Schwester Hyazintha erklärte uns, daß die Schwarzen durch Feuer die Wiesen von dem harten Grase reinigen, das die Rühre nicht fressen können.

Am andern Morgen tauchten schwarze Wolken auf, und wir fürchteten, auf unserer Wanderung nach St. Andrew einen tüchtigen Schauer mitzubekommen. Auf holperigen und steinigen Wegen wanderten wir bergauf, bergab. Als wir die Anhöhe erreicht hatten, konnten wir uns kaum satt sehen an all den Schönheiten, mit denen der liebe Gott dieses Fleckchen Erde ausgestattet hat. Es tauchten Berge von Wäldern mit Palmen und kakteenartigen Bäumen vor uns auf, die von Schlingpflanzen geradezu überwuchert sind. Im Tale unten zu beiden Seiten des Flusses liegen die winzigen Häuschen

der Inder, die uns wie Puppenhäuschen erschienen. Wir betreten fast jede Hütte der Schwarzen und der Kulis. Der Inder ist in der Kultur aber weiter voran als der Schwarze; schlank und hoch gewachsen, gleich Bronze-Statuen sind die Männer; die Frauen dagegen sind klein und zierlich und mit prachtvollen Seidenkleidern, Tüchern und vielen Schmucksachen behängt. Einige der Frauen hatten sogar an jeder Zehe einen goldenen Ring. Alle, selbst die Kinder, hatten an der Nase eine Perle. Von einer Indierfamilie machten wir eine photographische Aufnahme; diese Familie bestand aus nicht weniger als 25 Personen.

Hierauf machten wir auch bei einer Türkenfamilie einen Besuch; diese war sehr freundlich, wollte aber von der Religion nichts wissen.

Im Innern der Häuser haben die Inder kleine Altärchen mit den Bildern ihrer Gottheiten. Ein Bild fiel uns besonders auf wegen seiner geradezu diabolischen Häßlichkeit. „Wer ist das?“ fragten wir.

„O,“ gab der Inder mit tiefer Feierlichkeit zur Antwort, „das ist unser Gott, der sich aus Liebe zu uns in diesen häßlichen Affen verwandelt hat; zuerst war er sehr schön.“

„Glaubst Du denn wirklich daran?“, sagte Schwester Edelfrieda. Da war der Mann ein wenig beleidigt. O diese armen, armen Menschen! Bekanntlich ist es äußerst schwer, einen Inder zu bekehren; zu stark und zu fest hängen sie an ihrer häßlichen Götzen.

Von unserm vielen Laufen und Reden müde geworden, setzten wir uns an einen Bergabhang ins hohe Gras, um uns durch einen Imbiß zu stärken. Neugekräftigt ging's dann weiter. Die eingeborenen Schwestern liefen nun so schnell, daß wir ihnen nicht mehr folgen konnten. Nun waren wir im Tale angelangt und sahen auf dem uns gegenüberliegenden Berge eine größere Anzahl Kraale liegen. Bald hatten wir St. Andrew erreicht. Aber „mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten“. Ein kleines Fließchen verhinderte den Weitergang. Was nun tun? Brücke gibt's keine hier. Da ist guter Rat teuer. Schwester Hyazintha kommandierte aber frisch: „Schuhe und Strümpfe ausziehen!“ Gesagt, getan; dann wateten wir mit frohem Lachen durch das Wasser.

Man hatte uns schon bemerkt, und im Nu waren wir von vielen Schwarzen umgeben, die uns mit großer Freude und Feierlichkeit begrüßten. Einem jeden mußten wir die Hand geben, und immer wieder versicherten sie uns ihre Freude.

Zuerst ging's in das aus Lehm erbaute Häuschen, das als Kirche und Schule dient. Eine solche Armut hatten wir doch noch nie erblickt. Keine Fenster, die Wände und der Boden mit Kuhmist bestrichen, der natürlich ein ganz eigenartiges

Aroma hervorruft. Vorn stand ein Tisch, der als Altar und als Pult für den Lehrer dient; im Hintergrund eine Kiste mit den allernotwendigsten Meßgewändern und davor einige Bänke. Hier hatten wir uns ein wenig hingesezt, als sich der Raum immer mehr mit Schwarzen füllte, die uns alle begrüßen wollten, Christen und Heiden. Die Christen tragen doch meistens anständige Kleidung, aber die heidnischen Frauen haben nur ein kurzes Tuch umgeschlungen, das unten mit Perlen besetzt ist, sonst nichts. Auch fielen uns die Haartrachten auf; eine hatte einen wahren Babelturm auf dem Kopfe, der mit Öl und roter Farbe gut befeuchtet war.

Die Schwarzen waren wohl ein wenig unzufrieden, daß wir uns nicht angemeldet hatten, denn sie sagten: „Heute seht Ihr, wie böse wir sind.“ Sie hatten nämlich in einem Kraal ein großes Biergelage.

Nun zogen wir von Hütte zu Hütte, um alle zu besuchen. Die Kraale sind ziemlich schmutzig, und die liebe Jugend, die hier nackt herumläuft, ist nicht viel besser. Wir wurden auch zum Trinkgelage eingeladen; viele begleiteten uns dorthin. Von allen Seiten kamen heidnische Weiber, um die „weißen Frauen“ zu sehen. Drunten am Flusse, inmitten großer Steine und wildem Buschwerk photographierten wir einige der heidnischen Frauen.

Nach einem kurzen Marsche erreichten wir einen freien Platz, auf dem mehrere Kraale standen. Einer derselben fiel durch seine Größe auf. Kinder hatten uns schon angemeldet, und so erwartete man uns dort in feierlicher Stille. Wir traten ein; einen Augenblick benahm uns der dort herrschende Geruch den Atem. Doch dann ermannten wir uns herzlich und gingen freundlich grüßend in dem Kraal herum. Nach und nach gewöhnte sich unser Auge an die Dunkelheit, und wir konnten alles gut unterscheiden. Rechts saßen die Männer mit ihren Bierkrügen, links die Frauen und Kinder. In der Mitte brannte ein Feuer, worüber ein schwarzer Kessel hing, in dem Maisbrei gekocht wurde. Es standen dort mehrere Töpfe mit Brei, und jeder der Neuankommenden nahm sich mit der Hand heraus, soviel er verlangte; dann wurde fleißig dem Bierkrüge zugesprochen. Für uns Schwestern wurde eine saubere Matte aufgelegt, und wir sezten uns auf den Boden. Bald war Schwester Hyazintha im festen Gespräch mit den Schwarzen. Plötzlich hörten wir Stimmen vor dem Eingang, und ein wenig erschrocken schauten wir auf; dann aber mußten wir herzlich lachen. Die guten Schwarzen hatten irgendwo drei Stühle aufgefunden, und mit jubelnder Freude brachten sie uns dieselben. Wir ließen uns nun darauf nieder. Die gute Alte von diesem Kraale bot uns auch den Trank an; vorher wischte sie mit ihrem schmutzigen Kleide

den Rand des Bierkruges ab und nahm zuerst einen tüchtigen Schluck — da hatten wir genug davon.

In diesem Kraal waren ungefähr 50—60 Personen. Hinten in der Ecke lag ein schwerkrankes heidnisches Weib. Schwester Hyazintha sprach mit ihr, ob sie nicht getauft werden möchte. Da strahlte es in ihren Augen, doch dann sagte sie traurig: „Wir haben hier keine Schwestern und niemand, der uns den Katechismus lehren könnte.“ Arme Menschen! Es ist halt überall Priester- und Schwesternmangel. Nur einige Male im Jahre kommt ein Priester hierhin, um die heilige Messe zu lesen. Schwester Hyazintha tröstete die arme Kranke und versicherte ihr, sie dem Pater Missionar anzuempfehlen.

In der andern Ecke lag ein Mann, der vom Fieber geschüttelt wurde. Auch seiner nahm sich Schwester Hyazintha liebevoll an. Unbekümmert der beiden Kranken herrschte hier ein wahrer Höllenlärm; denn je mehr dem Biere zugesprochen wurde, um so fleißiger ging die Zunge.

Dann veranstalteten die Schwarzen uns zu Ehren einen Tanz. Frauen und Männer begannen in eintöniger Weise zu singen und mit den Händen taktmäßig zu klatschen; dann erhoben sich die Männer und fingen an, die sonderbarsten Frazen zu schneiden und die eigenartigsten Körperverrenkungen zu machen. Darauf erfolgte stets das gemeinsame interessante Aufstampfen mit dem Fuße.

Es war gegen 4 Uhr nachmittags, und die Zeit mahnte zum Aufbruch. Nach einigen liebevollen Worten von Schwester Hyazintha nahmen wir Abschied von den Schwarzen, und sie batens uns, doch recht bald wiederzukommen, uns aber vorher anzumelden, dann würden sie kein Trinkgelage halten.

3

Im Rattenlande

Von Schwester M. Julia

Die warme Sonne Süd-Afrikas ist ungemein günstig für die Entwicklung der verschiedensten Insekten und großer sowie kleiner Tiere. Ungemein zahlreich sind hier in der Transkai die Ratten. — Vor kurzem wurde von der Behörde jedem Hause in Mount Frere eine Portion Rattengift gegeben, das innerhalb einer Woche gelegt werden mußte, um die Brut wieder etwas zu verringern. In einem Store wurde von einem solchen Regiment in einer Nacht ein halber Sack Mais aufgefressen, nachdem sie erst die Raze umgebracht hatten.

Der Schaden beläuft sich jährlich auf viele Pfunde Sterling. Eine Sorte Ratten, sie werden von den Schwarzen „isikambi“ (Wanderraten) genannt, kommen und gehen in ganzen Ru-

deln. Sie fallen sogar über kleine Schweine her und fressen sie auf mit Haut und Haar. Uns wurde eines Tages eine Henne mitsamt den Küchlein aufgefressen.

Eine gruselige Geschichte trug sich eines Tages unter den Schwarzen zu. Eine der Seligkeiten des irdischen Paradieses der Eingeborenen ist das Utshwala oder Kaffernbier. Auch für unsern alten Umprongolo, auf deutsch „Faß“ genannt, war der Biertopf so bezaubernd, daß er manchmal meilenweit lief, um sich an dem herrlichen Naß zu erquicken. Eines Tages war wieder auf einem Plage ein großes Biergelage, und der alte Kunde fehlte natürlich nicht. Er labte und ergötzte sich an dem köstlichen Getränk, bis er seiner Sinne nahezu entrückt war. Es war Abend geworden, und nun taumelte er heim, um seinen Rausch wieder auszuschlafen. Mühsam kroch er in seine Schlafhütte und ließ sich gleich einem Mehlsack auf die Matte fallen, von der er nicht mehr aufstehen sollte. Ein tiefer und schwerer Schlaf machte sich seiner sogleich habhaft, und bald schnarchte er wie eine Sägemühle. Doch, o weh! Diese Nacht kam eine Rattenräuberbande dieses Weges gezogen und machte bei einem Kraal halt. Ohne Türen und Fenster zu erbrechen gelangte sie durch Schlupflöcher in das Innere, angezogen von dem Dufte des lebenden Bierfassens. Die hungrigen Banditen fielen sogleich über ihr Opfer her, bissen ihm die Gurgel durch und fraßen alles Fleisch weg, zum Teil auch noch das Gesicht. Andere machten ein Loch in seinen Leib und zogen die Eingeweide heraus und ließen natürlich ihrer Gefräßigkeit freien Lauf. Dann wurde die Rattengesellschaft so munter und machte einen solchen Lärm, daß einer der nächsten Kraalbewohner neugierig herbeikam, um in der Hütte des alten Umprongolo nachzuschauen. Doch welch ein schrecklicher Anblick bot sich dar; etwa hundert Ratten sprangen davon, und er selbst konnte vor Angst um sein Leben im ersten Augenblick kaum des Zimmermanns Loch finden und schrie aus Leibeskräften: „Safa, safa; wir müssen sterben!“ Menschen und Ratten waren für eine Weile in der größten Verwirrung, und niemand wagte sich in die Hütte, bis die letzte Ratte heraus war. Auf dem Boden lag nun der grausig verstümmelte Heide. Er hatte schöne Tage verlebt mit seinen sieben Weibern, von denen er die am meisten liebte, die das beste Bier machen konnte. Viele Töpfe voll waren schon in das lebendige Faß gewandert, aber auch bei ihm bewahrheitete sich wieder das Wort: „Der Sold der Sünde ist der Tod!“, und vielleicht nicht nur der zeitliche, sondern auch der ewige.

Möge uns diese wahre Begebenheit ein Ansporn sein, eifrig für die armen Sünder und Heiden zu beten, damit sie nicht in diesem gefährlichen Zustande zugrunde gehen.

Reisebericht aus Süd-Afrika

Von Schw. M. Leontine

Nach dreiwöchigem Herumreisen in der Transkai sind Mutter Provinzialin und ich endlich in Mariazell gelandet. Hier finde ich nun Zeit, einen kleinen Reisebericht zu schreiben. — Am Feste Mariä Himmelfahrt reisten wir mit dem Nachtzug von Maritzburg nach Kokstad und benutzten von dort aus am Dienstag, dem 16. August, die Eisenbahn bis Mount Frère. Hier bleiben wir bis Mittwoch, und Mutter Provinzialin hielt ihre Visitation; dann wurde der Ausbau einer Schule, die Errichtung eines kleinen Krankenhauses in Vorschlag gebracht. Zur Besetzung dieser Häuser sind natürlich auch wieder Schwestern nötig.

Tags darauf kamen wir nach Umtata. In der Stadt angekommen, wurden wir vom Schaffner in der Nähe des Klosters der Kreuzschwestern abgesetzt; aber wir konnten das Kloster nicht finden. Darauf begab sich Mutter Provinzialin an das Herbergsuchen, während ich Koffer-Polizist spielte. Nach einer geraumen Zeit kam Mutter Provinzialin mit zwei Zöglingen zurück, die uns den rechten Weg zur Klosterpforte zeigten. Müde und verstaubt kamen wir da an und wurden mit sehr viel Liebe und Freundlichkeit aufgenommen und zur Abendmahlzeit eingeladen. Am nächsten Morgen nach dem Frühstück rief uns Mgr. Hanisch, der Apostolische Präfekt von Umtata, zu sich, und kurz darauf jagte schon das Auto mit uns zu einer sechs Meilen weit entfernten Farm, die Mgr. Hanisch als günstiges Angebot empfahl; dieselbe ist 45 Morgen groß, mit Waldung und einer Wohnung von acht Räumen, die aber äußerst reparaturbedürftig ist. Gerne hätten wir diese Farm übernommen, aber es war keine Aussicht, hier eine Schule errichten zu können, weil schon in der gegenüberliegenden Station „St. Patrick“ eine Missionstageschule besteht. Wir sollten es uns zwei Tage überlegen, und dann wollte der Farmer Bescheid haben.

Die Fahrt ging weiter nach Ewele, ungefähr 60 Meilen von Umtata entfernt. Unter einem schattigen wilden Feigenbaum wurde während der Fahrt kurze Rast gehalten, Schwester Chrysofoma und Schwester Benediktina erwarteten uns schon am Nachmittag.

In Ewele ist große Armut Küchenmeister; wir hatten deshalb schon zur Vorsicht Blumenkohl mitbekommen, und nach ungefähr halbstündigem Aufenthalt gab es in der sogenannten „Kapelle“ Blumenkohlsuppe und ohne Fett gebackene Maisbrocken. Eine schwarze Frau hatte gerade sechs Eier gebracht, so gab es denn noch für jede von uns ein Spiegelei. Im ganzen Blechhäuschen war ein einziger Tisch. Als Stühle dienten,

selbst auch für den Präfekten, Petroleumkisten. Der Altar war aufgebaut auf zwei aufeinandergestellte Kisten, und doch kam der liebe Heiland hier jeden Morgen auf den Altar, und sogar an diesem Tage, am Freitag, wurden zwei heilige Messen gelesen. — Hier muß ich für den Leser noch erklären, daß diese Kapelle untertags Wohn- und Eßzimmer ist, in der Nacht Schlafzimmer für den Priester und morgens Kapelle. — Die Küche besteht aus einer kleinen Blechhütte vor dem Hause. Die Holzleisten, woran das Blech befestigt ist, ersetzen das sogenannte Küchenregal. Der Herd ist aus Erde gebaut, und das Blech von einem Motorrad dient als Küchenplatte. In diesem Ofen wird dann auch das einzigste „feinste Maisbrot“ gebacken, das vielleicht von einem recht hungrigen Magen einem Bisquitkuchen vorgezogen wird. Hier gilt die Parole: „Der Hunger ist der beste Koch!“

Am 19. August gegen 10 Uhr vormittags traten wir unsere Heimreise an. Unterwegs griff Mgr. Hanisch einen schwarzen Lehrer auf, der ihn zu einem Chief (Häuptling) bringen sollte, um Land für eine neue Mission zu bekommen. Auf schlechtem holprigem Wege ging es nun weiter, zuletzt sogar durch Felder und Wiesen, bis wir endlich den schwarzen Herrn bei einem Biergelage fanden. Er wurde aus der Gesellschaft herausgeholt, und nach einer kleinen Weile sahen wir die drei Herren auf ein paar großen Steinblöcken zur Beratung sitzen. Mgr. Hanisch erzählte uns später, daß der Chief sich nicht gerade abgeneigt verhalten habe, aber es kostet doch noch manchen Schweiß- und Tintentropfen, bis eine solche Sache durchgereift ist.

Nun ging es weiter auf Umtata zu. Sechs Meilen vor der Stadt, der früher angebotenen Farm, liegt die Station „St. Patrick“. Pater Maurus leitet dort das Ganze mit einem Bruder und einem Neger. Er verlangt sehr nach Schwestern. Wir hielten uns nicht lange auf und freuten uns, Umtata bald erreicht zu haben. Wir waren sehr müde und wurden mit Musik und Tanz der weißen Böglinge, die ein Festkränzchen für den Herrn Stadtpfarrer Pater Bernard veranstaltet hatten, in den Schlaf gewiegt. Pater Bernard brachte uns am nächsten Tage vormittags nach „Landsend“, wo Schwester Gebharda, Schwester Claudia und Schwester Gudula ihre Residenz haben. Auch hier wurden wir schon längst erwartet. Der Raum auf diesem Missionsposten ist sehr beschränkt. Man ist aber mit dem Bauen beschäftigt, bis ein großartiges Missionszentrum für den Apostolischen Präfekten hier erstehen wird. Große Pläne sollen hier zur Verwirklichung kommen, Handwerker- und Industrie-Schule, Buchdruckerei, landwirtschaftliche Betriebe, Käserei usw.

(Fortsetzung folgt.)

3

Die Kreuzspinne

oder

aus dem Leben einer Wahrsagerin

Von Schwester M. Engelberta

(Schluß)

„Baba! hinter Dir steht ein dunkler Schatten, der Teufel, mit dessen Hilfe Du Deine Künste treibst — fliehe ihn, er ist's, der Dich an den Galgen bringt. Nicht jetzt, aber später ganz gewiß! — Suche Gott, Nkulunkulu, den großen Großen! Glaube, Hoffnung und Liebe wird in Dein Herz einkehren, Du wirst landen auf der Insel des Friedens.“ Sprach's, dann legte sie den Kopf ermattet in die Kissen zurück und sah ihn nur mit ihren großen, leuchtenden Augen bittend an.

Auf ihrem zarten, ganz durchgeistigten Antlitz, welches durch das Leiden viel heller geworden war, blühten rote Röslein vor Erregung des Sprechens.

„Was ich bin, das bleibe ich, und ich will nirgends anders hin nach meinem Tode, als wo meine Vorfahren sind, — ich kann dem Christengott nicht dienen“, sagte er, sie düster, aber nicht mehr unfreundlich anschauend.

„Baba! Ich bete für Dich ohne Unterlaß, auch für Mnandi (die Süße), meine liebe Mutter, diese ist in ihrem Herzen schon Christin, — bitte, gib sie frei, wehre es ihr nicht — Du aber, Baba, wirst Dich bekehren in Deiner letzten Stunde wie ein zweiter Dismas an“ — sie stockte.

„Schweige!“ rief er jetzt halb zürnend, „sala kahle (lebe wohl) Lembana.“

Festen Schrittes, aber doch gesenkten Hauptes ging der Zauberer Unamanschla (der Mächtige) von dannen. Vater und Tochter hatten sich nie wieder gesehen.

Die junge Missionschwester, welche wie eine zärtliche Mutter um Anna-Lise besorgt war, und fast all ihre freie Zeit nach dem Schulunterricht bei der armen Kranken zubrachte und auch jetzt dieser Unterredung zugehört hatte, fragte mitleidig, ob sie sich jetzt nicht etwa zuviel aufgereggt habe.

„O nein, Nkosazana (Herrin)“, sagte die Kranke, „ich bin ganz ruhig über meinen Baba, ich weiß, wir werden uns trotz all dem, was er noch anstellt, doch im Himmel wiedersehen. Gott ist die ewige, unendliche, barmherzige Liebe! Ich habe nur noch eine Bitte, meine letzte, an Dich, Nkosazana, darf ich sie aussprechen?“

„Kulumamntanami!“ (Sprich, mein Kind!), sagte freundlich die Schwester.

„Bitte lehre mich das heilige Sakrament der Buße und des Altars. Vor meinem Tode, ich glaube, er ist noch nicht so

ganz nahe, möchte ich wenigstens einmal das Brot der Engel, die heilige Kommunion, empfangen.“

„Gewiß mntanami (mein Kind), ich habe vorgestern selber schon mit dem hochw. P. Missionar darüber gesprochen, und er erlaubte mir, daß ich Dich alle Tage eine halbe Stunde unterrichten darf. Ich tue es mit großer Freude, Anna=Lise, und dafür wirst Du für mich auch etwas beten, nicht wahr, mein Kind? — O, o, yebo, yebo, mama wami, Nkosazana nami, denn Du bedarfst des Gebetes, schwere Zeiten, — harte Kämpfe harren Deiner, aber fürchte Dich nicht, Du bist ein Marienkind, sie wird Dich schützen, Dir beistehen. Verfolgt und verkannt wirst Du werden — aber doch auch immer treue Freunde finden!“

„Yebo, yebo, ich will für Dich beten.“

„Danke, schon gut,“ wehrte die junge Schwester etwas unangenehm berührt, ab, — „aber sag: solche Deiner Ahnungen nicht den andern, sonst wirst Du wieder als ‚Wahrsagerin‘ verschrien. Die Schicksale der Menschen weiß und lenkt Gott allein, mein Kind.“ —

Später kam der hochwürdige Pater Missionar und fragte nach dem Befinden der lieben Kranken; die Schwester berichtete ihm vom Besuch des Zauberers und was sie miteinander sprachen, und daß sich Anna=Lise so freue auf die erste heilige Kommunion.

„Ist alles gut und recht,“ sagte der vernünftige Missionar, „aber sagen Sie ihrem Schützling, der gescheiten Kreuzspinne, sie soll nicht soviel prophezeien, sonst wird sie den Namen Wahrsagerin, Heze, trotz all ihrer Frömmigkeit nicht verlieren. Habe ihr's soeben verwiesen“, sagte die Schwester. „So, so,“ lächelte er, „gewiß hat sie Ihnen auch schon was vorausgesagt.“

„Zawohl,“ entgegnete diese, „gerade nichts sehr Erfreuliches, aber ich glaube wirklich, sie hat ein klares Auge, denn der Anfang von dem ist bereits im Gange; — man weiß ja, die Schwarzen haben meist eine scharfe Beobachtungsgabe und oft wirklich richtiges Urteil, braucht also von Hezerei gar nichts dabei zu sein. — Sie wird so etwas nicht mehr sagen, denn sie weiß schon, daß sie vorige Tage auch einen jungen Novizen, welcher zu Besuch aus dem Kloster kam, durch ihre Rede beleidigte. Sie sagte ihm, er möge doch seinen heiligen Ordensberuf ernster auffassen, so wie alle andern hier tun, sonst werde er sehr unglücklich werden und mit dem Schiff wieder nach Europa fahren. Du bist noch nicht auf der Insel des Friedens gelandet,“ sagte sie zu ihm. „Merkwürdig,“ erwiderte der Pater Missionar, „wie sie nur weiß oder ahnt, wie es um den armen Novizen steht! — Er ist wirklich auf dem Sprung, wieder auszutreten. Man versuchte nur noch durch eine Änderung, eine

Erholungsreise auf die Missionsstationen, um seinen Sinn zu ändern."

So wurde Ulembana, die Kreuzspinne, diesen Namen verlor sie nicht, auf der Mission zwar geliebt, aber auch von vielen gescheut und gemieden. Ihre großen, leuchtenden Augen mit dem weltfremden Blicke fühlten alle, als ob sie in die Seelentiefen dringen konnten.

Wenn sie es nicht hörte, so nannten sie die großen Mädchen auf der Mission „die heilige Heye“.

Ulembana lebte wirklich noch etwas länger, als man anfangs meinte. Sie wurde ja von der guten Krankenschwester so gut gepflegt, alles wurde getan, um ihr das Leiden zu erleichtern. Von großen Mädchen wurde die Kranke auf einem Tragstuhl zur Kirche getragen, weil sie selber nicht mehr sich erheben und gehen konnte. Das war ihre seligste Zeit, so nahe beim Altar zu sitzen; kein Gottesdienst, wenn er auch noch so lange dauerte, war ihr zu lange. Auch wurde ihr das Glück zuteil, die heilige Kommunion viel öfter als nur einmal zu empfangen. Wie selig und gottinnig war sie dann besonders an solchen Tagen. Ngis' esiagingini sobuhle (Ich bin auf der Insel des Friedens), sagte sie dann jedesmal.

5. Kapitel.

Zur Himmelsheimat zieht's mich hin.

Das Krankenzimmer, es war zwar zu dieser Zeit noch eine kleine, alte Hütte, mit Strohdach, war festlich geschmückt von innen und außen. Die liebevolle Krankenschwester hatte es sich nicht nehmen lassen, der frommen Anna-Lise einen schönen Abschied von diesem Erdenleben zu gestalten. Schon einen Tag zuvor hatte sie gesagt, daß sie jetzt sterben werde und sich auf die letzte Nahrung und heilige Wegzehrung vorbereitet.

Blumen standen auf dem weißgedeckten Altärchen, ein rotes Öllämpchen brannte vor dem Bilde des heiligen Joseph, dem Sterbepatron. Ulembana selber, die Kreuzspinne, lag im weißen Kleide wie eine Kreuzesbraut auf ihrem weißen Bettlein. Sie war so heiter, wie in fröhlicher Erwartung und sprach fast mit jedem, der sich ihr nahte. Ihre letzte Bitte war an die Schulfrauen und deren Lehrschwester, sie mögen alle kommen und das schöne Lied singen:

„Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh,
Wer deckt sie mit schützenden Fittigen zu?
Ach, bietet die Welt keine Freistatt uns an,
Wo Sünde nicht herrschen, nicht anfechten kann.
Nein, nein, hier ist sie nicht.
Die Heimat der Seele ist droben im Licht.“

Die Kinder sangen es langsam und deutlich. Bei der letzten Strophe, wo es heißt:

„Ruh, Ruh, himmlische Ruh.
Im Schoße des Mittlers ich eile dir zu,“

da schlug Anna-Lise noch einmal die Augen auf, blickte empor und versuchte noch einmal das heilige Kreuzzeichen zu machen, jedoch konnte sie die Hand nicht mehr bis zur Stirne erheben, sie legte das Köpfchen zur Seite und es begann ein schweres Atmen. Der Todeskampf, zwar nur kurz und leise, war eingetreten. Das Singen der Kinder verstummte und machte stillem Weinen Platz.

Segnend stand der Priester zur Seite, kniend beteten die Missionschwester, und eine halbe Stunde später lag Ulembana aufgebahrt im Sarge.

„Zur Himmelsheimat zieht's mich hin“ sangen die Schulkinder am stillen Gottesacker und dann kehrten alle gedankenvoll auf die Missionsstation zurück. Jeder und jede wußten etwas aus dem Leben der Kreuzspinne zu erzählen und fragten sich, ob dies und jenes, was sie wie mit Seherblicken gesagt, auch in Erfüllung gehen werde.

Ihr Tod erfolgte im Jahre 1892. Sie war ungefähr im 17. Lebensjahre.

Lange, lange schon war Ulembana, die Kreuzspinne, tot, da ereignete sich sonderbarer Weise manches, was sie vorher sagte. Der Zauberer, ihr Vater, welcher wieder in eine Mordgeschichte, Kopfabschneiderei, verwickelt war, wurde endlich gefangen und mit noch zweien der Hauptschuldigen zum Tode am Galgen verurteilt. Er wurde vor seinem Tode getauft und starb reuig, den Priester an seiner Seite stehend. —

Der Novize, welchen sie mahnte, war wirklich ausgetreten und unglücklich geworden. Einem jungen Vater Missionar sagte sie, er werde nicht in Afrika, sondern in Amerika sterben; auch das ging nach viel späteren Jahren in Erfüllung. Selbst einigen Schwestern hatte diese jugendliche fromme Wahrsagerin oder heilige Hege, wie sie selbst nach ihrem Tode noch immer genannt wurde, manches vorausgesagt, was buchstäblich eingetroffen ist. Ihre Mutter Mnandi (die Süße) wurde später getauft, eine brave Christin und fand ein Heim im Frauentrost, einem Asyl für verstoßene oder verwitwete Frauen. Der Hirtenknabe Josef, welcher unbewußt zum Missionar und Lehrer der armen, in der Felsenhöhle eingeschlossenen Kreuzspinne wurde, und von welchem sie durch aufmerksames Zuhören viel über die katholische Religion hörte, ist ein guter Katechet geworden und lebte später sehr glücklich mit seiner Familie am Inkonzo-Fluß.

Durch diese Geschichte der Ulembana sind auch die wirklichen

Ulembanas, eigentlich wird geschrieben Ulwembana, in besseres Ansehen gekommen. Die Schulkinder sagten von da an auch nicht mehr „häßliche Spinne“, sondern „nützliche Spinne“, denn sie hatte durch ihr kunstvolles Spinnen die arme Tochter des Zauberers vom sicheren Tode gerettet.

Viele, viele Jahre sind indes vergangen und da sah ich zufällig wieder ein herrlich gewebtes Spinnenetz; wer kann mir's verargen, daß mir wieder die Geschichte in Erinnerung kam! Unwillkürlich muß ich mit dem Dichter Chamisso ausrufen: „Was sucht ihr mich heim, ihr Bilder, die längst ich vergessen geglaubt.“ — Aber teure Erinnerungen würzen das Leben, und nicht umsonst sagt man:

Ist es doch des Alters bestes
Labjal, wie von hoher Warte
Rückzuschau'n ins ferne Eh'mals,
Und der Greis ist nie allein.

Freilich ist die Erinnerung an die arme Kreuzspinne, das arme Kind des Zauberers, mehr eine traurige Leidensgeschichte, doch der Ausgang war ja schön und ein seliges Sterben.

Nicht das Leid ist das Letzte, sondern die Freude, nicht das Dunkel ist das Letzte, sondern das Licht, — und Gott ist das Licht und die Liebe. Dort hören wir Harmonien klingen, Töne süßer Himmelsruh!

z

Ein leichtes Mittagessen

Doktor Stockley, der Arzt Newtons, wurde eines Tages zu dem gelehrten Herrn gerufen. Der Diener empfing ihn bei seiner Ankunft mit der Mitteilung, daß es nicht erlaubt sei, den Herrn zu stören, weil er sehr beschäftigt sei. Es war um die Mittagszeit. Der Arzt setzte sich hin und wartete. Kurz danach wurde Newtons Mittagessen gebracht: ein gebratenes Hähnchen in einer zugedeckten Schüssel. Es verging eine Stunde, aber Newton kam noch immer nicht. Der Doktor, der inzwischen hungrig geworden war, aß das Hähnchen, deckte die leere Schüssel wieder zu und sagte dem Diener, daß er ein anderes Hähnchen für seinen Herrn braten solle.

Ehe der Braten fertig war, kam Newton. Er fing an, sich beim Arzt zu entschuldigen, daß er ihn so lange hätte warten lassen und fügte hinzu: „Aber erlauben Sie, daß ich zuerst mein Mittagessen verzehre. Nur ein Augenblick und ich stehe Ihnen zu Diensten. Ich bin sowohl müde als hungrig.“ Er nahm den Deckel von der Schüssel und ohne die geringste Überraschung zu zeigen, sagte er zu Stockley: „Da sehen Sie, wie es einem geht, wenn man studiert. Ich hatte ganz vergessen, daß ich schon zu Mittag gegessen habe.“



F ü r d i e K i n d e r

Gefährlicher Kampf mit der Schlange

Von Schw. M. Blanka, Kallimoni (Ost-Afrika)

Meine lieben Kinder! Heute sollt ihr eine kleine Schlangengeschichte vernehmen. Nun hört, was Schwester Blanka aus Ost-Afrika erzählt: Da keine Fahrgelegenheit war, mußte ich den Weg zum Hospital, der dreiviertel Stunden von unserer Mission entfernt liegt, zu Fuß zurücklegen.

Es war ein trüber, regnischer Tag; darum suchte ich den Weg abzukürzen und schlug einen Pfad ein, der durch die Sisal-Pflanzung führt. Unser Haushund begleitete mich; er liebt es nämlich sehr, irgendein Wild auf dem Weg zu erjagen. Das kam mir auf diesem Wege gut von statten. Plötzlich bellte der Hund, und ich vermochte keinen Schritt weiter zu tun. Ohne es zu ahnen, stand ich in großer Gefahr, auf welche der Hund mich aufmerksam machte, denn beinahe wäre ich das Opfer einer Riesenschlange geworden. Noch zwei Schritte, und vor mir erhob sie sich, bäumte sich gegen mich auf und war im Begriff, mir ihr Gift ins Gesicht zu speien. Durch das Bellen des Hundes jedoch wurde sie scheu und ließ sich langsam an einem Sisal-Strauch nieder. Ich hatte keine Waffe bei mir, merkte mir aber den Strauch, an welchem sie sich listig niederließ, und eilte nach Hause, um einige schwarze Mädchen zu rufen. Sie folgten mir mit einem langen Besenstiel, und jede hatte den Mut, die Schlange zu töten. Als wir nun an die Stelle zurückkamen, lag sie noch genau in derselben Stellung wie zuvor; sie rührte sich nicht, hatte aber den Kopf klug in Sicherheit gebracht. Die prachtvolle Haut, welche dieses Tier umhüllte, lockte uns alle, es zu erlegen,



Die Freude der Kinder über die erlegte Schlange.

und ich hat die Kinder, welche darin große Fertigkeit haben, sie mit dem Stock zu erschlagen. Das war aber diesmal ein Ding der Unmöglichkeit. Alle riefen wie aus einem Munde: „Diese Schlange beißt uns, sie macht uns tot“; und statt mir zu helfen, liefen sie zurück und fürchteten sich. Nur ein Mädchen blieb mir treu und sagte: „Mama, wir wollen sie totmachen!“ Mit dem ersten Schläge war sie betäubt, und nun war es ein leichtes, sie zu töten.

Ich kann natürlich nicht verhehlen, daß hier die Hilfe Gottes ganz augenscheinlich war. Alle bewunderten das große Tier, das $3\frac{1}{2}$ Meter lang war. Die schöne Haut wurde abgezogen und wird bei Gelegenheit nach Europa geschickt. Das nebenstehende Bild zeigt die Freude der Kinder über die Erlegung der Schlange.

Zum Schluß möchte ich euch, liebe Kinder, aber alle fragen, was ihr der lieben Mutter Gottes im Monat Mai täglich sagen wollt. Maria hat das liebste Kind, nämlich das Jesuskind; und alle, die das Jesuskind lieb haben, sind auch ihre Kinder. Nicht wahr? Ihr bringt der lieben Mutter Gottes oft ein Blümchen, auch singt ihr dieser hohen Königin schöne Liedchen und begrüßt sie mit dem schönen Gebetchen: „Gegrüßet seist du, Maria!“



Scherzfragen

1. Welche Stadt hat keine Straße?
2. Welcher Laden hat keine Türe?
3. Welches Netz hat keine Schnüre?
4. Welcher Flügel hat keine Feder?
5. Welche Mühle hat keine Räder?
6. Welcher Mantel hat keinen Kragen?
7. Welcher Bauer hat keinen Wagen?
8. Welches Wasser hat keine Quelle?
9. Welcher Schneider hat keine Elle?
10. Welcher Hut hat keinen Rand?
11. Welcher König hat kein Land?
12. Welche Nadel hat kein Ohr?



Gute Bücher

Komm, Kind, zum lieben Heiland! Von P. Sudbrack S. J. 80 Seiten.

Preis gebunden 1 R.M. St.-Josephs-Verlag, Reimlingen (Bay.)

Den Müttern und überhaupt allen, die ein Kind für den Empfang des Heilandes vorbereiten wollen, gibt der bekannte Apostel der Frühkommunion-Bewegung, P. Karl Sudbrack S. J. mit obengenanntem Büchlein eine kurze, klare, fromme und besonders dem kindlichen Verständnis angepasste Anleitung an die Hand. Man möge nur einmal damit einen Versuch machen und man wird finden, daß die Aufgabe der eucharistischen Erziehung viel leichter, angenehmer und fruchtbringender ist für das Kind, die Familie und alle Beteiligten. Geistliche, Katecheten, Lehrpersonen werden diesen Kinder-Kommunion-Katechismus begrüßen, denn er wird der eucharistischen Schulerziehung die größten Dienste tun.

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Warburg 42 Mk., Heinrich, Theresia; Watten-
scheid 21 Mk., Joseph; Frs. 130, Melita; Rheine 21 Mk.,
Agathana;

in Hl. Blut gingen ein: 21 Mk., Rosa=Gertrud; Ohsenhausen 20 Mk.,
Adelwina; N. N. 20 Mk., Wilhelmina; 21 Mk., Theresia; M. P.,
Wien, 25,80 Schil., Joseph

Für die Mission: Pachten 16 Mk.; Elkhäusen 5 Mk.; Kl.=Strehlig 0,50
Mk.; Imgenbroich 7,50 Mk.; Konz=Karthaus 4 Mk.; Güsten 50 Mk.

Für Missionszwecke: Kürenz 2,50 Mk.

Für die Missionschule zur Heranbildung armer, braver Mädchen zu
Missionslehrerinnen: Barenfell 3 Mk.; Oberholz 2,50 Mk.; K.=Lin-
denthal 0,50 Mk.; Recklinghausen 1 Mk.; (Patenstellen) N. N.
100 Mk.; N. N. 90 Mk.

Allen unsern lieben Wohltätern ein recht herzliches Vergelt's Gott!
Maria, Maienkönigin, schenk huldvoll deinen Segen,
All jenen, die mit treuem Sinn für die Mission sich eifrig regen!
Beschütze sie, o Mutter mild, auf allen ihren Wegen,
Bis glücklich sie einst bei dir sind im ew'gen sel'gen Leben!

Gebetserhörungen

Dem heiligen Joseph, dem heiligsten Herzen Jesu, der lieben Mutter
Gottes, der kleinen heiligen Theresia, der heiligen Maria Magdalena
und dem heiligen Judas Thaddäus innigen Dank für Erhörnung in be-
sonderen Anliegen. Veröffentlichung war versprochen. M. v. K.

Der kleinen heiligen Theresia innigen Dank für Hilfe in schwerer
Krankheit. Angenannt.

Almojen: N. N. in einem schweren Anliegen mit der Bitte ums Gebet
4 Mark.

*

Die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blute können im
Mai einen vollkommenen Ablass gewinnen unter den gewöhnlichen Be-
dingungen: am 3. Mai Kreuz= Auffindung, Christi Himmelfahrt, Pfing-
sten, 24. Mai, Fest Mariä Hilfe der Christen oder in der Oktav, außer-
dem an einem beliebigen Tage.

Lustige Ecke

Mißverständnis.

Frieda: „Heute war ich in der Stadt, um den Stoff für mein Braut-
kleid zu wählen; ich werde nämlich in 14 Tagen heiraten.“

Gerda: „Nein, wirklich! Ich hoffe, daß Du die rechte Wahl ge-
troffen hast.“

Frieda: „Absolut! Das Meter kostet 5,50 Mk.“

Macht der Gewohnheit.

Kunde: „Aber in aller Welt, Mann, was tun Sie? Sie seifen ja
meinen Schädel ein.“

Barbier (früher Anstreicher): „Entschuldigen Sie, alte Gewohnheit!
Ich bin gewohnt, die Decken zu weifen.“

Druckfehler.

„In einer Stadt in Bayern werden täglich 30 000 Madeln (Nadeln)
verfertigt.“

Caritasblüten

Nr. 6

1933



Pfingstbitte an den Heiligen Geist.

Ich kann nie bange wallen
Durchs Prüfungstal der Zeit,
Wenn deine Lichter fallen
In meine Dunkelheit;
Drum sei mit deinen Sternen
Die Feuersäule mir,
Die mich zu bessern Fernen
Lenkt aus den Nächten hier!

Laß in mir Liebe blühen,
Die teilt des Bruders Schmerz,
Und streut, beim Qualerglühen,
Trostblätter ihm ins Herz;
Laß mich in Frieden wohnen,
Wo Zwietracht sich ergrimmt,
Und flechten Olzweigkronen,
Daß Feindestwut verglimmt!

Laß wie von Felsenrinde
Mein Herz umschlossen sein,
Daß Eingang in ihm finde
Auch nicht des Bösen Schein;
Daß von der Sündenfrohne
Und ihrem Locken frei,
Ein Dienst dem Gottessohne
Mein ganzes Leben sei!



Linah, das Pandomädchen

Von Schw. M. Amata

Linah wohnte mehr als drei Tagereisen weit von unserer Missionsstation Maria-Trost entfernt. Sie hatte ein liebes, gutes Mütterchen, Brüder und Schwestern, ja sogar eine Zwillingsschwester, mit der sie ihre ersten Kinderjahre unzertrennlich verlebte. Ihre Großeltern hatten früher ihren Wohnsitz unweit Maria-Trost am Umzumbi-Fluß, wurden aber vom Häuptling aus irgendeinem Grunde vertrieben und siedelten sich dann im Pondoland an. Mutter und Kinder schlossen sich bald der Sekte der Wesleyaner an; die Knaben durften sogar die Schule besuchen. Der Vater meinte jedoch, es sei für die Mädchen unnütz, daß sie Lesen und Schreiben lernen; den Kraal versorgen, Essen bereiten und Bier brauen, das sei vollständig genügend für ein erwachsenes Pandomädchen. Da der Großvater inzwischen gestorben war, zog die Großmutter wieder nach Natal zurück, zu ihren Verwandten am Umzumbi-Fluß, gut fünf Stunden von Maria-Trost entfernt.

Linah durfte einmal ihre Mutter begleiten und einige Monate bei der Großmutter bleiben. Auf dem Wege dorthin sah sie auf einer Anhöhe ein Türmchen emporragen. Es war das katholische Kirchlein „*Maris stella*“. Die Mutter hatte sogar früher dort selbst einige Male den Gottesdienst besucht; doch da im Pondoland in ihrer Nähe keine Katholiken waren, hatte sie sich den Wesleyanern angeschlossen. Ganz nahe beim Wohnorte ihrer Großmutter war eine große protestantische Schule. Jeden Morgen sah Linah die Kinder fröhlich plaudernd dorthin ziehen. Ach, wie hätte sie sich so gerne den Glücklichen angeschlossen. Der Wunsch, Lesen und Schreiben lernen zu dürfen, wurde immer stärker im Herzen der kleinen Linah. Nach Pondoland zurückgekehrt, ging sie zu ihrer ältesten Schwester, um dort das kleine Kind zu betreuen. Sie entdeckte ihrer Schwester ihr heißes Verlangen, die Schule besuchen zu dürfen trotz des Verbotes ihres Vaters.

Eine ganze Woche ging alles gut, und Linah hüpfte jeden Morgen, strahlend vor Glück, der Schule zu. Nur zu bald hatte es aber jemand dem Vater hinterbracht, der sie dann scheltend und drohend heimholte. Nun mußte Linah wieder Holz und Wasser holen, den Kraal mit Kuhmist schmieren, die Felder jäten und dergleichen mehr. Immer wieder tauchte das Türmchen von Natal vor ihr auf. Ja, könnte sie doch dorthin entfliehen, gewiß dürfte sie dort die Schule besuchen. Aber ach, es war doch gar so weit und für ein kleines Mädchen recht gewagt, einen Weg von drei Tagereisen zurückzulegen.

Nah bei ihrem elterlichen Kraal, unweit Lufikifiki, wohnten zwei katholische Mädchen, die früher unsere Missionsstation

Lourdes besucht hatten; diese erzählten Linah von der katholischen Religion, von der Schönheit der katholischen Kirche und was man alles in der Schule lernen könne. Doch Linah wagte es nicht, dieselben an hohen Festtagen zum Gottesdienst zu begleiten. Schon ein ganzes Jahr ging sie mit Fluchtgedanken im Herzen umher. Doch wie dieselben ausführen? Ihrer Zwillingsschwester dieses anvertrauen und mit ihr fortziehen? Nein, das würde der Mutter doch zu wehe tun, zwei Mädchen auf einmal verlieren. Also ganz allein wollte sie den Weg antreten, und zwar nach Natal zur Missionsstation Ntimbankula, Maria-Trost! Sie packte ihre wenigen Habseligkeiten: ein paar Kleider, eine Schlafdecke und ein Paar Schuhe zusammen; auch einige wenige Sparpfennige nannte sie ihr eigen. Sie versteckte alles außerhalb des Kraals im Gestrüpp, wollte sie doch beim ersten Hahnenschrei aufbrechen und so niemand eine Spur ihrer Flucht zurücklassen. Wie alle Tage, so legte sie sich auf ihre Matte nieder, doch der Schlaf stellte sich lange nicht ein, denn am Morgen wollte sie alle Lieben und die Zwillingsschwester verlassen.

Beim ersten Morgengrauen erhob sich Linah, ließ Matte und Decke liegen, damit die Flucht nicht sogleich entdeckt würde; sie nahm ihr Bündelchen, und fort ging's, ohne jede Nahrung, denn es hätte Aufsehen erregt, wenn sie am Abend etwas für die Reise auf die Seite gelegt hätte. Hurtig eilte sie fort, am Kraal des Häuptlings vorbei, der Straße zu. Wohl pochte ihr Herz, aber sie wußte, daß der Häuptling den Straßenbuben bei empfindlicher Strafe verboten hatte, die Mädchen zu belästigen. Ferner sagte sie sich: Gott kann mich wohlbehalten dorthin führen, wo ich will; und mit diesem Gedanken wanderte sie mutig weiter. Bald jedoch ging sie von der Straße ab und suchte einen schmalen Weg durchs hohe Gras, damit niemand ihre Spur entdecken könne.

Lange Zeit zeigte sich ihr kein menschliches Wesen; die Vögel flogen aufgeschreckt davon, Eidechsen huschten vorbei und die Schlangen zischten im langen Gras. Es war der heiße Monat Januar; die Sonne stand schon hoch am Himmel, Linah hatte schon eine lange Strecke Weges zurückgelegt und zwei Flüsse durchwaten; der Schweiß perlte von den Wangen herunter, und der Hunger stellte sich ein. „Nun ja,“ dachte sie sich, „der Häuptling hat ja befohlen, jedem Wanderer Nahrung anzubieten“, wie oft hatte auch ihre Mutter sich der Fremden angenommen. Also beim ersten besten Kraal wollte sie einkehren, sie würde gewiß etwas erhalten, um ihren Hunger zu stillen. In der Ferne sah sie endlich einen Kraal. Sie ging auf denselben zu; ein kleines Kind spielte nahe bei der Hütte; auf einer Strohmatte lag ein kranker Greis. Linah grüßte freundlich. Der Mann hieß sie einkehren, bot ihr sofort ein

Frühstück an und sagte: „Gehe in den Kraal, da stehen Maiskörner; zerreibe sie, nimm aus der Ukamba saure Milch und bereite Dir so ein gutes Essen; dann gab er ihr noch etwas mit auf die Reise. Sie band es in ein Taschentüchlein, und weiter ging's.

Vor ihr türmte sich ein hoher Berg, sie kletterte hinauf; auf der anderen Seite ging's wieder hinunter. Nun versperrte ein Fluß ihr den Weg. Hüpfend von Stein zu Stein durchschritt sie denselben. Große Urwälder dehnten sich an beiden Seiten aus, und nicht wenig Angst überfiel Linah, als plötzlich ein Mann vor ihr stand, da sie nach ihrem Wanderziel fragte. Schnell entschlossen sagte sie, sie wolle die Braut ihres Bruders jenseits des großen Flusses besuchen. Der Mann ging weiter, und auch Linah lief so schnell sie konnte durchs lange Gras und Gestrüpp den nächsten Hügel hinauf, wo sie wieder einen Kraal erblickte. Vor demselben war eine Frau damit beschäftigt, von Awadumbe-Blättern ein Mus zu kochen; gerade rührte sie das Mehl an. Ein kleines Kind lag schlafend daneben auf der Matte. Die gute Frau lud Linah ein, was diese dankbar annahm; nachdem sie sich gesättigt hatte, zeigte ihr die Frau den rechten Weg. Der Hunger war gestillt, und für den Abend werde der liebe Gott schon sorgen, dachte Linah.

Wieder tauchte ein Fluß vor ihr auf, der fünfte, den sie an jenem Tage durchschritt. Sie wusch ihr Taschentüchlein und kühlte damit ihre brennende Stirne. Wie tat ihr das kühle Wasser so wohl! Eine Menge Leute kam des Weges, eine schön geschmückte Braut zu begleiten. Linah versteckte schnell ihr Bündelchen in den Sträuchern und begann sich am Fluß zu waschen, damit niemand in ihr ein fliehendes Mädchen erkenne. Als der Zug vorbei war, setzte auch sie ihre Reise fort, und zwar sehr eilig. Weiter ging's auf schmalen Pfaden durchs lange Gras und dunkle Wälder an Abhängen und tiefen Schluchten vorbei. Schon neigte die Sonne sich zum Untergang, und Linah dachte mit Bangen daran, wo sie diese Nacht schlafen werde.

Als es zu dunkeln anfang, lenkte sie ihre Schritte zu einem ziemlich abseits gelegenen Kraal. Vor demselben saß ein ganz altes Weiblein. Linah grüßte freundlichst, und die alte Frau fragte nach ihrem Begehren. Als sie erfuhr, daß Linah auf der Reise nach dem großen Umzinkulu-Fluß sei, gab sie ihr eine Schüssel voll Maiskörner zu essen und bot ihr nach einheimischer Sitte eine Strohmatten und ein Holzklötzchen als Lagerstätte an. Linah setzte sich müde auf die Matte nieder. Wie sie mir später erzählte, trat hier der Versucher an sie heran und sprach in ihrem Herzen: „Warum bist Du zu Hause davon gelaufen? Du hättest auch ohne Lesen und Schreiben leben können. Vielleicht wirst Du in dieser Nacht umgebracht, fern von all Deinen Lieben. Was nützt es dann, wenn Du zur Schule wolltest? Du

hast Dein Ziel doch nicht erreicht.“ Nun kamen einige große Burschen, legten ihren Perlenschmuck an und machten sich zu einem Feste bereit. Sie gingen wieder fort, und bald hörte Linah einen großen Lärm in der Ferne. War es eine Hochzeit oder sonst ein heidnisches Fest? Das alte runzelige Mütterchen legte sich zum Schläfe nieder und wünschte auch Linah eine gute Nacht.

Linah aber dachte wenig an Ruhe und Schlaf, denn sie glaubte im Kraal eines Menschenfressers zu sein. Sie legte ihr Bündelchen bereit, um beim ersten Mordversuch entfliehen zu können. Inzwischen schnarchte die gute alte Frau nach Kräften, und die Schreckensbilder, die Linah im Geiste zu sehen glaubte, verschwanden allmählich. Ein leiser Schlaf stärkte auch das schwache Kind, und als beim Morgengrauen die gute Alte ihr ein Frühstück bereitete und noch ein Luchlein voll Maiskörner als Nahrung mit auf den Weg gab, da schämte sie sich über ihre Gedanken. Mit neuer Kraft setzte sie nun wieder ihren Weg fort, ungeachtet zahlloser Hindernisse. Stundenlang hatte Linah ihre Reise fortgesetzt, die Sonne senkte sich bereits wieder, aber kein menschliches Wesen, kein Kraal war weit und breit zu sehen. Neuerdings überkam sie die Furcht vor der kommenden Nacht. Da sah sie ein Stückchen Land, mit Draht umzäunt, und einige weiße Steine ragten empor. Sie erinnerte sich, daß dieses ein Plätzchen ist, wo die Weißen ihre Toten begraben. Da erblickte sie eine schwarz gekleidete Dame, welche einen Blumenkranz zum Grabe trug. Diese redete Linah in ihrer Sprache an und fragte, wohin sie denn so ganz allein gehe. Linah antwortete mit der Frage, ob denn hier keine Eingeborenen in der Nähe wohnen. Da zeigte ihr die junge Dame einen Kraal, wo sie gut übernachten könne, und nahm Abschied von ihr.

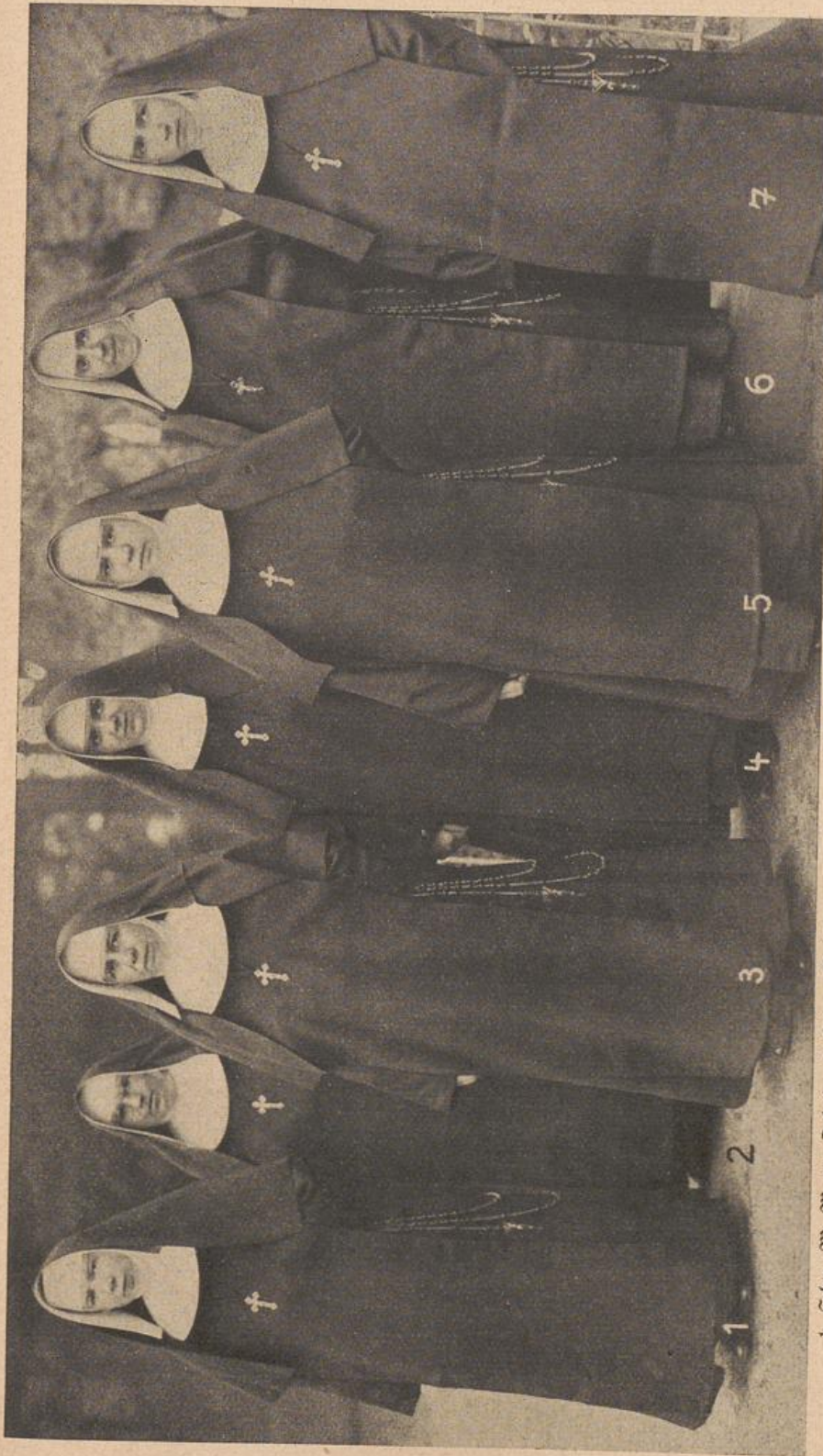
Der Kraal war aber sehr verfallen, so daß Linah es nicht wagte, hineinzugehen. Nahe beim Friedhof hatte sie ein großes Maisfeld gesehen, und hier suchte sie sich ein Lagerplätzchen in Gottes freier Natur. Mitten im Felde fand sie ein Plätzchen, das von Unkraut frei und von allen Seiten durch die Maisstengel hoch geschützt war. Sie legte ihr Bündelchen nieder, schaute vorsichtig umher, ob auch nicht ein böses Tier oder eine Schlange in der Nähe sei. Die Sterne funkelten am Firmament und bunte Nachtfalter schwirren durch die Luft. In der Ferne hörte sie Hunde bellen; also, dachte sie, müssen doch Menschen in der Nähe sein. Wieder erhoben sich ihre Gedanken zu dem großen und mächtigen Gott, von dem sie alle Hilfe erwartete. Sie breitete ihre Decke auf dem Erdboden aus, wickelte sich in dieselbe ein, legte den Kopf auf ihr Bündelchen, und schnell fielen ihre müden Augen zu. Ein Nachtvogel weckte sie aus ihrem tiefen Schlaf, und Heimweh schlich sich in ihre Seele.

Aber der Gedanke an Gottes Güte verscheuchte alles; der Schlaf kam wieder, und sie ruhte nun, bis die liebe Sonne sie am Morgen weckte. Nun sah sie Leute aus dem Kraal kommen, den sie so gefürchtet hatte; es waren die Arbeiter eines Farmers. Ruhig ging sie nun ihres Weges weiter, und es begegneten ihr verschiedene Leute, die zu einem Kaufladen gingen. Eine Frau sprach Linah an und bat sie zu warten, bis sie wieder komme, sie wolle nur Mais kaufen. Dann erzählte sie Linah, daß sie bald zu einem großen Wald komme; auf der einen Seite des Weges seien große Steinblöcke, und auf einem derselben sei ein großes wildes Mädchen, das zur Strafe beständig Holz tragen muß, weil sie an einem Sonntag Holz gesammelt hat. Dieses Mädchen werfe auf die Vorübergehenden das Holz, und darum sei es ratsam, daß sie warte, bis sie von ihrem Kauf zurückkomme. Linah war hungrig und müde, hatte wundete Füße und fürchtete, daß die gute Frau, welche Mais kaufen wolle, ihr dann etwas zuleide tun möchte. Sie sagte sich selbst auch, daß es der Anstand fordere, daß sie ihr dann den Mais trage, und dazu sei sie zu elend. Hurtig ging sie von dannen, ohne auf die Here zu warten.

Gegen Mittag kam sie zum Umzinkulu-Fluß; das Wasser stand jedoch so hoch, daß ein Durchwaten nicht zu denken war. Ein Mann brachte dort die Leute mittels eines Rahnes hinüber. Auch Linah stieg ein; nun verlangte der Mann Überfahrts-geld. Aber Linah wollte ihren letzten Pfennig nicht hergeben, weil sie sich noch etwas Brot kaufen wollte. Am Ufer des Flusses waren große Urwälder, und Palmen warfen ihre Schatten ins Wasser und die Vögel schaukelten lustig auf ihren großen Blättern hin und her; Affen sprangen munter von einem hohen Baum zum andern. Linah kühlte ihre heiße Stirne und die wundeten Füße und löschte ihren Durst.

Gottes Güte sorgte auch für die kommende Nacht wieder für ein Nachtlager, und zwar in einem kleinen Kaffernhäuschen. „O,“ sagte Linah, „jetzt bin ich in Natal, da sind aber auch gute Menschen.“ Sie knüpfte mit ihren Gastgebern ein Gespräch an und gab zu erkennen, daß sie zu den Amaromas, d. h. zu den Schwestern, gehen wolle. Die Inassen des Kraals waren aber Wesleyaner und suchten sie davon abzubringen, indem sie ihr vorspiegelten, bei den Amaromas müsse sie viel arbeiten, um lernen zu können, oder sie müsse Schulgeld bezahlen. Sie solle doch bei ihnen bleiben und in ihre Schule gehen. Aber Linah ließ sich nicht bereden, sondern machte sich morgens gleich wieder auf den Weg.

Da erblickte sie eine Missionschwester, wartete deren Rückkehr ab und schloß sich ihr an. So kam sie denn am vierten Tage abends gegen 5 Uhr nach Maria-Trost. Schüchtern brachte sie ihre Bitte vor, in die Schule aufgenommen zu werden, was



1. Schw. M. Maura Jakobs, 2. Schw. M. Fortunata Birgel, 3. Schw. M. Agathana Barnhagen, 4. Schw. M. Chantal Heckmanns,
5. Schw. M. Ludwiga Rohrmüller, 6. Schw. M. Reginaldis Reuntßen, 7. Schw. M. Xaveris Seufert.

ihr auch gewährt wurde. Bald fühlte sich Linah heimisch und war übergücklich, daß ihr sehnlicher Wunsch, katholisch zu werden, bald in Erfüllung gehen sollte. Allen Kindern war sie ein gutes Beispiel.

Aber ein Jahr hatte Linah bereits auf unserer Missionsstation zugebracht, als eines Tages ihr Bruder in Begleitung eines andern Mannes zur Station kam und sie suchte. Linah war schnell ins Freie geflohen, und die beiden Männer zogen wieder heim. Nach einigen Monaten kamen sie wieder auf die Mission, als Linah gerade bei der Arbeit war und nicht entfliehen konnte. Alles Bitten half nichts, sie mußte mitgehen. Aber sie war gefestigt in ihrem Entschluß, katholisch zu werden, und so war es denn ihr erstes, als sie zu Hause war, sich bei einem katholischen Katecheten anzumelden. Man ließ ihr Freiheit, dem katholischen Gottesdienst beizuwohnen. Ihr kindliches Suchen nach dem wahren Glauben wird bald gekrönt werden, und Linah wird ein gutes Kind der heiligen katholischen Kirche.

4

Abreise von sieben jungen Missionarinnen ins Heidenland

(Zu umstehendem Bilde)

Am 12. Mai schifften sich vier unserer Mitschwester in Amsterdam ein, um mit dem deutschen Dampfer Watussi nach Ost-Afrika zu reisen. Schwester M. Chantal verläßt zuerst das Schiff, und zwar in Mombassa, um von da aus die Missionsstation Nairobi im Kenja-Gebiet zu erreichen. Schwester M. Agathana wird auf der schönen Insel Zanzibar landen. Schwester M. Fortunata und Schwester M. Maura fahren durch bis Daressalam und von da aus landeinwärts nach Morogoro.

Am 18. Mai verließen drei andere Schwestern das Mutterhaus. Der deutsche Dampfer „Wangoni“, den sie in Rotterdam bestiegen, bringt sie der Westküste entlang nach Südafrika in unsere alte Missionsheimat. Schwester M. Reginaldis und Schwester M. Ludwiga werden am Hafen in Durban erwartet, von wo aus sie nach kurzer Eisenbahnfahrt Mariannhill, die Wiege unserer Genossenschaft, erreichen. Schwester M. Kaveris Seufert kann den Dampfer erst in Beira verlassen und hat dann noch eine weite Inlandsreise bis Monte Cassino in Rhodesia.

Wir rufen unsern „Sieben“ ein herzliches „Lebewohl“, „Gute Fahrt“, „Glückliche Landung“ und „Gottes Segen“ zu.

Möge ihr Heldenmut noch viele andere Berufe nach sich ziehen in den Weinberg des Herrn!

Reisebericht aus Süd-Afrika

Von Schw. M. Lentonie

(Schluß)

Wir blieben nun in Landsend bis Freitag, den 26. August. Während dieser Zeit wurde vieles beraten. Betreffs der angebotenen Farm wurde ausgemacht, wegen Mangel an Schwestern, welche das Anwesen bewirtschaften sollen, den Kauf auf ein Jahr hinauszuschieben. U. a. machte Msgr. Hanisch den Vorschlag, wir sollten die Station St. Patrik übernehmen, wo bereits Schule und Kirche sind. Wir empfahlen die ganze Angelegenheit dem Gebete und ließen eine heilige Messe lesen. Es wurde weiter beraten, und schließlich kam unsere Mutter Provinzialin auf den Gedanken, daß wir vielleicht die Station St. Gabriel aufgeben könnten, weil dieselbe ganz allein oben bei Cala liegt und schwer zu erreichen ist. Msgr. Hanisch ging nicht ungern auf diesen Vorschlag ein, zumal die Generaloberin der Dominikanerinnen von Dakford zu erwarten sei, mit der man diese Frage besprechen könne. Wir waren unserer Errungenschaft schon fast sicher, aber es kam doch anders.

Am Freitag, dem 26. August, nachmittags traf die oben erwähnte Generaloberin Mother Cäcilia ein. Msgr. Hanisch führte uns bald darauf zur St.-Patrik-Farm. Kaum waren wir aus der Stadt heraus, als das Auto einfach stehen blieb und nicht mehr weiter wollte. Wir mußten einen Fachmann rufen, der nun glaubte, es sei vielleicht Staub in das Petroleum gekommen. Endlich ging es wieder weiter, und wir erreichten unser Ziel.

Die Farm von St. Patrik wurde abgestolpert von einem Ende bis zum andern, und wir waren nicht wenig müde. Herzlich gerne wären wir dort geblieben und hätten die Gründung sofort angefangen. Wir wollten ja ein passendes Plätzchen für die Errichtung eines Noviziates für eigene schwarze Schwestern haben. Im Mariannahiller Vikariat ist dafür wohl niemals eine Aussicht. Auch Msgr. Hanisch glaubte, daß dieses zur größeren Ehre Gottes sei und daß die Mission dadurch mehr gefördert werde.

St. Patrik reicht wenigstens für eine zwanzigköpfige Familie aus, während die erstere Farm zu klein wäre für diesen Zweck. Unsere Hoffnung steigerte sich stündlich; und wir benachrichtigten die Schwestern in St. Gabriel von unserm Kommen. Gegen Abend erreichten wir Umtata, hatten aber keine Gelegenheit mehr, die Generaloberin von Dakford wegen der Übernahme von St. Gabriel zu sprechen.

Am Samstag, dem 27. August, standen zwei Autos bereit, um uns nach Cala zu bringen. Es war eine herrliche Fahrt durch Täler und Bergschluchten, durch schöne kleine Städtchen,

aber auch durch große, weitausgedehnte Dörfer von Eingeborenen. Tausende von Kraals standen wie Bienenkörbe auf der weiten flachen Ebene, und auf den Bergabhängen lagerte das Volk; die Kinder spielten in ihren Adamskostümen. Nach etwa 3—4stündiger Fahrt wurde auf einem Bergkegel haltgemacht. Hier entfaltete sich vor unserm Auge ein herrliches Panorama, und wir konnten uns kaum satt sehen an dieser Naturschönheit; zu unsern Füßen war eine 1000 Meter tiefe Schlucht, nicht schaurig kahl, sondern abwechselnd mit wildem Gestrüpp und Feigenbäumen durchzogen. Hier und da plätscherte ein Bergquell sein silberhelles klares Wasserlein über und zwischen die Felsblöcke, um sich unten im Tal mit einem großen Wildbach zu vereinigen, der in der Regenzeit ein Schrecken ist und nicht selten das Grab mancher Menschen und Tiere wurde. Hier nahmen wir einen kleinen Imbiß, und nach etwa einstündiger Rast mußten wir dieses schöne Fleckchen Erde verlassen und uns zur Weiterfahrt bequemen.

Nachmittags gegen 3 Uhr sahen wir zwischen zwei Felsen hindurch Cala in der Ferne liegen, und eine gute Viertelstunde später hielten die beiden Autos vor dem Hospital. Wir fanden gastliche Aufnahme in unserm früheren Herz-Jesu-Institut und mußten über den Sonntag dort bleiben. An diesem Tage hatte unsere Mutter Provinzialin Gelegenheit, mit der früher erwähnten Generaloberin Mother Cäcilia zu sprechen, welche nicht wenig interessiert war über unsern Vorschlag, sie möchte mit ihren Schwestern St. Gabriel besetzen. Sie behielt sich aber noch vor, mit ihren Ratschwestern darüber zu sprechen.

Am Montag, dem 29. August, morgens ging die Reise nach Cofimvaba. Nachmittags kamen wir dort an und fanden zu unserer Freude, daß die Schwestern von den Leuten dort mit vielen Lebensmitteln versorgt werden, so daß sie bestehen können. Schwester Demetria besorgt den Garten, während Schwester Amata und Schwester Aloysia in der Schule sind und Schwester Harlindis die Küche, Wäsche und die Kranken besorgt. Zwischen dem Priester- und Schwesternhaus war eine schöne Hauskapelle, während eine wirkliche Kirche bereits unter Dach ist.

Am Dienstag setzten wir unsere Reise fort nach Cala und von da nach St. Gabriel. Aber unsere Pläne, die Station aufzuheben, scheiterten an verschiedenen Umständen.

Nun war es höchste Zeit, unsere Heimreise anzutreten. Wir berührten unser liebes Maria-Zell, um endlich unsere Heimat „Mariannhill“ zu erreichen. Jedoch am Schluß unserer Reise hatten wir doch noch ein kleines Abenteuer. In Maria-Zell fiel schwerer Regen, und es schien, als wollte es nicht aufhören. Msgr. Hanisch wollte uns zurückhalten. Wir jedoch fürchteten, daß die Regenzeit lange an-

dauern würde, und zogen es vor, so rasch wie möglich fortzukommen. Mit aller Kraftanstrengung kam das Auto mit uns durch den Fluß, aber — o weh — oben auf der Höhe blieb es in fußhohem Morast stecken. Bruder Schaffner, der einen ähnlichen Ausgang befürchtete, kam uns nach und ließ 16 Ochsen vorspannen, um das Auto aus dem Morast zu ziehen und auf die fahrbare Landstraße zu bringen. Nach doppelstündiger Fahrt kamen wir nach Matatiele und mußten von dort aus im strömenden Gewitterregen zum Bahnhof laufen. Wir waren ganz durchnäßt, als das Zügelchen uns aufnahm. Mit einem kleinen Kartarrh kamen wir in Mariannahill an, wo wir alle Hände voll Arbeit fanden. Jetzt heißt es, alles Versäumte nachholen. Es fehlt uns ja nicht an Tätigkeit, aber Gott sei Dank auch nicht an Schaffensfreude für Gott und sein Reich!

z

Der Sohn des Arztes

Erzählt von einem Priester aus B.

Am 22. Februar 1901 traf ich am Bahnhof zu R. einen Arzt, einen alten Bekannten aus meiner Jugendzeit. Trotz der Freude des Wiedersehens bekam die Unterredung bald einen ernstern Charakter. Der sonst so humorvolle Arzt war gerade an diesem Tage sehr ernst und traurig. — „Ach, ja,“ sagte er zu mir, „ich bin nicht mehr der lustige Doktor, den Sie von früher her kennen. Seit ich meinen Sohn verloren, meinen lieben guten Sohn, ist es, als ob in mir etwas geborsten sei. Der plötzliche, tragische Tod hinterließ in mir ein Gefühl von Schuld.“

„Ein Gefühl von Schuld? Aber Sie haben doch kein Verbrechen begangen?“

„Nein, das habe ich ganz sicher nicht; aber in den 25 Jahren habe ich ein nicht allzu christliches Leben geführt. Hat Gott vielleicht nicht durch den Tod meines lieben Karl . . .“

„Sind Sie doch stille, Herr Doktor.“

„Ich verdiente es, daß Gott mich gestraft hat; aber in den Jahren, über welche ich mich nun schäme, sind doch einzelne Pflichten, die ich mit Gewissenhaftigkeit ausgeführt habe. Ich habe im ganzen ungefähr 250 Kinder getauft, die sonst ohne die Taufe gestorben wären. Ja, 250 Kinder. An demselben Tag, als Karl im Sterben lag, saß ich an seinem Kopfende; es war halb dunkel im Zimmer; er richtete seinen Blick aufmerksam hin auf die eine Stubenecke. „Was siehst Du denn, Karl?“, fragte ich.

„Ich sehe viele, viele Engel, welche mir zulächeln und kommen, um mich in den Himmel zu geleiten!“

„Aber ich sehe keine Engel, mein Kind!“

„Vater, es sind mehr als 100, mehr als 200.“

Einige Stunden darauf war mein Sohn tot."

"Herr Doktor", unterbrach ich den Arzt. "Haben Sie dem Karl jemals erzählt von den Kindern, die Sie getauft haben?"

"Nein, nein, Hochwürden. Ich versichere Sie, ich habe nie ein Wort davon erwähnt. In der folgenden Nacht sah ich eine strahlende Prozession von 250 Kindern, welche meinen Karl begleiteten. 'Vater,' sagte er, 'sieh, das sind die Kinder, die Du getauft hast; sie sind gekommen, mich zu holen, und wir kommen alle zusammen, um Dich zu holen, wenn Deine Stunde schlägt.'" Der Arzt schluchzte, und er fügte mit heiserer Stimme bei: "Wenn ich dessen würdig bin!"

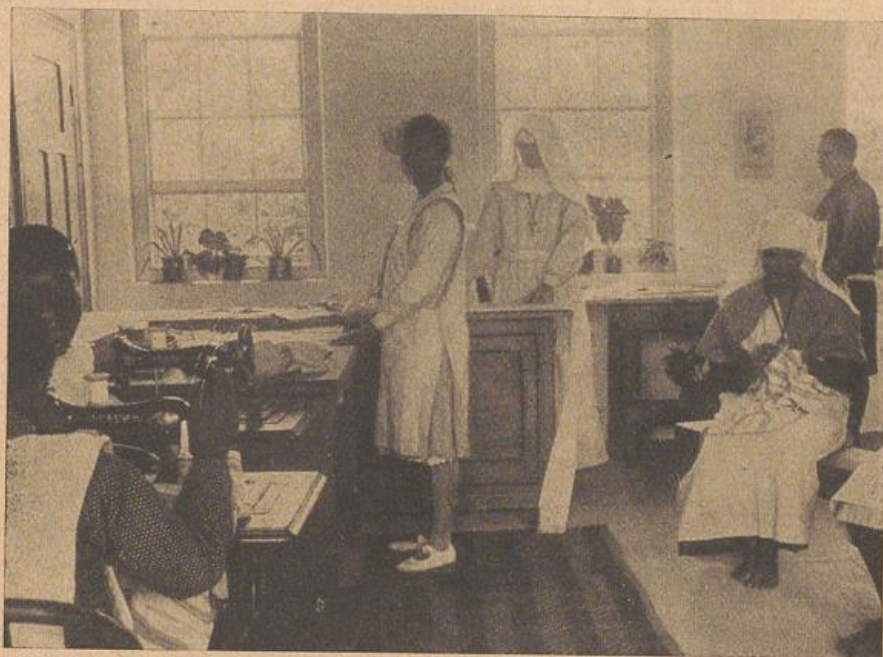


„Den lieben Wohltätern Dank“

ist nicht nur auf unserer Tafel geschrieben, sondern es ist auch unsern Herzen tief eingegraben und bewirkt, daß sich unsere Herzen und Hände zum Himmel erheben, um die Segensfülle des Heiligen Geistes besonders am hochheiligen Pfingstfeste auf unsere lieben Wohltäter herabzuflehen. Sind es doch gerade diese, denen wir das große Glück verdanken, hier im fernen Heidenlande zu brauchbaren, gottesfürchtigen Haushaltungslehrerinnen und Hausfrauen herangebildet zu werden. Wenn auch nur ein bescheidener Teil unserer Industrie-Schule, die Küche und die Waschküche, die zugleich Bügelzimmer ist, hergestellt wurde, so sehen wir doch mit größter Freude, wie sich die andern notwendigen Räumlichkeiten: ein Nähsaal und ein Klassenzimmer langsam zu verwirklichen beginnen.

Für dieses Jahr ließ es sich leicht einrichten, daß unsere Waschküche auch als Näh- und Klassenzimmer benutzt werden kann. Wir „Sieben“ machten den Anfang und haben genügend Raum, um auf den Bügeltischen unsere Wäsche und Kleider zuzuschneiden, wie es das nebenstehende Bild darstellt; die andere Hälfte des Zimmers enthält unsern Waschkessel, Bügelofen im Hintergrund und unsere Schulbänke für den theoretischen Unterricht im Vordergrund.

Im nächsten Jahre werden neue Anfänger kommen und sehr wahrscheinlich eine größere Anzahl. Wir aber werden, wenn wir unser Examen bestehen, zum zweiten Jahrgang befördert wer-



den, dem sich noch ein dritter anschließt. Unsere Ehrwürdige Mutter Provinzialin und Ehrwürdige Schwester Oberin tragen Sorge, daß, dank der Hilfe unserer guten Wohltäter, die weiteren Klassenzimmer bis dahin hergestellt sind, damit unsere Unterrichte keine Einbuße erleiden. Wir hoffen, daß wir imstande sind, unsere lieben Wohltäter im nächsten Jahre wiederzusehen, und zwar bei unsern verschiedenen Arbeiten: Kochen, Nähen, Waschen, Bügeln, Stricken, Sticken, Hauskrankenpflege usw.

Wir versprechen, recht eifrig für unsere Wohltäter zu beten, und bitten, auch unser im Gebete zu gedenken, damit wir gute und brauchbare Lehrerinnen der Haushaltungskunde oder brave Hausfrauen werden.

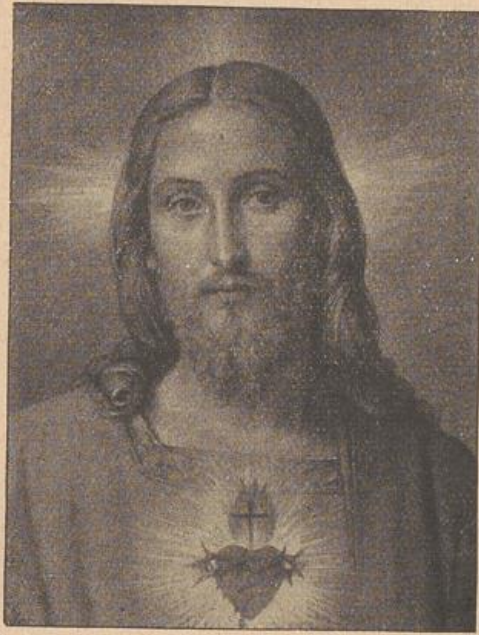
Die Mädchen der St.-Theresia-Haushaltungsschule
Mariannhill.

Im Jahre 1921 erkrankte in unserm hiesigen Marienhaus eine brave 17jährige Jungfrau. Wochenlang schwebte sie zwischen Leben und Tod. Die in einer Außenstation wohnenden Eltern kamen auf den ersten Ruf. Man hatte erwartet, daß sie betrübt sein würden, lieben doch die Eingeborenen ihre Kinder sehr und besonders die Mädchen. Man hatte sich getäuscht. Der Vater war ganz bereit, dem lieben Gott sein ältestes Kind zu opfern, doch hatte er begreiflicherweise noch den Wunsch, es möge genesen. Nicht so die Mutter. Diese Neuchristin schien ganz aufzugehen in den göttlichen Willen. Sie wußte ihr Kind in guter Seelenverfassung — es war ja stets brav gewesen — und nun soll der liebe Gott tun, was er will. Und diese volle Hingabe blieb sich während der langen, bangen Wochen immer gleich. Nie äußerte die Mutter auch nur den leisesten Wunsch betr. der Genesung ihrer Tochter. Die Schwester, welche seit 17 Jahren das Marienhaus leitet und viel Erfahrung hat, bezeugte wiederholt, daß sie noch bei niemand ein solch völliges Aufgehen in den heiligen Willen Gottes angetroffen habe. Wir alle haben uns sehr an diesen guten Leuten erbaut. Der liebe Gott, der sich an Großmut nicht übertreffen läßt, belohnte die Hingabe der guten Eltern und schenkte dem Mädchen wieder die Gesundheit.

Bald nach der Genesung wünschte der Vater, daß sie einen braven, jungen Mann, der um ihre Hand anhielt, heirate. Das war ein schweres Opfer, hegte sie doch schon lange im geheimen den Wunsch, sich ganz Gott zu weihen. Niemand wußte von diesem Verlangen außer der Marienhausschwester, der sie es vor ihrer Krankheit anvertraut hatte. Als gehorsames Kind glaubte Rosa, den Eltern folgen zu müssen und auf ihren Herzenswunsch verzichten zu sollen. Die Verlobung fand statt, aber schon nach drei Monaten löste sie das Verhältnis wieder und meldete sich mit Zustimmung der Eltern als Kandidatin bei der im Entstehen begriffenen Eingeborenen-Kongregation der „Töchter des heiligen Franziskus“. Sie fand Aufnahme und nach vollendeter dreijähriger Kandidatur, einjährigem Postulat und zweijährigem Noviziat ist sie nun glücklich, als Professschwester eine Braut Christi und Tochter des heiligen Franziskus zu sein. Gebe Gott, daß sie nach dem Beispiele ihrer Eltern und ihres großen heiligen Ordensvaters bis an ihr Lebensende sich bemüht, stets und in allem den heiligen Willen Gottes zu erfüllen.

Eine Missionschw. v. k. Stut.

✠



„So ganz allein!“

Es war schon spät; schon alles lag in Ruhe,
Auf Erden lagert sich die dunkle Nacht;
Ich will den Abendsegen mir noch holen
Bei dem, der still im Tabernakel wacht!

Ich will mein Tagwerk Ihm zu Füßen legen,
Er nimmt es an voll Liebe und voll Huld;
Ich sprech mit kindlich reuevoller Seele:
„Confiteor . . . Vergib mir meine Schuld!“

Und im Bewußtsein eines reinen Herzens
Dring tiefer ich in Jesu Herz hinein.
So Vieles hab' ich Ihm noch zu sagen;
Die Zeit ist günstig, denn wir sind allein!

Und nun beginnt der Zwiesprach süße Stunde
Von allem, was das Menschenherz beglückt;
Ich teile es mit meinem besten Freunde,
Gesteh Ihm ein, was mich besonders drückt.

Voll Liebesglut vernehm ich Seine Antwort,
Die mild und sanft kommt aus dem kleinen Schrein.
O sel'ge Stunde, wo ich werd' gewürdigt,
Vertraute meines Heilandes zu sein.

Er öffnet mir die Falten Seines Herzens,
Das einst Longinus unterm Kreuz durchstach;
Es zeigt den Strom des purpurroten Blutes,
Das es vergoß, als es im Tode brach.

Ich schaue auf in Jesu heilig Antlitz;
Es ist so ernst, so wehmutsvoll, betrübt:
„Enthülle mir, Herz Jesu, was Dich quälet,
O Du, der bis ans Ende uns geliebt!“

Und nun entrollt der Heiland dunkle Bilder
Von Seelenleiden, tiefem, bitterm Weh;
Er zeigt, was Er im Tabernakel leidet;
Und Unverständnes plötzlich ich versteh.

Das Jesu-Herz, es ist verlassen, einsam,
Es weilt bei uns – den meisten nicht bekannt,
Es hat den Thron der Liebe aufgeschlagen,
Doch bei so vielen ist es ungenannt.

„Ich bin allein!“ Die schmerzensvolle Klage
Gleich einem Dolch in meine Seele drang;
Dies Heilandswort, ich kann es nicht vergessen,
So eindrucksvoll war Seiner Stimme Klang.

Er hat die Hände voll von Schätzen, Gnaden;
Wohl niemand gibt wie Jesu Herz so gerne.
Betörte Menschenkinder, hört die Klage!
Doch ach, sie achten's nicht und bleiben fern.

Sie wollen nicht des Heilands Stimme hören,
Sie wollen Seine Klage nicht verstehn,
Sie suchen hier auf Erden Sinnenfreuden
Und wollen nicht zum Herzen Jesu gehn.

„Ich bin allein!“ Dies Wort aus Heilands Munde,
Es ist dem Durst nach Menschenseelen gleich;
Sein heißestes Verlangen sind ja „Seelen“,
Die Er beglücken will in Seinem Reich!

Als ich des Heilands Klagelaut vernommen,
Da kam's von meinen Lippen wie ein Schwur:
„Ich will dich trösten hier im Tabernakel,
Die einz'ge Leidenschaft sei: „Seelenrettung“ nur!

(Von einer Missionschwester.)

Wie Bernard sein Weib kurierte

Von Schw. M. Valentina

Es war vor ungefähr neun Jahren, als ein junger heidnischer Bursche, Molive mit Namen, zu unsern Schwestern auf die Missionsstation Einsiedeln kam und um Arbeit bat. Seine Bitte wurde erfüllt. Er rechtfertigte voll und ganz das Vertrauen, das man in ihn gesetzt hatte. Molive, dem die Aufsicht über den Stall und die Feldarbeit gegeben wurde, war treu und zuverlässig. Selten hatte man einen Heiden gesehen, der die Zeit so gewissenhaft ausnützte und dann noch ernstlich fragte, ob er seine Pflichten auch gut erfülle. Der Same des Christentums fiel auch hier auf fruchtbaren Boden. Molive wurde in unserer Religion unterrichtet und später auf den Namen „Bernard“ getauft. Der Eifer in der Erfüllung seiner Christenpflichten war in jeder Hinsicht erbaulich. Im Empfang der heiligen Sakramente und Beiwohnen der heiligen Messe stärkte er seine Seele für die kommenden Gefahren, die ihm bald drohen sollten.

Bernard war der älteste Sohn seiner Mutter, welche zwar noch Heidin war, aber dabei eine sehr vernünftige, sanftmütige Frau. Die einzige Schwester Bernards war bereits verheiratet und die bereits alternde Mutter hatte den Haushalt allein zu führen; sie sehnte sich nach einer Makoti, d. h. Schwiegertochter.

Hier muß ich folgendes zur Aufklärung für unsere lieben Leser bemerken: Bei den Zulus tritt die Schwiegermutter ihre Rechte nicht an die Schwiegertochter ab; im Gegenteil, diese muß folgen, auf dem Feld arbeiten, Holz und Wasser holen. Sie muß in der Hütte der Schwiegermutter bleiben, bis sie von ihr die Erlaubnis bekommt, in ihre eigene Hütte überzusiedeln. Verstehen sich nun die Schwiegermutter und die junge Frau gut, dann herrscht Frieden, und letztere wird wie ein Kind behandelt; finden sie sich aber nicht zusammen, dann ist die arme Makoti vielen Verdemütigungen ausgesetzt, besonders, wenn ihr die Mutterfreuden versagt sind. Dann regnet es spize Bemerkungen, daß die 10 oder 15 Ochsen umsonst ausgegeben wurden.

Bernards Mutter bat dringend ihren Sohn, er möchte eine Frau nehmen, welche ihr die Last im Hauswesen erleichtere.

„Siehe, mein Sohn,“ sprach sie zu ihm, „ich werde schon alt; die ganze Arbeit lastet auf mir. Deine Schwester ist bereits verheiratet, und so bin ich allein. Du bist mein Erstgeborener; ich habe Dich so lieb, Sorge jetzt für mich.“

Mit diesen und ähnlichen Beweggründen drängte sie in ihren Sohn. Bernard wollte anfangs der Mutter nicht nachgeben, denn seine Wünsche gingen woanders hin. Endlich konnte er den Bitten der Mutter nicht widerstehen; seine Wahl fiel jedoch

auf ein Mädchen, dessen Eigenschaften kein glückliches Eheleben versprachen.

Oktavia, so hieß seine Verlobte, war die Tochter eines „Induna“, des Rats Herrn eines Häuptlings. Dieser war reich an Weibern, Kindern und Herden, aber voll Eigendünkel und dummem Stolz; er war Stockheide, und in seinen Kraals standen dem Zank und Streit, der Wahrsagerei und allen andern Lastern Tür und Tor offen. Mehrere seiner Kinder liefen in die Missionschule und benahmen sich dort musterhaft, obwohl sie ihren Glauben mit schweren Opfern erkaufen mußten. Der Induna kümmerte sich übrigens wenig um seine Kinder; es war ihm gleich, ob dieselben katholisch wurden oder nicht; sie waren ja fast nur sich selbst überlassen, denn seine Weiber kannten wenig von einer Erziehungsmethode. Er selbst gebrauchte die väterliche Gewalt und Autorität nur, um seine Knaben zu züchtigen, wenn sie die Herden in fremde Maisfelder ließen und er dadurch in Verlegenheit kam, Schadenersatz zu leisten. Um seine Töchter kümmerte er sich nur bei der Verlobung, denn die brachte ihm jedesmal viele Ochsen ein.

Kehren wir nun wieder zurück zur Braut Bernards. Sie hatte einige Jahre die Schule besucht und war daselbst auch getauft worden. Oktavia war im allgemeinen ein gutes, fleißiges Mädchen. Auch nach ihrer Entlassung aus der Schule erfüllte sie ihre Christenpflichten treu. Gegen ihre zahlreichen Verehrer, besonders wenn es Heiden waren, benahm sie sich wie eine wilde Kaze, ungemein spröde und abwehrend. Da kam Bernard und warb um ihre Hand. Zum Staunen aller war Oktavia sehr entgegenkommend. Die Schwestern befiel eine heimliche Angst dabei, denn das Mädchen besaß neben ihren guten Eigenschaften ein großes Quantum Stolz und Eigensinn — ein Erbteil von ihrem Vater. — Sie konnten nicht umhin, Bernard deshalb zu warnen; aber er hatte nun einmal seine Wahl getroffen und zog dieselbe nicht mehr zurück. Der Bund der Ehe wurde geschlossen.

Nach einigen Monaten erhielt Bernard einen guten Posten als Aufseher auf einer weit entlegenen Farm, welche zur Missionsstation gehörte; er reiste 1929 mit seiner jungen Frau Oktavia dorthin, später sollte dann auch seine Mutter und seine ganze Familie folgen.

Es dauerte nicht lange, da erschien die Mutter Bernards in Einsiedeln bei der Schwester Lehrerin und bat dieselbe, ihrem Sohn Bernard zu schreiben. Die Mutter stellte in diesem Brief mehrere Fragen über die Übersiedlung und schloß das Schreiben mit folgenden Worten: „Mein Sohn, laß ja nicht das gute Einvernehmen und die Liebe, die Du zu Deiner Mutter hegst, durch Deine Frau vernichten; das wäre ein böses Ding.“ Dann teilte sie ihm noch den Tag ihrer Ankunft bei ihm mit.

Wieder verstrichen einige Monate. Da erschien Bernard auf der Bildfläche in Einsiedeln. Er freute sich wie ein Kind, seine alte Missionsheimat wiederzusehen und besichtigte mit großem Interesse seinen ersten Wirkungskreis. Es war auffallend, wie innig er vor dem Bilde der Gnadenmutter betete. Nachdem er dort all seine Sorge in die Hände der Mutter Gottes gelegt hatte, konnte er nicht umhin, auch der Schwester die Ursache seiner Bedrängnis mitzuteilen.

Oktavia hatte sich richtig als stolze, eigensinnige Frau entpuppt, wies die Ermahnungen der Schwiegermutter spitz zurück. Die Schwester suchte ihn zu trösten und sagte unter anderem: „Diesem Treiben Deiner Frau mußt Du ein Ende machen; Du weißt doch vom Brautexamen her, daß der Mann regieren soll und nicht das Weib!“

„Ja, Nkosazana, ich habe auch schon daran gedacht, zum letzten Mittel zu greifen; aber was wird der Missionar sagen, wenn ich meine Frau durchprügele?“

„Was werden sie sagen, wenn Du im Recht bist? Deine Frau darf doch nicht durch ihre Widerspenstigkeit den Fluch des vierten Gebotes auf sich laden.“

„Uqinifile Nkosazana, Du hast recht, Schwester“, meinte Bernard, als er die Missionsstation verließ. Inzwischen war aber der feste Entschluß in ihm gereift, der Widerspenstigkeit seiner Frau unnachsichtig ein Ende zu machen. Die Gelegenheit hierzu ließ nicht lange auf sich warten.

Eines Tages wies die gute Mutter Bernards ihre Schwiegertochter bei der Arbeit zurecht. Diese aber war zu stolz, den Verweis ruhig hinzunehmen; es sprudelte von Entschuldigungen, denen sich nur beleidigende, trockende Äußerungen gegen die Schwiegermutter anschlossen. Nun war Bernard geladen; er sprang auf, packte sein Weib bei den Schultern und schrie sie an: „Und das wagst Du meiner Mutter zu sagen, Du, eine Christin, sagst das einer Heidin?“ Jetzt hagelte es eine solche Tracht Prügel, daß man erstaunt war über den sonst so ruhigen Bernard. Oktavia war anfangs wie erstarrt, dann weinte sie, und als das auch nicht half, fing sie aus Leibeskräften zu schreien an: „Hilf, Mutter, hilf!“ Bernard aber warf seiner Mutter einen drohenden Blick zu und hörte erst auf zu schlagen, als er glaubte, der Eigensinn seines Weibes sei ausgetrieben. Dann nahm er Stock und Hut, verließ die Hütte, um auf den Feldern alles nachzusehen. Oktavia kauerte in einer Ecke und wußte nicht, wie ihr geschah; das Unwetter war zu schnell hereingebrochen. Auch die Mutter hatte die Hütte verlassen. „Was nun beginnen? Anfangs wollte sie trocken und kein Essen machen. „Bernard soll selber sehen, wie er fertig wird!“ Aber dann gab es gewiß eine neue und verbesserte Auflage, und dieser sich zu unterziehen, hatte Oktavia keine Lust, denn die durch-

geprügelten Knochen schmerzten sie ja sehr. Sie nahm also ihre Arbeit wieder auf, kochte das Abendessen für Bernard; dazu hatte sie zu ihrem Leidwesen nicht einmal die Genugthuung, daß man sie ihrer Schmerzen wegen bemitleidete. Weder die Mutter noch die Brüder Bernards kamen in ihre Nähe. Das aber hatte sie sich vorgenommen, kein Wort mit ihrem Mann zu sprechen.

Als Bernard nach Hause kam, stellte sie ihm lautlos das Essen vor und spielte die Beleidigte. Er aber verrichtete ebenso lautlos das Tischgebet, nahm schweigend die Mahlzeit ein und verließ die Hütte wieder, um seine Mutter aufzusuchen; erst spät abends kam er zurück, verrichtete schweigend sein Abendgebet und ging zur Ruhe. Am folgenden Morgen verließ er ebenso lautlos nach vollendeter Morgenandacht die Hütte.

Nun geriet Oktavia in eine gelinde Verzweiflung. So hatte sie ihren Bernard noch nie gesehen; er wollte nicht einmal mehr mit ihr gemeinschaftlich beten, und die Mutter blieb auch fern. Was nun beginnen? Aller Trost war verflogen, eine rasende Angst packte sie, und sie sann nur mehr, wie sie die Gunst Bernards wieder erringen könne. Sie lief zu ihrer Schwiegermutter, klagte ihr ihre Not und bat weinend um Verzeihung. Da erwachte die alte Mutterliebe wieder, und sie tröstete ihre Tochter; die Ermahnungen, welche dieselbe gestern zurückgewiesen hatte, fielen heute auf fruchtbares Erdreich.

Oktavia kehrte in ihre Hütte zurück, brachte alles in Ordnung, und nicht lange, so dampfte auch die Liebesspeise ihres Mannes auf dem Herde. Als Bernard mittags nach Hause kam, setzte ihm sein Weib alles vor, was sie nur aufreiben konnte und bat demütig: „O, Bernard, ich war so ungezogen; verzeihe mir. Ich will es nie wieder tun.“ Da leuchtete es auch in Bernards Augen wieder freudig auf, und es folgte ein so liebevoller Zuspruch, daß Oktavia ihre schmerzenden Glieder vergessen hatte.

Heute ist Bernard ein glücklicher Familienvater, geliebt und geachtet von seiner Umgebung, besonders auch wegen seiner Liebe und Ehrfurcht, die er gegen seine Mutter hegt, und wegen seines guten Einvernehmens mit seinem Weibe. — Die Kur hat gewirkt.



Vorwärts sehen, vorwärts streben,
Keinen Raum der Schwäche geben,
Dabei wahr und treu wie Gold,
Schönem und Edlem allzeit hold!



F ü r d i e K i n d e r

Meine lieben Kinder! Letzthin habe ich Euch eine Geschichte erzählt von einer Riesenschlange. Ihr wißt, daß es in Afrika große schwere Riesenschlangen gibt, die sich um den menschlichen Leib schlingen und ihn erdrücken; es gibt aber auch kleine Schlangen, die noch sehr gefährlicher sind, und zwar durch ihren giftigen Biß. Davon will ich Euch heute ein Geschichtchen erzählen.

Eine unserer braven Gartenschwestern in Süd-Afrika war einmal im Sommer emsig an der Arbeit; plötzlich fühlte sie



Schw. M. Honorina bei ihren Kindern in Mount-Frère.

etwas an den Füßen, es war eine kleine, aber sehr gefährliche Schlange, welche sich um ihren Fuß geschlungen hatte. Die Schwester erschrak heftig, denn der Biß dieser Schlange bewirkte den Tod nach etwa drei Stunden. Die Schwester war ganz allein im Garten und so ziemlich außer Hörweite; auch konnte sie vor Schrecken nicht laufen. Es war also keine Hilfe in der Nähe. Die Schwester übergab sich der göttlichen Vorsehung und erklärte sich bereit zu sterben, wenn der liebe Gott es wollte, nur bat sie den lieben Gott, er möchte sie doch noch



Unsere beiden jungen Hilfsmissionare aus Westhausen sind eben im Begriffe, die Caritasblüten auszutragen. Wie sie sich freuen, auf diese Weise etwas für die armen Heidenkinder zu tun und so dem lieben Heiland Freude zu machen. Wer macht's nach?

bis ins Gartenhäuschen kommen lassen, weil dort ein Bild der himmlischen Mutter und des heiligen Joseph sei, und wenn sie sterben müßte, möchte sie es zu den Füßen ihrer liebsten Mutter. Nun nahm sie ihr Kleid in beide Hände, um nicht die Schlange zu streifen und um dieselbe nicht zu reizen, und bewegte sich ganz langsam zum Gartenhäuschen, mit der Schlange am Fuß. Dort angekommen, warf sie sich auf die Knie nieder, aber ganz vorsichtig, und betete zur lieben Mutter Gottes und zum heiligen Joseph um Hilfe. Während sie so flehte und ganz ergeben in Gottes heiligen Willen war, kam ein kleines Käzchen in das Gartenhäuschen. Dieses Käzchen sah sofort die Schlange, sprang mit einem Satz darauf zu, erfaßte sie beim Genick und zog sie fort. Auf diese Weise befreite das Käzchen die Schwester.

Nun seht, liebe Kinder! Ihr werdet mit mir sagen, der liebe Gott hat das Käzchen geschickt, um der Schwester zu helfen,

und die liebe Mutter Gottes und der heilige Joseph haben das Ihrige dazu getan. Ich erzähle Euch dieses Geschichtchen, liebe Kinder, damit Ihr seht, wie der liebe Gott gerne hilft, wenn man ihn um Hilfe anruft.

Unsere Schwestern sind schon beinahe 50 Jahre in der Mission, wo so viele Schwarze an Schlangenbissen schon gestorben sind; noch keine einzige von unsern Schwestern ist von einer Schlange gebissen worden. So hat der liebe Gott sie immer beschützt und wird sie auch weiter beschützen. Ihr seht auch, liebe Kinder, daß die liebe Mutter Gottes immer ihre Kinder beschützt! Nicht wahr? Ihr wollt doch alle brave Marienkinder sein? Dann kann Euch der böse Feind, welcher eine ganz giftige, schlaue Schlange ist, auch nie zur Sünde verführen. Also seid und bleibt brave und gute Marienkinder!

Nun noch etwas zum Lachen und Nüssleknacken:

Scherzfragen

1. Welcher Kopf hat keine Nase?
2. Welche Mühle hat kein Wehr?
3. Welches Pferd hat keinen Huf?
4. Welcher Hahn hat keinen Ruf?
5. Welches Pflaster hat keinen Stein?
6. Welcher Stern hat keinen Schein?
7. Welches Schiff hat keinen Mast?
8. Welcher Baum hat keinen Ast?
9. Welches Faß hat keinen Spund?
10. Welches Haus hat keinen Grund?
11. Welcher Schimmel hat keinen Stall?
12. Welche Büchse gibt keinen Knall?
13. Welche Glocke gibt keinen Schall?
14. Welcher Acker trägt kein Getreid?
15. Welche Jungfer hat kein Geschmeid?
16. Welcher Mann hat nie ein Kleid?

Auflösung der Scherzfragen aus voriger Nummer

1. Himmelsstadt. 2. Fensterladen. 3. Spinnenetz. 4. Klavierflügel.
5. Windmühle. 6. Frauenmantel (Schmetterling). 7. Vogelbauer. 8. Regenwasser. 9. Dielschneider. 10. Fingerhut. 11. Zaunkönig. 12. Stricknadel.

Lustige Ecke

Der kleine Fritz sieht in den Dünen des Ostseebades zum erstenmal eine Schlange, und ganz aufgeregt ruft er: „Vater, Vater, schau mal, dort läuft ein Schwanz ganz allein, den ein Hund verloren hat!“

„Wo ist denn der Schwamm, den Du kaufen solltest, Hans?“ —
„Ich konnte keinen guten finden, denn sie hatten alle Löcher!“

Lehrer: „Fritz, wie alt bist Du?“

Fritz schweigt.

Lehrer: „Nun, wann hast Du denn Geburtstag?“

Fritz: „Ach, Herr Lehrer, Sie schenken mir ja doch nichts.“

Die Mutter ruft die Treppe hinunter: „Nun, mein Junge, was machst Du denn da wieder?“

Heinz, welcher gerade verbotenerweise das Treppengeländer hinuntergerutscht war, antwortete: „Nichts, Mutter, die Sache ist schon vorbei.“

Der Lehrer spricht über die Fische und erklärt, daß unter diesen Fischen die wunderlichsten und mannigfaltigsten Formen vorkommen, so zum Beispiel bei den Tintenfischen, Aalen und Schollen. Dann fragt er die Kinder, ob jemand sonst noch einen Fisch mit eigenartiger Form kenne. — Da meldet sich der kleine Rudi und sagt: „Herr Lehrer, der Kollmops.“

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Kyllburg Mk. 21.—, Joseph, Antonius; Langendorf Mk. 21.—, Maria; Freiburg Mk. 21.—, Maria Josepha, Thadäa; M. Styrum Mk. 21.—, Matthias; Neidingen Frs. 179, Baltasar; Neidingen, gesammelt von der Gemeinde Frs. 179 zu Ehren ihres Kirchenpatrons Antonius; Neidingen Frs. 179, Anna Maria. — Zur Kleidung eines schwarzen Erstkommunionkinds Frs. 100.

Für die Mission: Bühne Mk. 1,50; Wittlichshausen Mk. 2,50; Erfurt Mk. 2,50; Heinrichstal zum Dank für Hilfe in großen Anliegen Mk. 4.—; Duppeln Mk. 1,50; Daseburg Mk. 0,50; M. Styrum Mk. 2,—; Alzenau Mk. 2,—; Hengersdorf Mk. 5,—. Von der Missionsvereinigung in Pfaffendorf Mk. 100,— für die Mariannahiller Mission.

Für einen Tabernakel in der Neugründung der Missionsstation Ewele: Ungen. Mk. 12,—.

Antoniusbrot gesammelt von mehreren Wohltätern der Gemeinde Neidingen: Frs. 50 zum Troste der armen Seelen.

Almosen: Neidingen zu Ehren des hl. Joseph um eine glückselige Sterbestunde Frs. 20; Elsdorf zum Dank für erlangte Hilfe Mk. 2,—; Sanowig Mk. 2,50; Bültzen Mk. 5,50.

Für die Missionschule: Neidingen zu Ehren der hl. Familie Frs. 200; Fehrenbracht Mk. 2,50.

Ein herzliches Vergelt's Gott allen unsern lieben Wohltätern, es segne und schütze sie das kostbare Blut, das aus Jesu Herzen so liebend floß!

O Jesu Herz, das liebgestählet im Sturm der Leiden einsam stand,
O sei mit uns, denn ungezählet tobt über uns der Wogen Brand.
O treues Herz, du kennst kein Schwanken, selbst wenn der Mensch die Treue bricht;

O laß uns dein sein ohne Wanken, von dir uns trennen laß uns nicht!
Nicht Seraphsflug, nicht Cherubsflug erkennt und liebt dich je genug;
Daß ich dich lieb, Herz Jesu, gib
Ein Herz, das deinem Herzen gleich im Leiden und an Liebe reich!

Gebetserhörungen

Dem ehrw. Br. Andreas von Tilburg innigen Dank für Hilfe in vier schwierigen Fällen.

Innigen Dank der heiligsten Dreifaltigkeit und der hl. Theresia vom Kinde Jesu für Hilfe in schwerer Krankheit. — Veröffentlichung war gelobt. H. D.

Caritasblüten

Nr. 7

1933



Kostbar Blut, Erlöserblut,
Quell aus Jesu Herz,
Von dir schöpft Kraft und Mut
Jedes Menschenherz.
Segne, segne uns, o Blut,
Wash uns alle rein.
Jesu, unser höchstes Gut
Leb in uns allein!

Kostbar Blut, so reich wie Gold,
Kelch in Jesu Hand,
Du nur zahlst der Sünde Gold,
Fühst ins Vaterland.
Strömst vom Jesuherzen aus,
Strömst aus Hand und Fuß,
Spendest reiche Gnaden aus,
Dir sei Dank und Gruß!

Kostbar Blut, du Liebesbrunn',
O berausche mich,
Daß in reiner Liebeswonn'
Ich versenke mich
Ganz in deine Purpurflut,
Dort beim Kreuzestamm,
Und entflamm in Feuersglut
Für das Gotteslamm!

M. B.

Erstkommunion eines Krüppels

Von Schw. M. Stanisla
Mariannahill, Süd-Afrika

In sanftes Rot färbt den östlichen Himmel des frischen Maimorgens; Berg und Tal sind in bräutliche Schleier gehüllt; scheu und verstoßen lüftet der erste goldene Sonnenstrahl den dichten Schleier, um leise die lieblichen Kinder der Mutter Erde zu wecken. Schlaftrunken reiben Blümlein und Hälmlchen sich die müden Augen und lauschen dem Morgengesang der Vögel. Frieden atmet die Natur; Frieden verlangt das menschliche Herz, und zwar jenen Frieden, den die Welt nicht geben kann, den nur der geben kann, den heute hundert Menschenseelen das erste Mal empfangen.

In heiligem Schweigen harren die Erstkommunikanten der seligen Stunde. Alle haben sich in unserer Schule versammelt; nur einer fehlt. Es ist August-Joseph, unser Krüppel und das besondere Pflegekind unserer guten Flechtarbeitschwester. Unermüdlich arbeitet die Schwester, um ihren Lehrlingen, meist Krüppel, Beschränkte und Blinde, etwas beizubringen. Mit vieler Mühe und großer Geduld hat sie selbst die Blinden soweit gebracht, daß diese eifrige Mattennäher wurden.

August-Joseph ist ungefähr ein Jahr bei ihr und fühlt sich ganz glücklich. Er war noch ein Heide, als er kam, und sein Los zu Hause war alles, nur kein glückliches. Mutterlos, war er hilfsbedürftig seinen rohen Brüdern preisgegeben; sein Vater schaute auf ihn wie auf eine schwere Bürde. Nicht selten war es, daß August-Joseph, wenn er Vater und Brüder betrunken von ferne kommen sah oder ihr wüstes Geschrei hörte, hinaus floh. So rasch er nur konnte, rutschte er hinweg, um im Dickicht frierend und hungernd seine Nacht zu verbringen. Doch bei all dem Leid und Elend bewahrte August-Joseph ein kindliches Gemüt.

Raum war er auf der Mission getauft worden, so verlangte seine hungernde Seele nach dem Brot des Lebens. Er fühlte es, daß nur dieses Brot ihm Kraft geben konnte, sein Kreuz zu tragen. Obwohl er wußte, daß er bei den Schwestern niemals als eine Last angesehen würde, sondern nur Liebe und Sorge für sein Wohl finde, so fühlte er doch oft genug die Schwere seines Zustandes. Wie oft glänzte eine heimliche Träne in seinen Augen, wenn er sah, wie andere Kinder vor ihm hersprangen, während er sich mühsam auf Händen und Füßen dahinschleppen mußte. Wie oft zuckte verhaltener Schmerz um seinen Mund, wenn er schweißtriefend am Morgen von der Schlafstätte zur Arbeit kam! Doch August-Joseph kannte kein Klagen und Murren, nur Dulden und Schweigen.

Eines Tages faßte er Mut und schleppte sich zum Pater Mis-

sionar, um ihn um Zulassung zum Beicht- und Kommunion-
unterricht zu bitten. Glückstrahlend kehrte er mit der erhaltenen
Erlaubnis heim. Es war eine Freude zu sehen, mit welchem
Eifer er zum Unterricht eilte. Mühsam rutschte er, um dem
Worte Gottes zu lauschen, täglich den weiten Weg, und nichts
konnte ihn davon abhalten. Endlich brach der heißersehnte Tag
an. Am frühen Morgen schon schleppte er sich zu seiner Ar-
beitsstätte; hier erwartete ihn schon die Schwester, um ihm beim
Ankleiden behilflich zu sein. In mütterlicher Sorge hatte sie
ihm einen ordentlichen Anzug besorgt, und in einer Ecke des
Zimmers stand ein schöner Korbwagen, in dem August-Joseph
zur Kirche fahren sollte. Freundlich lächelnd schaute ich auf
August-Joseph, und unwirkürlich kam mir der Gedanke: „Mein
Gott, wie wenig braucht doch ein zufriedener Mensch, um glück-
lich zu sein!“ Nur selten schlug August-Joseph seine Augen auf;
wer aber bei Zufall in dieselben schauen konnte, glaubte in
diesem klaren Spiegel seine ganze Seele zu sehen, wie sie gleich
einer lieblichen, schneeweißen, im Himmelstau erglänzenden
Wasserrose sich sanft und leise auf den murmelnden Wellen des
Ozeans der unendlichen Liebe wiegt, bald wonnetrunken den
zarten Liebestönen der Wogen lauschend, bald sich hinreißenden
Akkorden gewaltiger Töne hingebend. O Kindesseele, welche
Schätze birgst du in deinem Innern; du gleichst der sanften
Taube, die nichts von der Arglist der Schlange weiß. Du bist
jener kristallene See, der nichts vom Schlamme in der Tiefe
weiß. O Kindesseele, du weißes Lämmlein, gehe, eile und
tränke dich im kostbaren Blute des göttlichen Lammes. Eile
und versenke dich ganz in den Kelchen auf unsern Altären.
Dort lebe, dort kämpfe, dort leide, dort sterbe!

August-Joseph wurde nun von zwei Knaben in die Schule
gefahren. Unsere Schwestern ordneten den Zug, und als gegen
1/2 10 Uhr der hochw. Pater Cyprian mit mehreren Ministranten,
die Kreuz und Fahnen trugen, erschien, setzte sich der Zug
zur Kathedrale in Bewegung. Unter den Klängen der Musik-
kapelle folgten dem hochwürdigen Pater zwanzig Knaben und
zirka 60 Mädchen. Den Schluß des Zuges bildeten die er-
wachsenen Erstkommunikanten; darunter war so manche Mutter
mit ihrem Baby auf dem Rücken. Der Sorge unserer Schwe-
stern war es gelungen, alle Mädchen weiß zu kleiden, und in
dem schwarzen Wuschelkopf prangten weiße Blütenkränze.

August-Joseph sah von all dem nichts; er ließ mit sich
machen was man wollte. Zwei kräftige Buben trugen ihn auf
das Geheiß des hochw. Paters in die Kirche hinein. Still und
unbeweglich saß er da, den Blick gesenkt und seine Hände ge-
falten. Erst als der Priester das Brot des Lebens emporhob,
wandten sich seine großen Augen dem eucharistischen Gotte zu.
Ein heißes Sehnen, ein inniges Lieben, ein tiefer Glaube lag in

diesem Blick; unverwandt hing sein Blick an dem Einen; vergessen war der krüppelhafte Körper. Nur seiner Seele gedachte er, die bereit war, sich dem nahenden Gott jubelnd entgegen zu schwingen. Der Augenblick naht — er wird zum Tisch des Herrn getragen, und Gott nimmt Besitz von dieser schönen Seele.

Als der Gottesdienst beendet war, rief ihn ein Knabe hinaus ins Freie. August-Joseph wußte nicht, wohin er sollte; doch er folgte ihm. Endlich sagte ihm der Junge: „So, jetzt geht's zum Stampfessen.“ Willig folgte er dem Stalljungen und aß den Maisbrei, während die andern Erstkommunikanten, nachdem sie lange und vergeblich nach August-Joseph suchten, fröhlich bei Tisch saßen. Das Geheimnis des Entführens von August-Joseph war dieses: der Stalljunge hatte Strafarbeit und mußte daher Sonntag im Stall sein. Es wurde ihm allein jedoch zu einsam, und da wußte er keinen sicherern Gesellschafter als August-Joseph. Doch als die Glocken zum heiligen Segen riefen, schlich sich August-Joseph davon und rutschte zu seinem Heiland. Diesemal hatten die Erstkommunikanten ein besseres Auge auf ihn und hätten sie ihn nicht mitgenommen, so wäre er in der Kirche in einem Winkel beim lieben Heiland geblieben.

Am Westrand der Berge liegt die Sonne wie ein großes Riesenauge und hält noch einmal Rundschau, ehe sie zur Ruhe geht. Zitternd gleiten ihre letzten Strahlen über grüingekleidete Bergabhänge hin und Kinder und Schafe ziehen weidend und grasend ihrem Kraal zu. Noch einen langen, letzten goldenen Strahl sendet die Sonne gegen die östlichen Berge und schlüpft dann rasch zum Fensterlein der Kirche hinein, um hier mit August-Joseph dem Heiland „Gute Nacht“ zu sagen. Majestätisch sinkt die Sonne im fernen Westen, doch für viele Kinderseelen ist heute eine nie sinkende Gnadensonne aufgegangen.



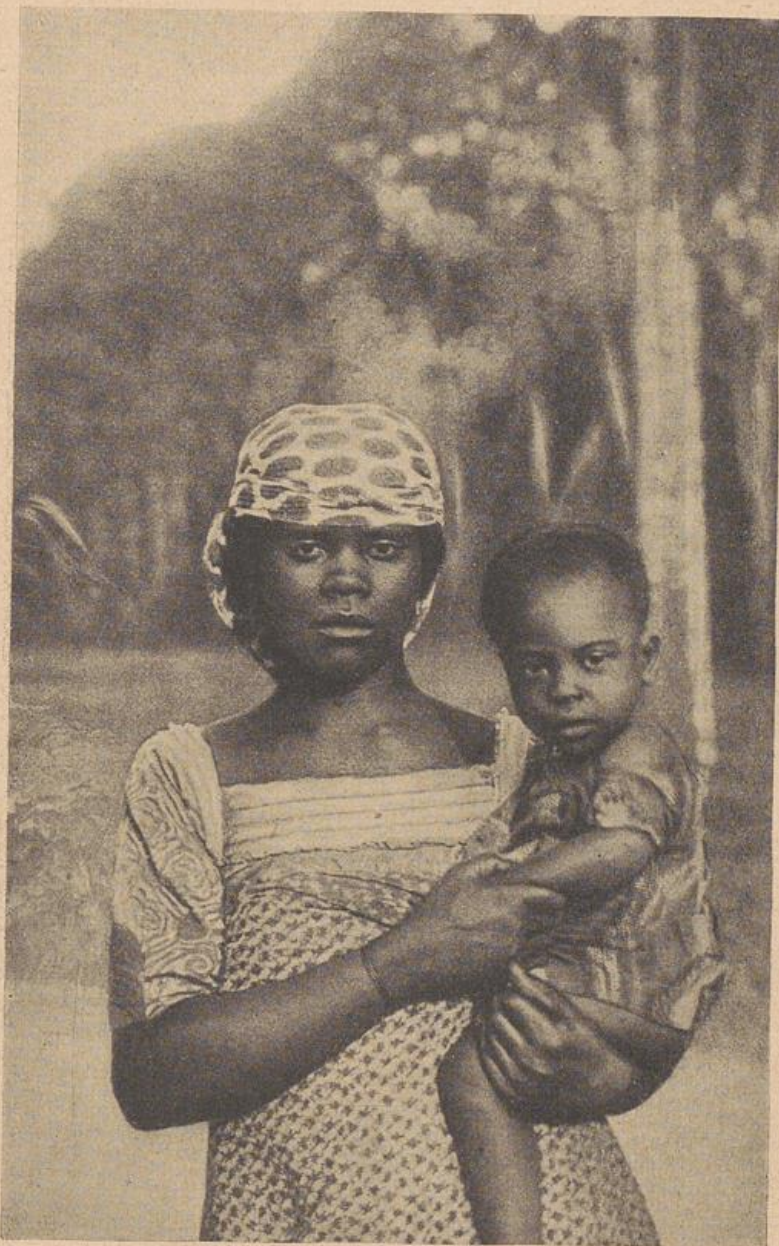
Kirchweih in Cofimbaba

Don Schw. M. Amata

Wierzehn Monate hatte der liebe Heiland mit uns unter einem Dache die Armut geteilt. Längst war das Zimmer, das als Kapelle diente, zu klein; da tauchten am 20. Juni 1932 ein Bruder und drei Arbeiter auf, um mit dem Bau des Kirchleins zu beginnen. Wie freuten wir uns, und welche Hoffnungen besetzten uns!

Die Ziegelsteine wurden hier in der Nähe gebrannt, Bauholz, Blech und anderes Material mußte 165 Meilen weit von East-London her geholt werden; Sand und Kies holte man aus dem Cofimbaba-Fluß. Am 15. September stand das kleine

Kirchlein aus Ziegelsteinen und Wellblech fertig da. Neue Freude beseele uns, und wir konnten den Tag der Einweihung kaum erwarten.



Eine junge congonesische Negermutter

Am 14. Oktober kam Mgr. Hanisch von Umtata und spendete 21 Christen die heilige Firmung. Das Kirchlein wurde geschmückt soweit es in unserer Armut lag. Katholiken und Nichtkatholiken brachten Blumen zum Schmücken; hier sind ja

weit und breit keine Wälder zu finden, und darum konnten nur einige Zypressenzweige von der Regierungspflanzung an den Wegen angebracht werden. Schnell wurden ein paar Fahnen genäht und an Wattelstangen aufgehängt. Alles harrte mit Spannung der bevorstehenden Feier. Herren und Damen beflissen sich, eine Messe einzuiüben, damit am Einweihungstage das erste gesungene Hochamt stattfinden konnte. Das arme Kirchlein konnte nur vier Bänke sein Eigentum nennen; von der Stadthalle wurden einige Stühle geliehen.

Bald erschienen auch die wenigen Festgäste, Mgr. Vogel von Queenstown mit drei Brüdern, welche das Kirchlein gebaut hatten, ferner Mgr. Demont mit einem Pater von Alival North sowie ein Pater von Keilands. Da gab es Leben in dem so stillen Cofimvaba-Konvent.

Die Katholiken hatten für die Kinder des Ortes und der Umgebung ein Fest veranstaltet; am Abend vor der Einweihung wurde zum Besten des Kirchbaues ein Konzert gehalten und einige Kleinigkeiten verlost. Aber auch die schwarzen Eingeborenen und Mischlinge hielten Konzert, um ihrerseits ein wenig zum Feste beitragen zu können. Nachts um 11 Uhr trafen die letzten Festgäste ein. Pater Ildesons von Cala, eine Dominikanerschwester, eine Kreuzschwester und eine unserer Mitschwestern aus St. Gabriel. Nun bewahrheitete sich das Wort: Wer nicht kommt zur rechten Zeit, muß nehmen, was noch übrig bleibt! Alles war besetzt; es war kein Bett mehr vorrätig, und nachts konnte man auch aus der Stadt nichts mehr holen. Der hochw. Herr Pater Rektor schleppte einen Strohsack herbei, und zwei unserer Schwestern traten großmütig ihre Lagerstätte ab.

Um 10 Uhr morgens begann die Feier. Mgr. Hanisch schritt vom alten Kapellchen aus in Begleitung der alten Prälaten und Priester zur Einweihung. Weiße, Schwarze und Mischlinge, Katholiken und Nichtkatholiken waren anwesend. Das Kirchlein konnte die Gäste nicht alle fassen. Mgr. Demont hielt die Festpredigt in englischer Sprache, während Pater Rosenthal von Queenstown nachmittags den Schwarzen in ihrer Muttersprache die hohe Bedeutung der Kirchweih und des Festes erklärte. Nach und nach traten die Festgäste ihren Heimweg an, und Cofimvaba war wieder das schöne, ruhige Plätzchen, wo kein Lärm der Großstadt, kein Eisenbahngetöse zu vernehmen ist. Hier und da fährt ein Auto durch die Straßen oder es kommt ein mit Segeltuch überspannter Wagen, der von 16—18 Ochsen gezogen wird; zuweilen bringt auch eine kleine altmodische Kutsche ein wenig Veränderung in den Alltag.

Ist auch unser Kirchlein sehr arm und bescheiden, so danken wir doch dem lieben Gott von ganzem Herzen dafür und möchten alle lieben Leser bitten, in ihrem Gebete an Cofimvaba zu denken, damit das neue Kirchlein sich immer mehr und mehr füllt!

Eine Wallfahrt nach dem afrikanischen Odilienberge

Von Schw. M. Thiadildis

Mitten im Paregebirge in Ostafrika befindet sich eine kleine, der heiligen Odilia geweihte Mission, ein zweiter Odilienberg. Freilich ist ein großer Unterschied zwischen der großen Gnadenstätte im Elsaß und dem hiesigen afrikanischen Odilienberge. Hier stehen keine Autos und keine Omnibusse zur Verfügung, um hinauf zu gelangen, sondern man ist auf seine eigenen Füße angewiesen, um das Gnadenkapellchen in dieser heidnischen Umwelt hoch im Gebirge zu finden.

Es war im letzten Jahre im September, als mir unsere Mutter Provinzialin vor ihrer Abreise nach Europa die Erlaubnis gab, meine diesjährigen Exerzitien auf einer Nebenstation zu halten. Wenn man das ganze Jahr hindurch in voller Missionstätigkeit steht, dann sehnt man sich nach ein paar stillen Tagen für Gott und die Seele und zugleich auch nach einer kleinen körperlichen Abspannung. Und diese einsamen Tage sollte ich in den Parebergen zubringen, die ich ja als Vogesenkind ungemein liebte. Unsere Schwester Oberin hatte sich bereit erklärt, mich trotz des beschwerlichen Weges dorthin zu begleiten.

Von Kilema aus sind etwa 13 Stunden zu Fuß zu gehen, doch kann man jetzt einen Teil des Weges mit der Bahn zurücklegen bis Lembeni, wo man gewöhnlich abends 9½ Uhr ankommt. Als wir dort eintrafen, standen schon Christen aus der Pare-Mission mit Bergstöcken und Laternen bereit, um uns abzuholen. Durch die finstere Nacht ging es nun 2½ Stunden immer bergauf, einen Weg entlang, der sich in nicht weniger als 40 Windungen hinaufzieht. Kein Laut unterbrach die nächtliche Stille, obwohl manch wildes Tier und selbst der Löwe noch in dieser Gegend haust. Oft mußten wir über Riesenstämme und Felsblöcke klettern; aber furchtlos ging es immer weiter durch die angenehme Kühle der Nacht. Bei Tag, unter der glühend heißen Tropensonne, wäre dieser Aufstieg wohl sehr ermüdend gewesen, darum wählt man gewöhnlich die Nachtzeit dafür. Der Himmel war sehr bewölkt, und nur hie und da war ein Sternlein zu erspähen. Nach einer dreimaligen kurzen Rast waren wir auf dem Höhepunkt angelangt; dann ging es eine kleine Strecke bergab, und nun standen wir vor dem schlichten Missionskirchlein.

Wir traten ein, um dem verborgenen Gott den ersten Gruß zu bieten, ihm für seinen Schutz zu danken und ihn um seinen Segen zu bitten. Dann begaben wir uns zum Schwesternhäu-

chen, wo wir uns bald zur Ruhe legten und schon nach wenigen Minuten in tiefem Schlummer lagen. Nach ein paar Stunden erquickendem Schlaf weckte uns der Hahnenschrei und mahnte uns, daß es Zeit zur heiligen Messe sei. Es war der erste Oktober; gleichsam als ein Strahl der Rosenkranzkönigin leuchtete das schönste Morgenrot zum kleinen Fenster herein.

Bei der heiligen Messe sah ich nun auch das Innere des Missionskirchleins und die Statue meiner lieben Landespatronin St. Odilia in ihrer schlichten Nische. Der ganze innere Schmuck war damals bei der Gründung der Mission von den edlen Wohltätern der Claver-Sodalität gespendet worden, und manche Liebesgabe dieser edlen Wohltäterinnen ist damals den stundenweiten Weg hinauf geschleppt worden. Nach der heiligen Messe war sakramentaler Segen, und ich sah die kleine Christenschar, die schon in aller Frühe stundenweit hergekommen war — vor ihrem in Brotsgestalt gegenwärtigen Gott und Heiland niederfallen, um ihm die Erstlinge des neuen Tages zu weihen. Ja, dort im Tabernakel wohnt einer, der die Menschenherzen kennt und sich in Liebe aller erbarnt, auch dieses armen Negervolkes. In vielen Gegenden würde der liebe Heiland gern sein Zelt aufschlagen, wenn nur mehr Diener da wären, die für seine Sache kämpfen und streiten. Ja, einem Herold gleich möchte ich es in alle Welt hinausrufen, daß der Schall meiner Stimme bis zu den Grenzen des Erdballs dränge: „Herr, sende Arbeiter in dein Missionsfeld; da ist noch soviel Land und sind noch so viele Seelen, die auf liebende Mithilfe rechnen!“

Nach der Messe mußten wir beiden neuen Ankömmlinge uns von den Eingeborenen beschauen und betrachten lassen, da es für sie immer eine Seltenheit ist, wenn jemand kommt.

Nachdem wir das Frühstück genommen hatten, lockte es uns hinaus ins Freie. Die ganze Gebirgsgegend ist sehr wasserarm, und die Bewohner, die Wapare, wie dieser Stamm heißt, müssen dem steinigen Boden mühsam das zum Leben Notwendige abringen. Sie bauen Mais, Bohnen und andere einheimische Produkte; aber was sie mühsam bebaut haben, fällt oft den Affen zur Beute, auch wenn sie ihre Felder stundenlang bewachen. Sehr ärmlich und mitleiderregend sind auch die Wohnungen dieser armen Bergbewohner, die wirklich im Schweiß ihres Angesichtes ihr Brot verdienen müssen.

Nach einem dreitägigen Aufenthalt mußte Schwester Oberin sich von diesem stillen Plätzchen trennen, während mir noch zehn Tage gegönnt waren, in denen ich meine fünftägigen Exerzitien machte. Oft weilt ich da im schlichten Heiligtume zu Füßen des Heilandes und der heiligen Odilia; nicht selten mußte ich ein lauschiges Plätzchen verlassen, weil ein Platzregen kam, dessen Wasser so viele Fugen und Spalten fand.

Leider fehlen die Mittel, um dem armen Kirchlein ein festes Gefüge zu geben.

Als meine Gebetstage vorüber waren, verwendete ich die mir noch übrige Zeit, um die herumwohnenden Heiden zu besuchen. Wie staunte ich, die Leute noch so tief im Unglauben und der Zauberei zu finden. Wie schwer und opferreich ist hier das Missionieren! Gott! dem alle Opfer bekannt sind, wird den Missionaren ein reicher Vergelter sein! Jetzt ist beständig ein Priester da, und es sind auch Schwestern hier, so daß auch der weiblichen Bevölkerung mehr geholfen werden kann. O, mögen die lieben Leser und Leserinnen der Mission am afrikanischen Odilienberge besonders im Gebete gedenken, damit diese 55 000 Seelen auch den wahren Glauben finden.

Bei meinen täglichen Wanderungen auf Missionspfaden kam ich auch an eine Stätte, wo die Heiden früher die kleinen Kinder aussetzten und sie von der Höhe in die Tiefe schleuderten. Wie grauste mir beim Anblick dieser Marterstätte!

Indessen waren meine Ferientage abgelaufen, und es hieß Abschied nehmen von dem trauten Odilienkirchlein, den Mitschwestern und den Christen. Es war drei Uhr nachmittags, als ich meine Schritte Lembeni zulenkte, wo ich übernachten sollte. Wieder war der Himmel bewölkt, dunkle Wolken kamen vom Kibo und Mawenzi herangezogen und schlugen um die Ruppen der Pareberge einen düsteren Mantel. Doch kam ich glücklich und trockenen Fußes an der Bahnstation an. Nach mehrstündigem Warten brauste das Züglein heran, das mich Moshi zuführen sollte. Gegen Morgen konnte ich vom Zug aus den mit ewigem Schnee bedeckten Kibo begrüßen. Es war ein sehr schöner Oktobermorgen in den Tropen. Gegen Mittag war ich wieder daheim im lieben Kilema, wo mich alle herzlich begrüßten; nach Tisch mußte ich meine Erlebnisse erzählen, und selbst unsere betagte Schwester Engelberta hatte sich des Mittagsschlafens beraubt, um bei der Erholung zu sein.

Nun bin ich wieder in voller Missionstätigkeit, und gar oft findet das Odilienglöcklein droben im Paregebirge einen lieblichen Widerhall in meinem Herzen; manche Eindrücke der heidnischen Umwelt bleiben meinem Geiste unvergeßlich.

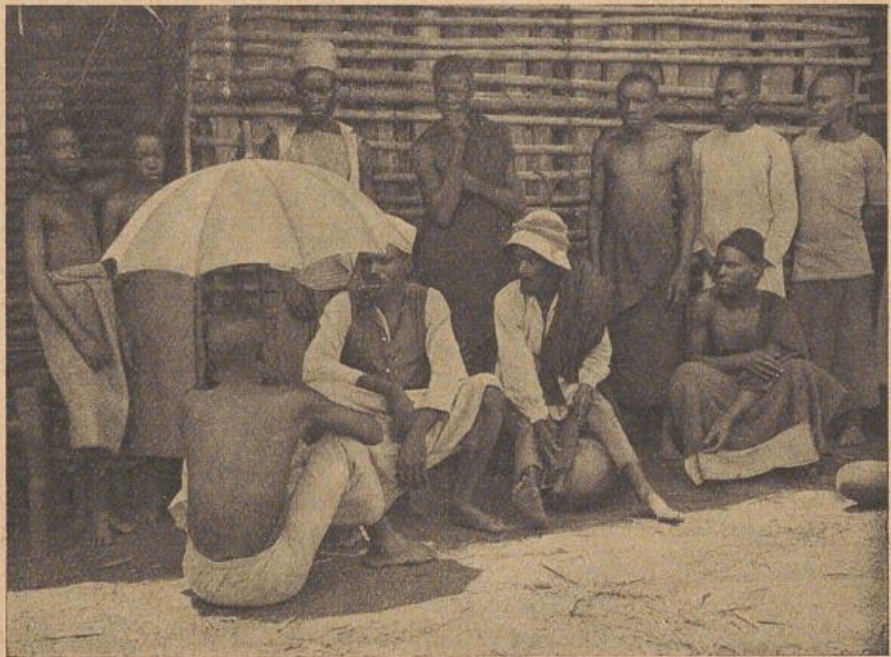
K

O Mensch, du jammerst und du klagst,
Daß allzusehnell entflieht die Zeit;
Gebrauch sie weise, und du machst
Den Augenblick zur Ewigkeit.

B

Wirtschaftliche Lage in Süd-Afrika

Das hiesige katholische Blatt „Southern Cross“ bringt in einer der letzten Nummern einen kurzen Überblick über die gegenwärtigen schwierigen Zeiten. Es heißt: „Süd-Afrika ist von der allgemeinen Weltkrise nicht ausgenommen. Unsere Farmer sind zum Teil in Verzweiflung; überseeische Kaufkraft nimmt ab. Die Diamantengruben, deren besonders Kimberley zu seinem Wohlstand braucht, sind geschlossen; die Arbeitslosigkeit wächst, und die Industrie nimmt ab.“



Ratitzung im Freien

Die öffentlichen Einnahmen vermindern sich, und während einerseits das Volk weniger Geld zum Ausgeben hat, steigern sich auf der andern Seite die Steuern und Abgaben.

Jede öffentliche Gemeinschaft (Regierung) in Stadt, Distrikt, Provinz usw. hat einen Fehlbetrag in den Einnahmen und sucht dies durch erhöhte Steuern und Abgaben wieder einzubringen. Es kann kein Zweifel obwalten über den Ernst der gegenwärtigen Lage, und bisher zeigt sich noch kein Zeichen, daß diese schwere Lage schnell gehoben werden könnte.

Infolge dieser bedrückenden Lage gibt es viele, die seither Gott beiseite setzten, die nun sagen: „Wie kann Gott so etwas zulassen? Ihre Unzufriedenheit wächst und verwandelt sich in Bitterkeit, und sie sind geneigt, dem Kommunismus ein williges Gehör zu geben.“

Die Aufgabe der Katholiken in allen Ländern wächst und wird immer schwieriger. Es mag scheinen, als sähe man zu schwarz, wenn man von Umwälzung redet, aber es kann wohl kein Zweifel sein, daß die gegenwärtigen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Umwandlungen an den Grundfesten der Ordnung rütteln.

Mit dem Wort „Revolution“ meint man nicht gleich „Bürgerkrieg“, sondern eine gänzliche Umänderung im gesellschaftlichen Leben und in der Lebensweise. Nach allen Anzeichen ist dies eine Möglichkeit, auf die wir uns vorbereiten müssen. Wir müssen den Tatsachen ins Auge schauen und bereit sein, wenn das Ereignis eintrifft. Es ist noch kein Grund vorhanden, gleich Alarm zu schlagen, aber wir müssen uns des Ernstes der Lage eingedenk sein, und jeder muß das Seinige zur Besserung beitragen.“

K

Regenzeit, Steppenbrand am Fuße des Kilimandjaro

Von Schw. M. Thiadilbis

Mafika kubwa, so nennen die Eingeborenen die Regenzeit; sie beginnt gewöhnlich Anfangs März. Kein einziges Halmchen bewegt sich, als ahnte es schon das Nahen der gewitterschweren Wolken. Der tiefblaue Himmel wird allmählich grau und immer dunkler, bis sich seine Schleusen öffnen und die niederströmenden Wasser sich auf den völlig ausgetrockneten Erdboden ergießen. Wolkenbruchartig stürzt der Regen hernieder, und man vernimmt das Rauschen des Flusses, das Plätschern des Wassers in den Felsenschluchten; aber schon mit den ersten Regenschauern setzt neues Leben ein. In wenigen Tagen entfaltet sich auf Feld und Wiese ein geradezu verschwenderischer Pflanzenwuchs. Darum ist der Eingeborene so froh und zufrieden, denn bleibt die Regenzeit aus, dann steht die Hungersnot vor der Türe. Scharen von Menschen sieht man schon in früher Morgenstunde den Berg hinunterziehen, um das Steppenland zu bebauen; bald grünt und sprießt der prächtigste Mais, die Bohnen und Süßkartoffeln und alles, was es sonst noch an Lebensmitteln für die Eingeborenen gibt. Der Wadshagga läßt es sich nicht nachsagen, daß er träge sei, er gehört vielmehr zu jenen, welche arbeiten, handeln und schachern können und aus allem Nutzen zu ziehen verstehen.

Ende Mai verschwindet der Regen. Die Sonne nimmt zu an Kraft und beginnt ihr Versengungswerk. Das meterhohe Step-

pengras fängt an zu welken und dürr zu werden, und der Wanderer sieht das undurchdringliche mannshohe Steppengras, dessen Asche dem Boden neue Fruchtbarkeit gibt. Dieses Gras wird nämlich nicht gemäht, sondern verbrannt.

In den Monaten Januar, Februar genießen wir hierzulande ein Schauspiel von überwältigender Schönheit. Es ist der Steppenbrand. Die Schwarzen machen sich leichte Arbeit, den Boden fruchtbar zu machen, indem sie das ganze Gras in Brand stecken. Himmelhoch recken sich die Feuerflammen; das Krachen, Knistern und Bersten kann man in kilometerweiter Entfernung noch hören. Erhebt sich dann der Wind, dann stürmt das alles verzehrende Element mit ungestümer Gier und funkensprühender Wut die höchsten Bäume hinan, die wie weithin leuchtende Fackeln die finstere Tropennacht erhellen. Von den Gipfeln der Berge und Hügel wälzt sich die Feuerlawine hinab in die Täler, in die Ebene und verschlingt das dichte, dürre Gestrüpp. Das Tal erscheint dann wie ein entfesseltes, sturmgepeitschtes Feuermeer.

Einmal war eine solche Feuersbrunst am Fuße des Kibo ausgebrochen, so daß die Eingeborenen und die ansässigen Europäer in Angst gerieten. Volle acht Tage war die Steppe in Brand. Der Häuptling gab Befehl, alle Männer sollen sich rüsten und waffnen zum Löschen; sie hielten es volle drei Tage aus, doch hat auch der eine oder andere seinen Tod in den Flammen gefunden.

Ein sonderbares Gefühl bemächtigt sich unser, wenn das Rot der Feuersglut sich mit dem Blau des Himmels mischt. Ich erinnerte mich an den Psalm, den wir jeden Tag in unserm Offizium beten:

Preiset Feuer und Hitze den Herrn,
Glut und Hitze, preiset den Herrn!

Das arme Wild, das sich in schützendem Dickicht aufgehalten, läuft erschreckt einher; in der noch rauchenden und kohlendenden Asche zuckt zuweilen eine Riesenschlange, windet sich hier ein sterbender Löwe, liegt dort ein verkohlter Leopard. Alles wird vernichtet, von der Schlingpflanze an bis zur höchsten Baumkrone; kahl und ausgebrannt und schwarz liegt das ganze Steppenland vor uns. Wer dieses Schauspiel zum ersten Male sieht, wird von dem Eindruck überwältigt. Unsere Eingeborenen schätzen dieses Schauspiel nicht und würden wohl lächeln über den Weißen, der es in stummer Bewunderung betrachtet. Der Schwarze ist dabei glücklich und zufrieden, daß das Land wieder gesäubert ist und daß die zurückgebliebene Asche, der einzige Dünger des afrikanischen Bodens, das Stück Land, das er bebauen will, aufs neue befruchtet hat und erträglicher macht.

Die Stimme des Gewissens

Die Schulschwester von Einsiedeln in Südafrika hatte 1932 unter ihren Katechismusschülern einen Mann, der lesen kann und behauptet, es nie gelernt zu haben. Joseph ist ein Mann in den mittleren Jahren. In schwerer Krankheit wurde er von dem Katechisten getauft und bereitet sich nun eifrig auf den Empfang der heiligen Sakramente der Buße und des Altars vor. Der Umstand, daß er lesen kann, erleichtert den Unterricht. . . . Mit dem Lesen hat es nach seiner Aussage eine eigene Bewandnis. Er besuchte keine Schule und hatte auch keinen Lehrer, der ihn unterrichtete. Nach überstandener Krankheit machte er einst einen weiteren Ausgang, brachte ein Buch mit (das er wahrscheinlich gefunden?) — und konnte lesen. Die Schwester ließ sich das Buch bringen. Es war die nichtkatholische Ausgabe des Neuen Testaments. Joseph konnte darin lesen, verstand aber nichts vom Sinn der Worte. Das Buch wurde ihm ausgetauscht für eine Biblische Geschichte, was ihn sehr freute.

Josephs älteste Frau, die zur Zeit zu den Katechumenen zählt und ein gutes Frauchen zu sein scheint, wurde auch von der Schwester gefragt, wie denn ihr Mann das Lesen gelernt habe, sie erzählte dasselbe. . . . Sei dem, wie es wolle, übrigens darf man wohl annehmen, daß er bei seinem früheren Amte hin und wieder einen Buchstaben aufgefangen hat. Der Charakter macht den wahren Wert des Menschen aus, nicht das Außergewöhnliche.

Sehen wir uns den Mann etwas näher an, so müssen wir staunen über die väterliche Leitung Gottes, die alle, die guten Willens sind, zum rechten Ziele führt. Vor Jahren war Joseph im Bezirksstädtchen Richmond als Polizist und hatte sein gutes Auskommen. Aber eine innere Stimme sagte ihm, das dies nichts Passendes für ihn sei, und so verließ er diesen Dienst. Dieselbe Stimme warnte ihn vor so manchen Sünden der Heiden, als: Verehrung der Amashlozi, vor Rache, vor den Wegen des Lasters und vor den abergläubischen Werken seiner Mutter, die eine Wahrsagerin war. Niemals ließ er sich in der Krankheit durch abergläubische Mittel heilen und nie nahm er Anteil an den Schwarzkünsten seiner Mutter. All das hatte zur Folge, daß seine Verwandten ihn ganz verstießen und daß er völlig verarmte. Seine zwei jüngsten Weiber spotteten seiner, nannten ihn einen Narren und verließen ihn. Bei alle dem blieb er bei dem erkannten Guten und folgte treu der inneren Stimme (der Stimme des Gewissens).

Der liebe Gott prüfte seine Treue noch mehr. . . . Treuherzig erzählte Joseph, daß die innere Stimme ihn stets gewarnt habe, sich nicht den verschiedenen Religionsgenossenschaften, deren

es hier so viele gibt, anzuschließen, denn nur die Ammaroma hätten den rechten Glauben. Auf die Frage, warum er denn nicht früher zur Mission gekommen sei, entgegnete er, er sei vor einigen Jahren einmal dagewesen, um in seiner Not und in seinem Elend Trost zu suchen, aber, als man erfuhr, daß er ein Glied der berühmten Wahrsager-Familie sei, habe man ihn nicht angenommen. Jedenfalls hatte der betreffende Missionar mit diesen Leuten schon manch bittere Enttäuschungen erlebt, und da der schüchterne Mann kein zweites Mal kam, so beachtete man es nicht weiter. So lebte Joseph noch still und zurückgezogen einige Jahre, bis ihn eine schwere Krankheit zum ersehnten Ziele führte. Nun bereitet er sich eifrig auf den Empfang der heiligen Beichte und der heiligen Kommunion vor.

Das ist der dornenvolle Lebensweg eines schlichten Mannes, der dazu noch Heide war. Er hatte keine andere Leitung als die Stimme des Gewissens, der er stets treu folgte. Wahrlich, „Wer auf Gott vertraut, hat auf festen Grund gebaut“. Wer von den geehrten Lesern schenkt ihm ein Awe?

K

Wie die Mohammedaner an ihrer Religion festhalten

Von Schw. M. Amabilis, Morogoro, Ost-Afrika

Sine indische Familie, mit der ich schon seit Jahren bekannt war, und die mir auf meinen leisesten Wunsch mit der größten Freude und Bereitwilligkeit meine Wünsche erfüllte, wollte mich eines andern belehren, als ich von der Religion zu sprechen anfang. Die Mutter des Hauses wurde schwer krank und lag dem Tode nahe. Ich rechnete hier gar nicht mit Schwierigkeiten und wandte mich an die Tochter, die ein besonderes Zutrauen zu mir hatte in dem festen Glauben, sie werde bei der Mutter gewiß ihr Bestes tun, damit ich sie zur Taufe bringe. Aber o weh! Wie sehr habe ich mich getäuscht. Die gute Tochter geriet in einen solchen Eifer, daß ich sie gar nicht beruhigen konnte. Sie pries ihren Lügen-Prophet mit so kräftiger Stimme, daß alle Nachbarn es unwillkürlich hören mußten. Sie ließ mich nicht zu Wort kommen und sprudelte über von Lob und Preis für ihren Mohamed. Endlich konnte ich einige Einwendungen machen; sie aber umarmte mich dann und sagte: „Mama, wie sehr ich Dich auch liebe; so kann ich Dir doch Deine Bitte nicht erfüllen und unserm großen Prophet Mohamed untreu werden. Ja, ich sage Dir, wenn Du mir auch mein ganzes Haus voll Gold anfüllen würdest, ich würde dasselbe

158

nicht einmal anschauen; ja, wenn Du mir den Kopf abschlagen würdest, ich gebe ihn gerne hin, da ist er. Tue, wie Dir beliebt. Ich liebe den Nabu Isa, d. h. den Prophet Jesus Christus, ich liebe seine Mutter Maryam, ich kenne ihn aus unsern großen Büchern, die uns unser großer Prophet Mohamed zurückgelassen hat. Jesus hat Vieles getan und viel gelitten wegen seiner Religion — aber — er ist nur im sechsten Himmel, während unser Mohamed, der größte Prophet, im höchsten, im siebenten Himmel ist.“

Diese letzten Worte sprach sie mit einer solchen Begeisterung und Überzeugung, als wenn sie mich absolut für Mohamed gewinnen und mich von der Wahrheit ihrer Religion überzeugen wollte. Und dann fuhr sie fort: „Was meine Mutter angeht, so sag' ich Dir, daß sie unsern großen Prophet Mohamed noch mehr liebt, als ich.“

Ich mußte selbstverständlich enttäuscht und unverrichteter Sache abziehen.

Ob die meisten unserer Christen auch alles Gold verschmähen und ihr Leben hingeben würden für ihren Glauben an Christus?

Die Bekehrung der Mohammedaner ist die schwierigste Missionsarbeit.



Lustige Ecke

Vor einem halben Jahre trat unser hochw. Pater Superior einen halbjährigen Urlaub an, den er zur Herstellung seiner sehr zerrütteten Gesundheit notwendig brauchte. Als er die nächste Bahnstation erreichte, war der Zug gerade im Begriff, abzufahren. Im letzten Moment erspähte unser Bezirksamtman den hochw. Pater Superior und lud ihn höflich zu einem Abschiedessen ein. Ganz selbstverständlich hatte der Zug zu warten, bis das Essen zu Ende war. So etwas ist wohl nur in Rhodesia möglich.

Schlecht gewähltes Lob.

Beim Maler: Wie ist Ihr neues Gemälde natürlich und ausdrucksvoll. Morgenstimmung atmet jeder Strich. Wie nennen Sie Ihr Bild? Sonnenuntergang.

Aus der Rolle gefallen.

Hausfrau zu einem Bettler, der ein Schild trägt, worauf zu lesen ist, daß er stumm sei: „Sind Sie schon lange stumm, armer Mann?“

Bettler ärgerlich: „Überall dieselbe dumme Frage. Glauben Sie, ich trage das Schild zu meinem Vergnügen?“

Warnung.

Folgendes Plakat war an einer elektrischen Station angeschlagen: „Die Berührung der elektrischen Leitung bringt den sichern Tod. Wer es tut, wird nach den Gesetzen bestraft.“

Ein Versprechen.

„Wenn Sie es wagen, zu behaupten, daß Sie von mir in der Dunkelheit eine Ohrfeige erhalten haben, dann bekommen Sie noch eine dazu.“

Aus der Chronik von Kivungilo (Ost-Afrika)

Von Schw. M. Engelberta

Was nichts kostet, ist nichts wert.“ Kivungilo war schon vor der Kriegszeit ein längst ersehntes Plätzchen für unsere kranken, abgearbeiteten Missionarinnen. Aber da kam der böse Weltkrieg, der mit rauher Hand viele kleine und große Pläne zerstörte. Die Schwestern wurden ausgewiesen, kamen aber auf Bitten der englischen Bischöfe und durch Vermittlung Sr. Eminenz Kardinal Bourne i. J. 1924 wieder in ihre frühere Arbeitsstätte zurück. Nach und nach wurde die alte Missionstätigkeit wieder aufgenommen und langsam in die alten friedlichen Bahnen gelenkt. Da tauchte auch wieder der Wunsch nach einer eigenen Niederlassung, die für jede Provinz nötig ist, auf. Das fast vergessene Plätzchen Erde wurde wieder in Augenschein genommen, und heute regen sich bereits viele fleißige Hände dort. Mutter Ubalda, die jetzige Provinzialoberin, schreibt:

„Nachdem im Generalkapitel der Genossenschaft im Januar 1932 die Angelegenheit unserer eigenen Pflanzung „Kivungilo“ besprochen worden war, wurde mir einstimmig die Erlaubnis gegeben, mit meinen Ratschwestern zur Tat zu schreiten, um hier ein Heim zu gründen für alte und kranke Schwestern. Dieses Heim soll zugleich Missionsstation sein und Sitz der Provinzialoberin.

Am 5. Juli 1932 reiste Schwester Ancilla nach Gare, um als Verwalterin die Sorge für Kivungilo zu übernehmen; zwei Tage später kam auch ich dorthin, um die Pflanzung mit dem hiesigen Pater Superior zu besichtigen und die Grenzen kennenzulernen. Seit zehn Jahren war die Pflanzung unbewohnt gewesen, und nur notdürftig von einem schwarzen Aufseher instand gehalten worden. Alles war so ziemlich verwildert; aber die vielen angepflanzten Kaffee- und Obstbäume zeugten von dem emsigen Fleiß, mit welchem unsere Schwestern hier gearbeitet hatten, ehe sie ausgewiesen wurden. Auch das von ihnen bewohnt gewesene Häuschen mit fünf Zimmerchen war verfallen. Die zur Zeit in Gara anwesende Oberin Schwester Siena sorgte, daß es ausgebessert und frisch gekälkt wurde. Alles machte jetzt einen freundlicheren Eindruck. Besonders anziehend wirkt die schöne, breite Allee, die zum Hause führt. Edle Wohltäter, vorzüglich unser gutes Mutterhaus in Europa, spendeten schöne und nützliche Sachen, die vorläufig in Gare ausgepackt und untergestellt wurden. Besondere Anerkennung gebührt dem hochw. Herrn Superior Pater Hübsch, der sich so hilfsbereit und zuvorkommend zeigt.

Am 14. Juli verließ ich Gare mit dem Bewußtsein, die Sache

von Rivungilo in gute Hände gelegt zu haben, die das Werk mit Liebe und Interesse seinem Zwecke zuführen. Schwester Ancilla kann sich ausschließlich der Sache widmen und wird dann die Chronik weiter führen.“

Um nun den lieben Lesern unser jetzt so liebgewordenes Rivungilo, mit welchem ich aufs innigste verbunden bin, besser bekannt zu machen von seinem Anfange an, lasse ich jetzt Schwester Ancilla sprechen, welche uns folgendes erzählt:

„Am 26. Juli 1932, am Feste der hl. Mutter Anna, unserer Patronin, siedelte ich nach Rivungilo über. Bis dahin war die Arbeit von der Missionsstation Gare aus überwacht worden. Für die Entwicklung des Ganzen war es doch sehr erwünscht, an Ort und Stelle zu bleiben, weshalb ich mich an oben genanntem Tage hier niederließ.

Das letzte Zimmerchen, in dem sich noch ein Bretterfußboden befand, wurde hergerichtet. Pater Superior ließ uns für den Anfang eine Bettstelle, eine Decke, einen Tisch und zwei Stühle. Schwester Oberin von Gare und Schwester Philippine sorgten für ein Deckbett und für das nötigste an Nahrung. Ein einziges von Gare geliehenes Kochtöpfchen bildete nebst einem Petroleumkocher die ganze Kücheneinrichtung. So zog ich denn ein mit etwas gemischten Gefühlen und nicht ohne Bangen, weil ich doch ganz allein unter vollständig unbekanntem Neger, die meist noch Heiden waren, hausen mußte. Im Nebenzimmer schliefen nachts die Kinder vom Aufseher bei mir, Maria und Johanna, zwei heranwachsende junge Mädchen. Diese holten mir auch das Essen von Gare und waren stets hilfsbereit, wo ich sie brauchte. Samstags und Donnerstags kehrte ich zu den Schwestern nach Gare zurück.

Rivungilo liegt auf einem hohen Berg, und besonders bei nassem Wetter war es keine Kleinigkeit, diesen holperigen Weg zu machen.

Am ersten Tag fanden sich zirka 20 Arbeiter ein, deren Zahl mit jedem Tag wuchs. Die erste Arbeit bestand darin, einen rechts vom Hause gelegenen Platz von seinen Dornsträuchern und dem hohen Unkraut zu reinigen, da er von unserer Mutter Provinzialoberin als Bauplatz gewählt war. Dann ging es Stück für Stück an die übrige Wüstenei, die ebenfalls von Dornen und Disteln überwuchert war. Ein Fleckchen nach dem andern kam zum Vorschein, und man freute sich über all das Schöne, was unter den Dornen verborgen war. Im Wäldchen bahnten die Arbeiter den Weg bis zur Kaffeepflanzung und Kihyo, der ein wenig zu schreinern verstand, verfertigte von Bambus und Latten Bänke und Ruhesitze. Über den kleinen Fluß, der das Wäldchen entlang läuft, machte er von Naturholz eine Brücke.

(Fortsetzung folgt.)

Aus aller Welt

Ausbreitung der Kirche in Süd-Afrika und Rhodesia

„Southern Cross“ berichtete kürzlich, daß der päpstliche Delegat Msgr. Gylswyk vor seiner Reise nach Europa in Capetown einige interessante Bemerkungen gemacht habe.

Die Zahl der Mitglieder der Kirche sei während der zehn Jahre seines Aufenthaltes in Süd-Afrika und Rhodesia von 1923 bis 1933 von 126 000 auf 331 000 (meist Eingeborene) gestiegen. Die Zahl der Priester stieg von 200 auf über 560.

Ferner wurden 350 neue Missionsstationen und außerdem für Europäer 40 neue Kirchen erbaut.

Das sind gewiß erfreuliche Zahlen. Zieht man aber das riesig große Gebiet in Betracht, dann ist es wenig, und innig fleht man:

„Herr, sende Arbeiter in Deinen Weinberg.“

Aus der Vatikanstadt

Pius XI. hat jetzt in einer sehr interessant verlaufenen Audienz fünf chinesische Bischöfe und zwei chinesische Prälaten, die morgens aus seinen Händen die Vollgewalt des Priestertums empfangen, bei sich gesehen. Die Bischöfe wurden von dem Apostolischen Delegaten in China, Erzbischof Constantini, beim Heiligen Vater eingeführt, der sich ungefähr eine knappe Stunde mit ihnen unterhielt. Danach fand anschließend Audienz des chinesischen Pilgerzuges statt. Die chinesischen Geistlichen trugen dabei einen von den Missionaren im Reich der Mitte verwendeten Überhang, die Laien ein Obergewand von schwarzer Seide, und darunter ein solches von himmelblauer Seide. Die Frauen hatten die buntfarbige Landestracht aus Seide angelegt. Der Statthalter Christi redete auf seinem Rundgang durch den Saal verschiedene Pilger in lateinischer und englischer Sprache an. Anschließend nahm er die von den chinesischen Katholiken ihm dargebrachten Geschenke in Augenschein, darunter Vasen in rotem und blauem Lack und in emaillierter Bronze. Besonders apart waren einige Stickereien in lebhaften Farben und ein in Seide gewebter Wandschirm. Eine Kuriosität bildete ein von der letzten Kaiserin von China benutzter Fächer. Noch ungewöhnlicher war eine kommunistische Fahne mit Sichel und Hammer und mit dem fünfzackigen Stern, der auf rote Seide gewebt war. Eine spanische Umschrift auf diesem Banner berichtet, daß es einer kommunistischen Abteilung abgenommen wurde, die einen spanischen Jesuitenmissionar gefangen hielt. Auf Anordnung des Papstes werden die bedeutendsten dieser Geschenke im Missionsmuseum des Laterans Aufnahme finden. Lebhaftes Wohlgefallen äußerte der Heilige Vater über zwei große Fahnen der Chinesischen Katholischen Aktion.

Anschließend hielt Pius XI. an die Pilger eine zündende Ansprache, in der er betonte, daß gerade diese Romfahrt aus dem Fernen Osten ihm die Universalität des Katholizismus vor Augen führe. Vor wenigen Tagen habe er einen Pilgerzug aus Dänemark, Schweden, Norwegen und Island begrüßt. Jetzt stehe eine so wichtige Vertretung eines Teiles der Menschheit vor ihm, für die der Erlöser vor 1900 Jahren sein Kreuzesopfer dargebracht habe, damit alle des Lebens und der Fülle des christlichen Lebens teilhaftig würden. Seiner besonderen

Freude gab der Pontifex darüber Ausdruck, zu den schon früher von ihm mit der bischöflichen Würde ausgestatteten Oberhirten jetzt andere aus China und dem äußersten Osten weihen zu können. In seine Segenswünsche für ganz China und sein Volk reihte der Papst auch die Missionare und Bischöfe ein, die unter so viel Mühsal und Leiden und häufig unter Verfolgungen, Gefangenschaft, in den Kerkern und mit Blutvergießen bis zum Tode für das Heil der Seelen und die immer weitere Verbreitung der Früchte der Erlösung sich einsetzten.

Die Papstrede wurde von dem Professor für die chinesische Sprache am Collegium Urbanum der Propaganda Fide danach mündlich ins Chinesische übersetzt.

„Auf dem Wege nach Rom“

Die Konversionsbewegung

Der Osservatore Romano befaßt sich mit einem längeren Artikel und einer Statistik über die Konversionen in Amerika und einem Teile Europas, die ein Chicagoer Blatt kürzlich unter dem Titel: „Die hohe Intelligenz auf dem Wege nach Rom“ veröffentlichte. Ein Teil dieses Aufsatzes ist den beiden großen englischen Konvertiten Kardinal Newman und Kardinal Manning, Erzbischof von Westminster und Primas von England, gewidmet. Unter den neuesten Konvertiten dieses Landes wird der bekannte Historiker und Schriftsteller Hugo Benson genannt, dessen Vater anglikanischer Erzbischof von Canterbury war. — Aus Amerika selbst ergibt sich folgendes Resultat: Von 3000 amerikanischen Konvertiten waren 372 protestantische Geistliche, von denen 135 katholische Geistliche wurden. Von den zur katholischen Kirche übergetretenen Laien waren 115 Ärzte, 126 Advokaten, 45 teils aktive, teils gewesene Mitglieder des Kongresses, 12 Gouverneure und Ex-Gouverneure, 180 Offiziere des Heeres und der Marine und 206 Schriftsteller, Musiker und auf kulturellem Gebiet hervorragende Persönlichkeiten.

In Europa fällt besonders die Konvertitenbewegung in England auf. Große Namen werden erwähnt wie Ronald Knox, Gerald Manley, die Dichter Hopkins und Noyes, der volkstümliche Novellist Sheila Kaye Smith, Wyndham Lewis, Franc Chesterton, vor allem der unvergleichliche Gilbert Keith Chesterton u. a. mehr. — Im kontinentalen Europa treten hauptsächlich Schriftsteller zum Katholizismus über. Hervorragende Beispiele dafür sind Sigrid Undset und Johannes Jørgensen. — Dann kehrt der Artikel wieder zu den amerikanischen Verhältnissen zurück und macht auf die Tatsache aufmerksam, daß seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts eine überraschend starke Bewegung zur katholischen Kirche sich fühlbar machte und sich durch mehrere Generationen bis auf den heutigen Tag unbeirrbar fortsetzte. Unter den hervorragenden Konvertiten wird Drest Borwnson genannt. Früher bekannter puritanischer Theologe, trat er nach mehrfachen geistigen Krisen mit 41 Jahren zum Katholizismus über. Ferner der sehr geschätzte Literat und Präsident der beiden Universitäten von Kenyon und Hobart Kent Stone, der namhafte Jurist Peter Burnett, der Astronom Alfred Doolittle, Vizeadmiral Benson, der bekannte Schriftsteller und Geschichtsprofessor an der Universität Columbia, der jetzt in Rom dem Priesterstudium obliegende, frühere protestantische Minister von Newyork, Selden Delany, u. a. mehr.



F ü r d i e K i n d e r

Meine lieben Kinder! Unsere Caritasblüten erzählten heute etwas von der Weihe der Kirche in Cofimvaba. Nun möchte ich aber auch noch etwas mit Euch darüber plaudern, denn auch in Afrika gibt es Kinderfeste. — Am Einweihungstag des neuen Kirchleins kamen viele Nichtkatholiken aus Neugierde. Die Katholiken selbst aber wollten auf ihre Kosten auch ein Fest für die Kinder veranstalten. Eine Dame, welche alles leitete, ging von Haus zu Haus, lud alle Kinder des Ortes und der Umgebung dazu ein und bat die Eltern, die Kinder in allerlei bunten Papierkostümen auftreten zu lassen; dasjenige Kind, das am geschmackvollsten gekleidet sei, sollte einen Preis erhalten.

Nachmittags um 3 Uhr war die Eröffnung dieses Festes in der Stadthalle. Wir Schwestern waren ebenfalls dazu eingeladen und sollten an den Freuden der Kinder teilnehmen. Und nun will ich Euch etwas davon erzählen:

Wir sahen Kinder, kleine und große, alle in Papierkostümen. Da waren kleine Feen in verschiedenen Trachten, wilde Indianer von Amerika, Kulis aus Indien, Türken mit krummen Säbeln und Revolver; andere wieder in den verschiedenen Trachten der Eingeborenen. Sehr drollig war ein kleines dreijähriges Mädchen, das als altes Bauernweiblein verkleidet war, ein langes Kleidchen bis zum Boden trug, eine weiße Schürze vorgebunden hatte und ein rotes Tüchlein um den Hals trug; an den Füßen hatte es große Holzschuhe. Sein vier Jahre altes Brüderchen war ebenfalls so schön verkleidet; es hatte eine lange braune Hose, die bis an die Schuhe reichte, an der Seite waren von oben bis unten Fransen. Ist das nicht drollig? Auch die Jacke war von braunem Papier, ebenso das Hütchen

und die Schuhe; an der Seite trug es einen großen Degen und in der Hand einen Revolver, zum Schuß bereit. Ein anderer Knabe trug eine braune Jacke, wie die Eingeborenen sie tragen. Nun spielten die Kinder Reigen, tanzten und machten allerlei kleine Kinderspiele. Der kleine Bub mit dem Degen und dem



Katharina Lehmann aus Friedrichsthal (Saargebiet)

Revolver brachte alle zum Lachen. Es war keine Kleinigkeit, all die verschiedenen Kostüme fertigzubringen.

Nachdem sich nun die Kinder eine Zeitlang unterhalten hatten, wurden sie in ein Nebenzimmer geführt, wo ein schön gedeckter Tisch für sie bereit stand. Jedes der lieben Kleinen erhielt ein Tellerchen voll der schönsten Zuckersachen, Marmelade,

Ruchen und für die durstige Kehle Limonade. Das war ein Freudenfest für unsere kleinen Papierhelden! Und noch immer erzählen sie davon.

Gewiß möchtet Ihr, liebe Kinder, auch ein solches Fest einmal feiern; dann würdet ihr auch nicht weniger stolz sein auf eure Papierkleidchen und -anzüge, als unsere schwarzen und braunen Kinder hier.

Nun muß ich euch aber noch etwas erzählen:

Soeben kam ein Brief aus Rhodesia an die Redaktion. Schwester Theresiana erzählt mir darin, daß sich in Friedrichsthal und Wemmetweiler im Saargebiet verschiedene Mädchen ein Negerkind als Freundin auf einem Bilde ausgesucht und ihnen Briefchen mit Bildchen geschickt haben. Da leuchteten die Augen der kleinen Schwarzen, als der dicke Brief für sie ankam. Die Schwester hat sich selbst mit ihnen gefreut; und sie können es nicht vergessen und fragen immer, ob denn jetzt ihr Brieflein in Friedrichsthal und Wemmetweiler angekommen sei. Ich will Euch hier zwei solcher Briefchen hereinsetzen und eine Schreiberin dazu. Beide, Kätchen und Cäcilie, sind dadurch schon kleine Missionarinnen geworden.

Friedrichsthal, den 3. Febr. 1933.

Liebe Freundin Agatha!

Unter dem prächtigen Christbäumchen, inmitten meiner Geschenke, fand ich ein Brieflein anbei mit einem schönen Geschenk (Perlenschnur) von einem liebenswürdigen Mädchen aus dem fernen Afrika. O, wie war ich entzückt, meine Freude war unbeschreiblich, in der weiten Welt eine unbekannte Freundin zu besitzen, die sich so sehr bemühte, mir so eine große Freude zu bereiten, wofür meinen herzlichsten Dank. O, wie wäre ich so froh, Dir die Hand zu reichen und Dich umarmen zu können. Gott gebe es, daß mein Wunsch einmal zutreffe. Ich schicke Dir anbei zwei Heiligenbildchen, eins für Dich und eins für Julia, hoffentlich werdet Ihr Euch darüber freuen. Zur Zeit befindet sich bei uns ein strenger Winter, aber leider ist unsere Gegend bis jetzt noch ohne Schnee, was die Kinder sehr vermissen, denn Schneespport macht viel Vergnügen. Bitte Deine liebe Lehrerin, Schwester Theresiana, darum, sie möge Dir vom Wintersport in Deutschland ein wenig erzählen. Mir geht es noch gut und hoffe dasselbe auch von Dir. Habe jetzt wenig Zeit zum Spiel, denn es geht jetzt zum Schluß des Schuljahres, da muß man um so viel mehr lernen. Liebe Agatha, ich habe Dich in mein Gebet eingeschlossen, damit Du dem lieben Heiland treu bleibst und der Hl. Geist Dich erleuchten möge,

und Dir das Lernen erleichtere. Ich bitte Dich, meiner im Gebete auch nicht zu vergessen.

So will ich nun schließen und Dich herzlich grüßen

Deine Freundin Katharina.

Grüß mir auch Julia, sowie sämtliche Mitschülerinnen.

Wemmetsweiler, den 12. Jan. 1933.

Lieber Martin! (Rechts hinter der Hilfschwester.)

Du wirst wohl erstaunt sein, daß Du aus so fernem Lande einen Brief bekommst. Wie wäre ich erstaunt, wenn ich von Dir einen bekäme. Es würde mich sehr freuen. Doch nun will ich Dir etwas von hier berichten. Weihnachten ist nun vorbei. Wie war es da so schön bei uns. In der Schule hatten wir eine Feier mit den Kleinen, das war schön. Das Christkind hat mir viel Schönes gebracht, hoffentlich auch Dir. Wir haben in der Kirche eine herrliche Weihnachtskrippe. Ich weiß nicht, ob Du schon eine gesehen hast. Dieses Jahr hat es leider hier nicht geschneit. Sonst noch jedes Jahr. Das war so schön, wenn das Christkind über die Straße ging und der Schnee knisterte, und die Flocken in der Luft tanzten. Dieses Jahr war es leider hier sehr schmutzig. Wie war es denn bei Euch? Schreibe mir einmal, wie es bei Euch in der Schule ist. Bei Euch hat es sicher nicht geschneit. Vielleicht habt Ihr es noch nicht schneien gesehen. Ich weiß es ja nicht. Ich muß nun schließen.

Viele Grüße aus Wemmetsweiler sendet

Cäcilia Dörr.

Scherzfragen

1. In jeder der vier Ecken einer Mühle steht ein Sack; auf jedem Sack liegt eine Kaze mit vier jungen Kazen; der Mäller ist auch in der Mühle. Wieviel Füße sind in der Mühle.
2. Je mehr es bekommt, desto hungrier wird es, und hat es alles gefressen, so stirbt es.
3. Es ist mein Eigen und doch brauchen andere Leute es mehr als ich. Was ist das?
4. Womit fängt der Tag an und hört die Nacht auf?
5. Mit a soll es die Wunde heilen, Mit i muß es die Wörter teilen.
6. Was brennt und ist doch nicht heiß?
7. Welches Brot kann man morgens früh nicht essen?
8. Warum frißt ein echter Dackel die Wurst nicht mit der Belle?
9. Warum kann ein Pferd kein Schneider werden?

Auflösung der Scherzfragen aus voriger Nummer

1. Nagelkopf. 2. Windmühle. 3. Steckenpferd. 4. Kirchturmhahn 5. Wundpflaster. 6. Ordensstern. 7. Dampfschiff. 8. Mastbaum. 9. Tintenfaß. 10. Schneckenhaus. 11. Der Pilzschimmel. 12. Windbüchse. 13. Maiglöckchen. 14. Gottesacker. 15. Wasserjungfrau. 16. Schmetterling.

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Elbing 21 Mk., Franziskus; Neuenbeken 21 Mk., Joseph.

Für die Mission: Recklinghausen 0,50 Mk.; Affeking 3,35 Mk.

Für die Missionschule zur Heranbildung armer braver Mädchen zu Missionslehrerinnen: Aachen 1,00 Mk.; Recklinghausen 2,30 Mk.; Brotdorf 16,55 Mk.

Almosen für eine Novene: Gütersloh 5,00 Mk.

Innigen Dank allen unsern lieben Wohltätern; es segne und schütze sie das kostbare Blut unseres Herrn Jesu Christi!

Heil'ges Blut, in hundert Weisen	Heil'ges Blut! sieh, deiner Spende
Möcht anbetend ich dich preisen.	Streck entgegen ich die Hände.
Aus fünf Wunden, aus fünf Quellen,	Fleh um Gnade, fleh um Segen,
Den erschloss'nen wunderhellen	Auf allen, allen Lebenswegen;
Fließt du nieder auf die Erde,	Für die Freunde der Mission,
Daß vom Fluche frei sie werde.	O allen alles reichlich lohn!

Gebetserhörungen

Maria, der immerwährenden Hilfe, dem hl. Joseph, der hl. Theresia vom Kinde Jesu, dem seligen Bruder Konrad und den lieben armen Seelen innigen Dank für Erhörung in einem schweren Anliegen.

Veröffentlichung in den Caritasblüten war versprochen. J. N. D.

Der hl. Theresia vom Kinde Jesu innigen Dank für Hilfe in einer schweren Operation. Veröffentlichung war versprochen. F. T. G.

Ablässe

Im Monat Juli können die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blut unter den gewöhnlichen Bedingungen einen vollkommenen Ablass gewinnen am ersten Sonntag im Juli als dem Feste vom kostbaren Blut oder in der Oktav, am Feste Maria v. Berge Karmel (16. Juli) und einmal an einem beliebigen Tage im Monat. — Einen Ablass von 10 Jahren und 10 Quadragenen am 2. Juli (Fest Mariä Heimführung, 25. Juli (Fest des hl. Jakobus) und am 26. Juli (Fest der hl. Anna), wenn sie reumütig eine Kirche besuchen und nach der Meinung des hl. Vaters beten.

Neue Marienbücher aus dem Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn.

Kaplan Klug Ein Blick auf die Mutter. 272 S. kart. ca. Mk. 3.—, gebunden ca. Mk. 3,80.

Für alle Priester, Prediger und Laien, die in besinnlichen Stunden geistliche Lektüre betreiben. Es ist eine kurze Anleitung zu christlicher Lebenseinstellung; es will in weiten Schritten durch das menschliche Leben wandern und es christlich gestalten helfen. So wird es nicht nur im Mai, sondern auch an stillen Tagen des übrigen Jahres zur Hand genommen werden können und manchem, der in Einsamkeit nach dem rechten Weg sucht, dienlich sein.

P. Franz Sales, O. M. Cap., Es lebe Maria, die Königin des Weltalls. 30 S. Mk. 0,15, ab 50 Expl. Mk. 0,12, ab 100 Expl. Mk. 0,10.

In dieser Schrift zeigt uns ein bekannter Volksmissionar, daß Maria in Wahrheit Königin ist, und daß ihr der Titel: „Königin des Weltalls“ mit Recht gebührt.

Caritasblüten

Nr. 8

1933



María Himmelfahrt

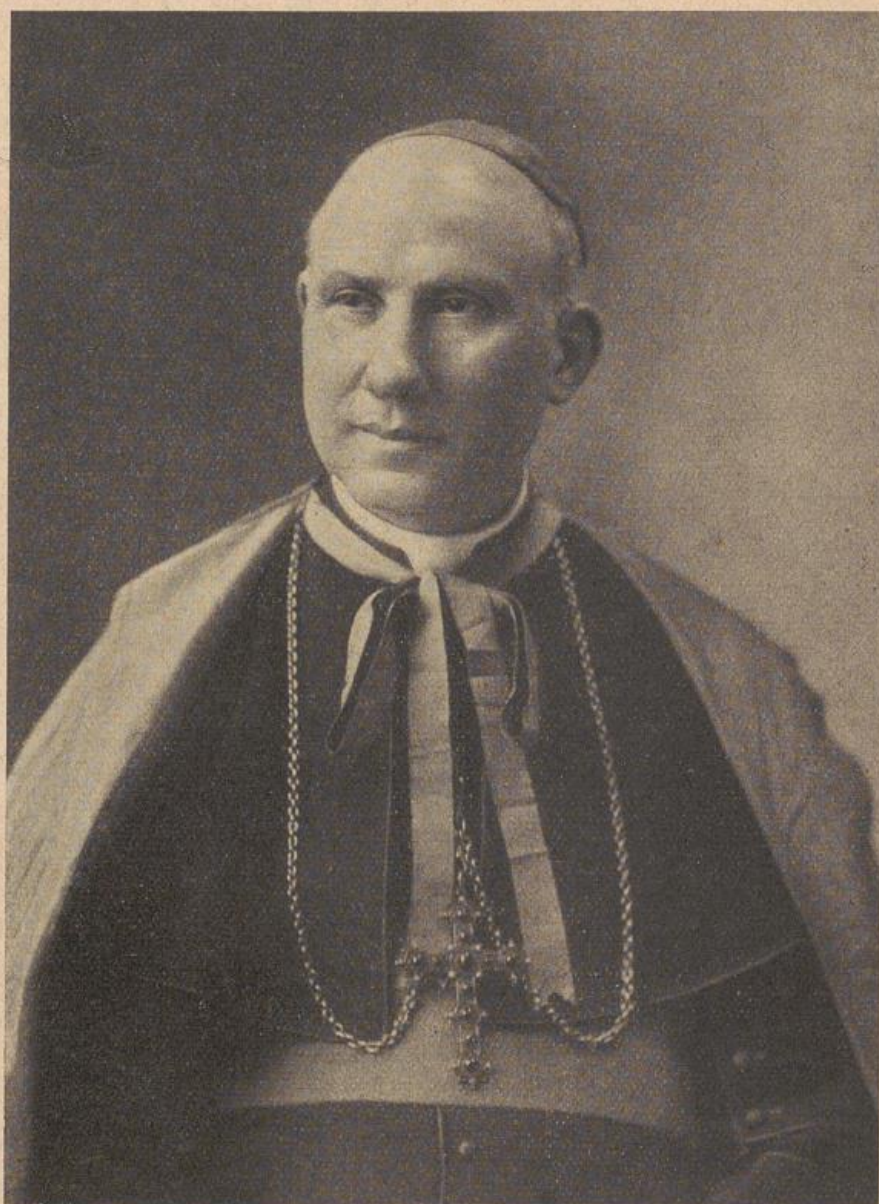
Heut bewähret sich unser Hoffen,
Unser Ziel im Lebenslauf;
Seht, der Himmel zeigt sich offen,
Und Maria fähret hinauf.

Alle Leiden sind zerronnen,
Leib und Seele unverfehret;
Ihre Tugenden wie Sonnen
Nach der Prüfung wohl bewähret.

Eingeführt von ihrem Sohne,
Und vom Heil'gen Geist geweiht,
Nimmt vom Vater sie die Krone,
Königin der Christenheit.

Aber Wolken, über Sternen,
Aber Engeln hoch im Thron,
Blick herab in uns're Fernen,
Wo uns tausend Feinde droh'n.

Aber uns im dunklen Tale Öffne uns das Vaterhaus!
Breite deinen Mantel aus, O Maria, Königin,
Und im letzten Abendstrahle Sei bei Gott uns Mittlerin!



Der neue Präfekt der Propaganda
Kardinal-Protector unserer Genossenschaft

Im Monat Juni, im schönen Herz-Jesu-Monat, wurde uns aus dem Staats-Sekretariat von Sr. Heiligkeit in Rom mitgeteilt, daß unser Heiliger Vater sich gewürdigt hat, uns einen neuen Protector an Stelle des verstorbenen Kardinals van Rossum zu geben; es ist Se. Eminenz Kardinal Petrus Fumasoni Biondi, der neue Präfekt der Propaganda. Mit

innigem Dank gegen Gott nahmen wir diese Nachricht entgegen und teilen sie mit großer Freude den Lesern unserer Caritasblüten mit.

Se. Eminenz Kardinal P. Fumasoni wurde am 4. September 1872 in Rom geboren und steht somit im 61. Lebensjahre. Seine kirchliche Laufbahn brachte ihn in häufige und enge Beziehungen zum Missionswerk. Im Alter von 29 Jahren wurde er Sekretär des Kardinals Ciafca, des früheren Sekretärs der Propaganda. Kurz darauf erfolgte seine Ernennung zum Professor am Studienkolleg der Propaganda. Von 1904 an treffen wir Msgr. Fumasoni als Offizial am Propaganda-Institut. Er verblieb in dieser Stellung 12 Jahre. Das Jahr 1916 brachte seine Ernennung zum Apostolischen Delegaten für Indien. Der Weltkrieg zwang den Delegaten, auf der Fahrt nach Indien den Weg um die Westküste Afrikas zu nehmen. So bot sich die Gelegenheit, überall, wo das Schiff haltmachte, eine Reihe bedeutender Missionen in französischen und englischen Kolonien in Augenschein zu nehmen. In den drei Jahren seiner Tätigkeit in Indien besuchte der Delegat alle Zentren katholischen Missionslebens in dem riesigen Lande. Die Verlegung des Sitzes der Delegatur von Kandy auf Ceylon nach Bangalur im Königreich Maisur ist sein Werk. 1919 wurde Fumasoni erster Apostol. Delegat in Japan. Eine aufsehenerregende freudige Überraschung und zugleich eine feine Aufmerksamkeit bedeutete es damals, daß der neue Delegat den Katholiken von Nagasaki eine Reliquie des heiligen Franz Xaver von Goa in Indien mitbrachte. Hatte doch 370 Jahre zuvor (im Jahre 1549) der heilige Franziskus Xaverius als erster christlicher Apostel seinen Fuß auf japanischen Boden gesetzt. Er landete in Kagoschima im Süden der heutigen Diözese Nagasaki, deren Bewohner in der Folge trotz aller Christenverfolgungen ohne Priester bis ins 19. Jahrhundert ihren Glauben bewahrten. Innerhalb eines Jahres hatte der neue Apostol. Delegat alle kirchlichen Sprengel von Japan und Korea kennengelernt. Sein Bemühen um die Herstellung guter Beziehungen zwischen der japanischen Regierung und dem Heiligen Stuhl war von wirklichem Erfolg begleitet. Als Zeichen der Hochschätzung, der sich der Delegat in Japan erfreute, mag die Verleihung des höchsten Ordensgrades vom hl. Schatz aus der Hand des damaligen Kronprinzen und heutigen Kaisers von Japan an den Delegaten gedeutet werden.

Die Auszeichnung wurde Msgr. Fumasoni im Jahre 1921 nach seiner Rückkehr in die Heimat vom japanischen Kronprinzen überbracht, der gerade eine Europareise unternahm. Nach einer weiteren Tätigkeit in der einflußreichen Stellung eines Sekretärs der Propaganda kam für Bischof Fumasoni im Dezember 1922 die Ernennung zum Delegaten in den Ver-

einigten Staaten. Die dortige Bewegung zugunsten der Heidenmission hat an dem jetzigen Propaganda-Präfekten jederzeit eine tatkräftige Stütze gefunden. —

Wir wiederholen, daß alle Mitglieder unserer Genossenschaft sich dieser glücklichen Wahl freuen, und wir ersuchen unsere Freunde und Abonnenten, sich mit uns im Gebete für den erhabenen Kirchenfürsten zu vereinigen, dem der Hl. Vater sein teuerstes Werk, das der Glaubensverbreitung, anvertraut hat.

3

Ein Opfer des Aberglaubens Von Schw. M. Thiadilids (Ost-Afrika)

Die größten Hindernisse legt der Aberglaube dem Christentum in den Weg; er ist so tief eingewurzelt im heidnischen Volke, daß es unglaublich ist, was die ersten Glaubenspioniere durchfechten mußten und noch immer durchzufechten haben. — Unsere Schwester Oberin Mathilde, eine der ältesten Missionarinnen hierzulande, erzählte uns einen traurigen Fall von einem ihrer Missionskinder. Die Erzählung stammt aus der Gründung unserer Station Kilema:

Hier lebte eine Familie, in welcher die heidnischen Sitten noch von den Ahnen her in ihrer vollen Strenge beobachtet wurden. Kam ein Kind zur Welt, das z. B. die ersten Zähnen unten statt oben bekam, so bedeutete das ein großes Unglück im Hause. Das arme Geschöpfchen mußte für alle Fälle aus dem Leben geschafft werden; die Großeltern besorgten das ganz unerbittlich, aber so vorsichtig und listig, daß die eigene Mutter es nicht sofort merkte.

Hier wächst ein ganz eigenartiger Baum, „Masa“ genannt, welcher sehr dicke Blätter hat; der Saft derselben ist milchartig und starkes Gift. Von diesem Saft bekam das Kind 3mal zu trinken, und es sollte ohne besonderes Aufsehen in die Ewigkeit hinübergehen. Die Mutter dieses armen Kindes merkte es, und da sie früher von einer Lehrschwester bereits Unterricht bekommen hatte, wußte sie ganz genau, daß diese Handlungsweise dem Christentum entgegen war. Aus diesem Grunde nährte sie das Kind noch heimlich ohne Rücksicht auf das Verbot der Alten. Das arme Geschöpf gab das Gift wieder zurück, wurde aber immer schwächer. Die Großeltern sahen, daß es nicht sterben würde, und verdoppelten ihren Eifer, dem Kinde immer wieder Gift zu geben. Der Mutter versagten sie in ihrem heidnischen Aberglauben jede Nahrung, damit sie das Kind nicht mehr versorge. Beide, Mutter und Kind, magerten bis zum Skelett ab.

Durch Gottes Fügung kam eine Schwester in die Nähe der Hütte, um ihre ehemalige Schülerin zu besuchen, die doch noch immer einen guten religiösen Keim im Herzen trug. Die junge Mutter bat die Schwester, das Kind zu taufen, bevor es sterbe. Die Schwester war jedoch erstaunt, Mutter und Kind so abgemagert zu finden und zog vor, das Kind zur Mission zu nehmen, damit es dort getauft werde. Die heidnische Frau war ganz erstaunt über diesen liebevollen Vorschlag. Weil es aber schon Abend und die Mission ziemlich weit davon entfernt war, wurde das Kind gleich am nächsten Morgen zu den Schwestern gebracht, wo es den schönen Taufnamen „Thomas“ erhielt. Das hilflose verstoßene Heidenkindlein war nun in schützende Obhut gebracht. Unsere treue Natalia, eines der ersten Christenmädchen, vertrat an dem Kind Mutterstelle; sie reinigte das kleine Geschöpfchen, legte es in ein weiches Kissen, und nun wurde alles aufgeboten, das Kind durchzubringen. Tatsächlich erholte sich der kleine Thomas noch. Natalia aber wachte sorgsam und schützend darüber und hoffte, daß der Aberglaube hier nichts zu schaffen habe.

Thomas wurde zwei Jahre alt zur Freude seiner Mutter und zum Arger für die Großeltern. Da brach eine tödliche Krankheit aus, der Typhus; und dieser schlimme Geselle wagte sich auch an unsern kleinen Thomas heran. Wieder war es Natalia, die sein Bettchen Tag und Nacht behütete. Wieviele Rosenkranzperlen ließ sie da durch die Finger gleiten im festen Vertrauen, daß die liebe Mutter Gottes den kleinen Schützling erhalte. Und wirklich, ihr Gebet wurde erhört. Das Kind genas und wuchs zusehends zu einem starken Knaben heran.

Als der kleine Thomas vier Jahre alt war, starben seine Großeltern. Nun war die Bahn frei, und er hätte ins Elternhaus zurückkehren können; er blieb aber auf der Mission. Sein schützendes Pflegemütterchen erzählte ihm später den ganzen Hergang seines Daseins, und seitdem war Thomas immer scheu und betrat sein Elternhaus immer nur in sicherer Begleitung. Das ihm dort angebotene Essen verweigerte er jedesmal, obwohl das seiner Mutter sehr wehe tat, denn sie war ja schuldlos an der ganzen Sache. Nun ist Thomas bereits zum Jüngling herangewachsen und zeichnet sich besonders durch eine tiefe Religiosität und eine besondere Liebe zum heiligsten Sakrament und zur Mutter Gottes aus. Als man ihn eines Tages zur Rede stellte wegen des zu langen Verweilens in der Kirche und man ihn fragte, lautete seine Antwort: „Ich schau nur auf Jesus!“ Mit Vorliebe schmückte er den Marienaltar, und in seinem kleinen Zimmer fand man immer ein sorgfältig geschmücktes Altärchen. Er war ein musterhaftes Mitglied des Alonsianischen Vereins.

Seine ehemalige Pflegemutter Natalia ist ja auch ein eifriges

Marienkind und wurde wegen ihrer Gewissenhaftigkeit einstimmig zur Präfektin gewählt. Ja, am Feste Peter und Paul 1931 nahm sie den Schleier im einheimischen Noviziat, bei welcher Gelegenheit ihr der Name „Schwester Regina“ zufiel.

Thomas ist nun bei seinen Eltern tief unten in der Steppe; diese sind noch fern vom lieben Gott. Er selbst aber kommt trotz des weiten Weges täglich zur heiligen Messe und zum Empfang der heiligen Kommunion.



Unser Paul

Von Schw. M. Friedberta

S er war kein Eingeborener von hier, sondern ein Kikuyu aus der Gegend von Nairobi. Er kam nach Zanzibar mit dem Vorsatz, hier in kurzer Zeit viel Geld zu verdienen, ohne sich recht müde zu machen, und dann als gemachter Mann wieder in das Innere Afrikas zurückzukehren. Das ist das Ideal so vieler Neger: schöne Schuhe und Strümpfe an den Füßen, eine goldene Brille auf der Nase, einen europäischen Hut auf dem Kopfe und ein Spazierstock, dann ist der schwarze Gentleman fertig; dann hält er es sogar unter seiner Würde, zu grüßen. Es ist ihm ganz gleich, welche Arbeiten er in der Stadt verrichten muß, wenn er nur seine Hacke nicht mehr sieht, mit der er in den Pflanzungen gearbeitet hat. Man fragte einen dieser Streber, was er denn für eine Arbeit in der Stadt verrichte, und die Antwort lautete: „Ich bin auf dem Office beschäftigt.“

„Auf welchem Office?“ „Auf dem Office ya pamya“; das ist für Rattenarbeit. Es geht ja nur um einen schönen Namen. Er war also Rattenfänger. Und solche Arbeiten wie auch die der Straßenfeger, sind ja leicht zu bekommen; da macht es nichts, ob die Schuhe ganz oder zerrissen sind, ob man mit einer ganzen oder halben Sohle herumläuft, wenn man nur eine Form von Schuhen an den Füßen trägt; und wenn die Brille auf der Nase auch keine Gläser hat, oder wenn von dem Strumpf nur noch das Oberteil vorhanden ist; das ist alles gleich, wenn man nur sagen kann: „Ich bin auf dem Office beschäftigt, und ich brauche nicht mehr zu graben wie die Leute im Innern des Landes!“

Zu dieser Sorte Leute gehörte unser Paul; er hatte große Pläne und wenig Verstand. Er erhielt in der Stadt bei einem Indier eine Stelle als Koch, mußte aber schon nach einigen Wochen entlassen werden mit dem Zeugnis, daß er ein echter, dummer, fauler Koch sei. Was nun tun? Er wanderte wieder auf eine Farm, wo viele seinesgleichen arbeiteten, wurde

freundlich aufgenommen, mußte aber wieder die Hacke zur Hand nehmen. Das war hart für Paul.

Jeden Tag arbeitete Paul ein wenig und legte sich dann schlafen unter dem Vorwand, er habe Kopfschmerzen; war jedoch Zeit zum Essen, dann waren die Kopfschmerzen vollständig verschwunden, und er konnte darin doppelt soviel leisten wie die andern. Das gefiel seinen Kameraden nicht, und sie suchten es so anzulegen, daß Paul die Essenszeit verschlafen sollte; aber es gelang ihnen nicht. Paul war immer pünktlich zur Stelle bei jeder Mahlzeit.

Nach einiger Zeit suchte ich einen Koch, und da wurde mir Paul als guter Christ dringend empfohlen. Sein Kamerad lobte ihn über alle Maßen und tat sein Bestes, um Paul die neue Arbeit zu verschaffen. Er schüttelte mir die Hand, zog seine Schnupftabaksdose aus der Tasche und nahm vor Freude eine Prise, daß ich den Paul als Koch nehmen wollte. Jetzt verstehe ich, warum man auf dieser Farm den Paul so gerne los sein wollte; er brauchte dann nicht mehr gefüttert zu werden. Hier muß ich beifügen, daß es den Negern eigen ist, nicht allein, sondern mit andern zu essen. Wird der Gast aber lästig, dann suchen sie ihn auf irgendeine Weise zu entfernen.

Paul kam also zu uns. Am ersten Tag ging die Arbeit wohl etwas langsam voran, aber ich entschuldigte das, weil er noch ein Neuling war. Nach einigen Tagen kam er zu mir und beklagte sich, die Arbeit in der Küche sei zu schwer und der Lohn zu gering. Ich redete ihm zu und versicherte ihm, daß der Lohn steigen würde je nach seinen Leistungen; aber es half alles nichts. Eines Tages lag Paul im Bett, weil er Kopfschmerzen hatte; am andern Tage quälte ihn das Fieber; kurz, jeder Tag hatte für ihn eine neue Plage. Nur, wenn es Zeit zum Essen war, war Paul von aller Krankheit frei. Notwendigerweise mußte ich ihm natürlich begreiflich machen, daß ich einen andern Koch suchte. Er war damit einverstanden, verließ sofort die Arbeit und packte sein Bündel. Er kehrte jedoch nicht zu seinen Freunden zurück, sondern zog in ein leeres Haus, das in der Nähe von Walezo war und fing an, kleine Feldarbeiten für sich zu verrichten. Er pflanzte für sich Gemüse, Kartoffeln usw. So vergingen mehrere Monate. Eines Tages stand unser Paul wieder vor unserer Türe.

„Schwester,“ sagte er, „Jesus sagt mir: verlasse alles, was du hast und folge mir nach.“ Er verkaufte also alle seine Felder und behielt für sich nur ein hartes Bett, eine alte Hose und einen Sack, ein Kreuz und ein Gebetbuch. Sein Geld teilte er unter die Armen aus; dann legte er sich auf sein Bett, den Sack um seine Lenden gebunden, das Kreuz hing er um den Hals und richtete die Augen zum Himmel. Er aß und trank nichts mehr, und jeder, der ihn besuchte und ihm etwas Nah-

rung brachte, erhielt die Antwort: „Jesus sagt: Folge mir nach und verlasse alles!“ Alles Drängen in ihn, daß er doch etwas Nahrung zu sich nehmen solle, war nutzlos. Nach vier Tagen lag er ganz ermattet auf seinem Bett. Der hochw. Pater Missionar besuchte ihn und trieb ihn aus seiner Hütte; doch er vermochte kaum zu gehen. Nach vielem Zureden gelang es ihm nun, daß Paul etwas Essen zu sich nahm.

Nachdem Paul sich wieder etwas erholt hatte, sagte er: „Arbeiten tu ich nicht; der liebe Heiland lehrte, arbeitete aber auch nicht; er betete und lehrte, und zu dieser Nachfolge bin ich berufen. Nach Pfingsten fange ich an, allen Leuten zu predigen. Am Tage nach dem Feste kniete unser Paul vor dem Altar in unserer kleinen Kapelle und blies laut mit dem Munde, als wenn Feuer in ihm brannte, und als man ihn fragte, warum er soviel Geräusch mache, sagte er: „O, mein Herz glüht vom Feuer des Heiligen Geistes; er hat mich entzündet, ich muß lehren.“ Und wirklich, nach einigen Tagen band er seinen Sack fest um die Schultern, hing ein großes Kreuz um den Hals, und mit dem Gebetbuch und einem Stock in der Hand trat er seine apostolische Reise an: seine Haare ließ er wachsen. Ich zweifelte aber noch immer daran, ob er ausharre in dieser Meinung.

Nach einigen Tagen fuhren wir hinaus zu allen Kranken und fanden unsern Paul langsamen Schrittes und gesenkten Hauptes daher gehen. Wir ließen das Auto halten und fragten ihn, wohin er denn gehe und was er lehre. Wir erhielten die prompte Antwort: „Ich gehe jetzt zum andern Ende der Insel und werde allen Leuten predigen wie Johannes der Täufer: Tuet Buße, denn das Ende der Welt ist nahe.“ Auf unsere Frage, ob die Leute ihn denn auch hören wollten, erwiderte er: „Nein, sie lachen, aber ich lehre weiter.“

„Bekommst Du denn auch zu essen“, fragten wir weiter.

„Ja, man gibt mir schon überall etwas“, war die Antwort.

Nach ungefähr drei Wochen kehrte er wieder nach Walezo zurück. Er tat nichts als lehren und beten, und bat man ihn, bei dieser oder jener Arbeit behilflich zu sein, antwortete er sofort: „Nein, Gott sagt zu mir, bete und lehre und folge mir nach.“

Paul machte es sich zur Aufgabe, des Morgens früh, leider nur zu früh, zu läuten, was den Unmut der Leute erregte. Es war das Zeichen zum Morgengebet oder zum Unterricht. Jetzt ist er aber schon etwas gemüthlicher geworden; er zieht nicht mehr um die ganze Insel, um zu lehren, sondern bleibt in Walezo. Dasselbst hat er neben dem neuen Hospital seinen Predigtstuhl; von da aus spricht er zu den armen Kranken; und wenn diese ihre Mahlzeit haben, fehlt unser Paul nie. Jeder gibt ihm etwas, sei es Tee oder Brot oder etwas anderes.

Kurz, Paul hat sein Ziel erreicht: er braucht nicht mehr zu arbeiten; und das macht ihn so froh. Sein Predigtstuhl besteht aus einem abgehauenen Baumstamm.

K

Schneegestöber in Rhodesia

Von Schw. M. Vera

Was, Schneegestöber in Rhodesia? — Du mußt es nicht buchstäblich nehmen, lieber Leser; aber so was Ähnliches war's doch. Ich hatte das lustige Tanzen und Durcheinanderwirbeln der Schneeflocken, das uns als Kinder entzückte, in den zehn Jahren, die ich hier verlebte, vergessen. An viele schöne Dinge der Heimat habe ich oft und oft sehnsüchtig zurückgedacht, doch daran nicht. Heute fühlte ich mich lebhaft zurückversetzt in eine regelrechte Schneeflockenschlacht — nur waren die Schneeflocken nicht weiß, sondern wirbelten in Form brauner Heuschrecken durch die Luft.

Es ist einige Minuten vor 12 Uhr mittags; die Kinder, Buben und Mädchen, sind nach allen Richtungen verstreut. Es ist ja „Empiretag“. Nur einige wenige sind daheim und breiten die eingekochten Heuschrecken zum Trocknen aus. Gott Dank, daß die schreckliche Arbeit zu Ende ist. Die ganze Nacht von Sonntag auf Montag waren die Mädchen unter Aufsicht etwa zwei Stunden entfernt zum Heuschreckenfang gewesen, und gegen Morgen holten dann die Buben die reiche willkommene Beute, 50 schwere Säcke, jeder wohl $1\frac{1}{2}$ Zentner, heim. Nun ging's sofort ohne Verzug ans Abkochen. O, wie es in den Säcken arbeitet und brummt! Hier und da suchen sich einige durch kleine Lücken in den Nähten durchzubeißen. Nur schnell, die Tiere beißen, sonst gehen uns all die guten Säcke kaput. Doch das Schnellmachen geht nicht so; wir haben nur drei große Töpfe zur Verfügung, da müssen die armen Schelme wohl oder übel eine geraume Zeit, die letzten wenigstens einen Tag und eine Nacht, in ihrem engen Verlies bleiben. Bald fühlen sich die Säcke ganz heiß an, weil's da drinnen so verzweifelt durcheinander wogt, so daß den Übeltätern der Schweiß ausbricht, der braun durch die Poren der Säcke dringt. Ist denn das nicht grausam? Frag' nur die armen Farmer, die nur das Nötigste zum Leben haben und ohnmächtig zusehen müssen, wie in einer Viertelstunde jedes grüne Hälmdchen von ihren Feldern vertilgt wird. Doch nun zu unserer Arbeit.

Da stehen die Riesentöpfe mit dampfendem Wasser über riesigen Feuern bereit; es sind die kupfernen Kessel zum Kochen der Wäsche und ein gewaltiger Topf, der zum Kochen von

Brei für etwa 150 Buben dient. Hei, wie das surrt und schwirrt, wie den Heuschrecken endlich das Gefängnis aufgemacht wird. Hinunter mit euch in das feuchte Element, da wird euch eurer frohes Flügelschwirren vergehen! Das ist freilich wenig einladend. So heißt es, alle Kräfte zusammennehmen, daß nicht die Hälfte der so mühsam gewonnenen Beute wieder entweicht. Reißt ja doch beim besten Aufpassen noch eine gute Portion aus. Hei, da gibt's eine lustige Jagd für die Katzen, die Enten und Hühner, denen solche Leckerbissen nicht alle Tage wie gebratene Tauben in den Mund fliegen.

Es sind schon fast zehn Jahre her, daß die letzten Heuschreckenschwärme hier waren. Gott Dank, heute, Mittwoch mittag, ist die harte Arbeit fast fertig. Etwa 75 Zentner mußten nicht nur etwa oberflächlich, sondern gründlich gekocht werden — halbgare halten sich nämlich nicht — und säuberlich zurechtgezupft, nun auf das flache Dach des Mädchenhauses oder auf Riedmatten zum Trocknen ausgelegt. Wir hatten uns gern die Arbeit gefallen lassen, denn dieses Jahr ist sehr schlecht. Im Dezember regnete es gewaltig, fast ununterbrochen etwa drei Wochen lang, so daß die Sachen im Feld zu faulen anfangen, und nachher bekamen wir kaum den einen oder anderen kleinen Schauer, der gerade nur den ärgsten Staub wegnahm. Da konnte freilich nichts recht wachsen, und unsere Schwester Consolata machte sich schon rechte Sorgen, wie sie täglich zweimal für fast 200 — ein halbes Jahr lang waren auch noch Außenschüler da, diese erhöhten die Zahl bis auf über 300 — hungrige Mägen die unerläßliche Zuspeise zum steifen Maisbrei beschaffen sollte. Da waren die Heuschrecken schon recht willkommen. Nun aber, als die Arbeit des Einkochens fast zu Ende war, sagte Schwester C., der am meisten daran lag: „Ich hoffe, daß uns die Heuschrecken zum wenigsten nun 14 Tage in Ruhe lassen.“ Kaum hat sie es gesagt, da ertönen alle Glocken zusammen wie zum feierlichsten Festtagsgeläut, und daher stürmt es von allen Seiten. Noch sehen wir nichts. Da kommen die ersten vom Stall, von Nordost, der gewöhnlichen Windecke her. Es hatte die ganze Nacht tüchtig gestürmt, und bekanntlich leihen sich ja die Heuschrecken gern die Flügel des Sturmes, um auf ihnen um so bequemer und geschwinder ihre Reisen zu machen. Im Nu, man sieht nicht wie, ist die Luft nach allen Richtungen, so weit man sehen kann, angefüllt. Heissa! Wie das durcheinanderjagt und schwirrt; eine regelrechte Schneeflockenschlacht, freilich im warmen Sonnenschein. Im Schatten sehen diese Flocken merkwürdig braun aus, aber in der Sonne schimmern sie wie feines Silber. Immer neue endlose Massen wälzen sich heran. Von einem etwa eine halbe Stunde weit entfernten Kornfeld tönt Heidenlärm zu uns herüber, und auch im nahen Obstgarten der hochwürdigen

Väter geht's zu wie zur Fastnacht. Was immer nur zum Kadaumachen taugt — alte Deckel oder Eimer — wird genommen und darauf geschlagen, so fest es geht; dazwischen Rufen und Schreien. Aus der Ferne und in der Gegend der Kornfelder steigen Rauchschwaden auf. Rings um das Feld verbrennt man Gras; alles ist in fieberhafter Bewegung, sogar die kleinen Zweijährigen, die kaum laufen können, beteiligen sich jauchzend an der Treibjagd. Immer dichtere Scharen wälzen sich heran, und noch ist kein Ende abzusehen. Dort an der Küchenecke sitzt der dreijährige Panganai; abwehrend hält er die Hände über den Kopf und schreit aus vollem Halse. Er fürchtet sich vor den Schatten, die pfeilschnell über den Boden huschen. Auch die Hühner verkriechen sich schon in ihren Stall; so was haben auch sie noch nie gesehen. Nur einige besonders Mutige wagen sich heraus und springen den fetten Braten nach. Wir Schwestern haben nur wenige Kinder zur Bewachung unseres Obst- und Gemüsegartens zurückgelassen; verhältnismäßig still ist es da, deshalb versuchen die braunen Gesellen da einmal, sich zu kurzer Raft und zu einem etwaigen Schmaus niederzulassen. Schon denken wir, sie hätten sich verzogen. Da fliegt's vor und neben uns auf, Tausende und Tausende; sie hatten den Boden besät und täuschend dürren Blättern ähnlich gesehen.

Endlich, nach einer Stunde, war der Feind in die Flucht geschlagen; auf dieser Mission ist das verhältnismäßig leicht, weil dort so viele Kinder sind. Wo wenden sie sich jetzt hin? Aufatmend gewahrten wir nach einiger Zeit, daß das Kornfeld unseres Nachbars, eines sehr armen kinderreichen Farmers, noch grün war.

3

Allerlei aus der Mission Mariannhill

Der erste Sonntag im Mai

Der erste Sonntag eines jeden Monats gilt in unserer Christengemeinde als ein besonderer Feiertag. Zahlreicher als gewöhnlich nahen sich die Gläubigen am Herz-Jesu-Sonntag dem Tisch des Herrn; und während des Hochamtes ist das Allerheiligste in der Monstranz zur Anbetung ausgesetzt.

Der erste Sonntag im Mai hat als „Bereinssonntag“ noch einen ganz besonderen Charakter. In diesem Jahre fiel noch ein Fest auf den ersten Maisonntag; es war der Sonntag in der Oktav des Schutzfestes des heiligen Joseph, und die Pfarrgemeinde des heiligen Joseph begeht diesen Tag stets feierlich. So hatte man also ein dreifaches Fest.

Mit Musik und Fahnen wurde der hochw. Herr Bischof zum Gottesdienste abgeholt. Eine Generalkommunion vereinte die einzelnen Vereine im eucharistischen Mahle. Nach der Predigt und dem sakramentalen Segen entstand eine Pause. Es war bereits spät, und nach einem bescheidenen Imbiß versammelte man sich in der Halle des Lehrer-Seminars; hier wurden in Reden und Gegenreden manche gute Gedanken geweckt; heilsame Ratschläge für die Zukunft gaben praktische Winke für das Vereinsleben. Für eine kleine Erheiterung sorgte die Schuljugend.

Christi Himmelfahrt

Das Fest Christi-Himmelfahrt brachte für unsere hiesige christliche Jugend eine erhebende Feier. Nach dem Hochamt empfingen in der St.-Josephs-Kirche 31 junge Mädchen das grüne Bändchen mit Medaille als Aspirantinnen der Mariani-schen Jungfrauenkongregation; 16 Jungfrauen, die die Aspirantinnenzeit beendet, durften sich der Kongregation völlig einverleiben.

Es ist dies eine Feier, die tiefen Eindruck macht, wenn jede mit brennender Kerze an der Kommunionbank laut und deutlich ihre Weihe spricht, und sich öffentlich unter den Schutz der lieben Gottesmutter stellt. Dazu kommen dann die weiteren Zeremonien und Gebete der Kirche. Vorhergehende dreitägige Exerzitien hatten die Herzen bereitet. Mit großer Treue beobachteten alle die etwas stramme Tagesordnung und das Stillschweigen. Letzteres hielten sie so treu, daß Schwester Leiterin nur ganz kurz und leise eine Antwort erhielt, wenn sie etwas Notwendiges fragte.

Die älteren anwesenden Kongreganistinnen nahmen auch an den Exerzitien teil. Somit vereinten sich alle am schönen Festtag mit neuem Eifer am Tisch des Herrn und vor dem Altare der lieben Himmelsmutter.

Gebe Gott, daß aus dieser erhebenden Feier reicher Segen auf die christliche Gemeinde hervorgehe.

Die braune Dame

Sehr viel ist bereits über den kräftigen Zulustamm geschrieben worden; alle zollen ihm Anerkennung und sagen, daß der Zulukaffer ein schöner Menschenschlag sei. Jemand geht sogar so weit zu behaupten, daß er der schönste Menschenstamm auf Erden sei.

In Natal hat man täglich Gelegenheit, diesen kräftigen, schönen Menschenstamm zu sehen. Doch noch nie fiel es mir so auf wie vor einigen Monaten. Ein großes, schlank gewachsenes junges Mädchen besuchte unsere Kapelle. Ich sage, „ein junges
180

Mädchen“, doch nein, es war dem ganzen Auftreten nach eine Dame in wahrhaft fürstlicher Haltung.

Sie war europäisch gekleidet: Schuhe an den Füßen, das lange, einfache dunkle Kleid reichte bis zu den Knöcheln, die Ärmel gingen bis zum Handgelenk, und oben schloß es um den Hals. Die Haare waren kurz und nach Väter Art gekräuselt; bescheiden und ruhig war der Gang, ungekünstelt, aber kerzengerade. Wahrlich „jeder Zoll ein König“!

Erstaunt fragte ich in der Erholungszeit, wer denn diese braune Dame gewesen sei. „Das war unsere Sophia“, lautete die Antwort. Sie machte vor der Abreise noch einen Besuch beim lieben Heiland. Ja, Sophia kannte ich dem Namen nach sehr gut. Ihr Vater war früher Häuptling und duldete bei seinen Kindern kein Nichtstun, kein Sichgehenlassen. Darum war denn auch die brave Sophia im Konvent bekannt wegen ihrer Geschicklichkeit und Arbeitsliebe. Sie sollte an dem genannten Tage mit Mutter Provinzialin eine Reise antreten zu einer Neugründung.

Lieber Leser! Ich bitte recht schön, bete ein Ave für unsere „brave Sophia“; vielleicht wirst Du dann später wieder etwas von ihr hören.

K

Das Totenglöcklein aus der Missionschule Neuenbeken

Zum zweiten Male seit dem achtjährigen Bestehen unserer Missionschule in Neuenbeken hat der Tod eine unserer Schülerinnen aus unserer Mitte gerissen. Am Pfingstmontag entschlief sanft im Herrn im Krankenhause zu Lügde unsere Missionschülerin Thea Buch im Alter von 21 Jahren. Von Herbst 1930 bis Herbst 1931 besuchte sie unsere hiesige Haushaltungsschule, woselbst sie schon den Mittelpunkt und die Anziehungskraft für ihre Mitschülerinnen war durch den goldenen Humor, den sie besaß. Während dieser Zeit faßte sie den Entschluß, ihr Leben dem göttlichen Heiland zu weihen im Missionsberufe. Am 15. September 1931 trat sie in die Missionschule ein und auch hier hatte sie bald die Herzen ihrer Mitschülerinnen gewonnen, durch ihre natürliche Frömmigkeit und ihr stets heiteres Wesen. Mutig schritt sie auf dem einmal betretenen Wege voran, bis sie am 17. März 1933 in die Heimat zog, um sich daselbst zu erholen. Schweren Herzens verließ sie das ihr liebgewordene Kloster, aber hegte immer noch die Hoffnung, bald wieder dahin zurückkehren zu können. Doch am 8. Mai mußte sie sich einer schmerzlichen Magenoperation unterziehen, an deren Folgen sie am 5. Juni starb. Während ihrer Krankheit war sie das

Vorbild der Geduld und erbaute alle, die sie pflegten. Bis zum letzten Augenblick hielt sie fest am Missionsideal, und doch war sie auch bereit, zu sterben. „Wenn es der liebe Gott haben will,“ sagte sie zum hochw. Vater Rektor, der sie in den letzten Tagen ihrer Krankheit besucht, „dann sterbe ich gerne.“ Nun ist sie heimgegangen, die gute Thea. Der hochw. Vater Rektor



selbst nahm die kirchliche Beerdigung vor und hielt das Requiem. 32 Missionschülerinnen und 2 Lehrschwestern gaben der Verstorbenen das letzte Geleite. Ihre sterbliche Hülle ruht auf dem Friedhof ihrer Heimatgemeinde; wir hegen aber die feste Zuversicht, daß sie uns allen, vor allem aber unserer Missionschule eine Fürbitterin sein wird am Throne Gottes.

5

Aus der Chronik von Kibungilo (Ost-Afrika)

Von Schw. M. Engelberta

(Schluß)

Die Schreiner von Gare machten an den übrigen Zimmern unseres Lehmhauses Türen und Fenster; bis dahin gab es solche nicht, sondern die Öffnungen wurden abends nur mit einem in Kreuzform vorge nagelten Brett versehen. Nach zirka zwei Wochen kam der hochwürdige Vater Superior herauf, um Lehm und Bruchsteine im Feld zu suchen, für den Bau eines Priesterhauses. Sehr günstig war der Umstand,

daß das Bauterrain ausgezeichnete Ziegelerde aufwies, so daß wir unsere Ziegel an Ort und Stelle machen konnten. Nicht allzweit von der Baustelle fanden wir auch einen guten Steinbruch. Nun wurden Lehmziegel fabriziert, im Steinbruch wurde gebohrt und gesprengt, um für den Bau schöne Steine herauszuholen. Pater Joseph machte den Plan und Pater Eugen war Baumeister; letzterer kam wenigstens alle 14 Tage nach Kivungilo, prüfte die Arbeiten der Maurer und gab mir die nötigen Anweisungen. Dann begannen wir die trockenen Silberakazien, welche in der Kaffeepflanzung standen, zu fällen. Bald waren vier Sägen an der Arbeit, um Bretter und Balken daraus zu schneiden, die uns für den Neubau und für die Renovierung des alten Wohnhauses große Dienste leisteten.



Ein Teil der Allee, die zum Schwesternhaus führt. Rechts lauter Veilchen.
Im Hintergrund Schwesternhaus

Unter diesen Arbeiten floß der Monat August dahin. Am Ende des Monats erhielten wir die freudige Nachricht von dem Besuch der Provinzialoberin. Ich fuhr nach Kilema, um sie dort abzuholen. Für unsere gute Schwester Engelberta hatte ich zwei Männer bestellt, welche sie in einer Hängematte den Berg hinauftrugen, wenigstens mußte das stellenweise geschehen. Ich war ja froh, daß ich nicht mehr ganz allein in meiner Einsiedelei sein mußte.

Nun kamen auch schon Anfragen für Zahnarbeiten, und ich mußte mein altes Geschäft wieder aufnehmen. Das letzte Zimmerchen ist der Platz für alles gewesen: dort kochten, wohnten,

nähten, aßen und schliefen wir; zugleich war es der Sammelplatz für alle Sachen und Pakete. Ein paar große Kisten dienten als Schränke. Die tief niederhängende Strohveranda machte das Zimmer so dunkel, daß man die Türe beständig offen halten mußte, um sehen zu können. Im Zimmer nebenan war nur Lehm Boden, und dort wohnten die Ratten; im mittleren Stübchen war es ebenso. Dann kam das vierte größere Zimmer; dort waren sämtliche Arbeitsgeräte, die Siebe zum Kaffeetrocknen; Kisten und Holz wurden dort aufbewahrt. Dieser Raum schien für eine Zahnklinik seiner Dunkelheit wegen für ganz ungeeignet. Die Wahl fiel deshalb auf das äußerste Zimmer, das nur ein Fenster hatte. Hier wurde nun ein Zementflur gemacht, der allerdings ziemlich ungleich wurde, weil die Arbeiter ihre Sache nicht gut verstanden. Als nun alles so weit fertig war, zogen Schwester Engelberta und ich dort ein, Schwester Engelberta als Malerin und Schriftstellerin und ich als Zahnarzt.“

Soweit die Chronik von unserer Schwester Ancilla. Nun will ich die Feder ergreifen und mit meinen schwachen Kräften versuchen, ein Bild von unserm bereits liebgewonnenen Heim in Rivungilo auf Bergeshöhen in Waldeinsamkeit zu entwerfen.

Ob es mir gelingen wird, es so schön und schwungvoll zu zeichnen, wie ich es schaue und empfinde, weiß ich nicht; denn wer kann die Wunderwerke in der Natur genügend und auch nur annähernd schildern? Alle, welche hierher kamen und den hohen Berg mit Mühe erklimmen haben, bleiben bewundernd stehen und staunen über die herrliche Aussicht, die sich ihnen hier bietet. Einstimmig wird diese Gegend mit ihren Felsen, Bergen, Waldungen, Schluchten und anmutigen Tälern mit den Schweizerbergen verglichen und unser Rivungilo mit seinem Häuschen hoch oben auf der Alm! Das war auch mein erster Gedanke, als ich hierher kam. Müde, gestützt auf den mit Eisen beschlagenen Bergstock, blickte ich staunend umher. Die Herrlichkeit und Größe der Natur so wildromantisch, erfüllt die Seele mit den erhabensten Gefühlen der Bewunderung und des Dankes gegen den Schöpfer. Stille rings umher, Stille im Herzen, das Bewußtsein seiner eigenen Nichtigkeit versetzen den Menschen in eine Geistes- und Gemütsstimmung, welche ihn Gott näher bringt.

Als ich das arme schlichte Häuschen betrat, kam es mir vor, als wäre ich von einer großen Pilgerreise in einem Wallfahrtsort angekommen. Ja, für manche betagte und körperlich aufgeriebene Missionschwester wird dieses Plätzchen die Himmelpforte werden. Die Worte des heiligen Petrus: „Herr, hier ist gut sein, wir wollen uns drei Hütten bauen“, kamen mir unwillkürlich in den Sinn, denn das dritte Haus muß ein Kirchlein werden, und zwar ein Gnadenort.

Droben stehet die Kapelle,
Schauet still ins Tal hinab,
Drunten singt bei Wies' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'.

Tatsächlich saß unten im Tale ein schwarzer Knabe mit einem weißen Lendentuch umhüllt. Er blies in seine Flöte, und seine weißen und buntbraunen Ziegen hüpfen mutwillig um ihn herum. Immer höher stieg er hinauf; scheu und doch neugierig näherte er sich uns. Er dachte, was wollen die Zwei mit ihren schwarzen Kleidern und weißen Schleiern da oben? Sie schauen auf uns herab und zählen unsere Hütten. Ja, armer Heide, wir suchen Seelen, Seelen, und vielleicht in Bälde wird auch dir das Heil winken. Heb' nur deine Augen zu dem Berge auf; von dort wird dir Hilfe kommen!

Unwillkürlich dachte ich an die letzte Strophe des Liedes:

Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Tal.
Hirtenknabe, Hirtenknabe,
Dir auch singt man dort einmal!

Die tiefe Waldeseinsamkeit in Kivungilo hat es mir angetan. Wir zwei Einsiedlerinnen mußten uns ja mit dem Allernotwendigsten behelfen, und doch war dieser Anfang schön, wenn auch zuweilen hart und mit viel Unannehmlichkeiten verbunden. Das schwerste Opfer war, daß wir keine Kapelle und keinen Priester hatten.

Die Fundamente für das Priesterhaus wurden bald ausgegraben; in dem schönsten und größten der fünf Zimmerchen des Hauses wurde ein Zementboden gelegt, damit es für die Kapelle verwendet werden konnte. Bald überraschte uns unsere Mutter Provinzialin, und der erwünschte Missionar, hochw. Herr Pater Jaekel, blieb auch nicht mehr lange aus. Mutter Provinzialin scheute nicht nur den beschwerlichen Aufstieg, sondern kam uns auch gleich mit Rat und Tat zu Hilfe. Das Innere des Hauses wurde wohnlich eingerichtet, die Küche fertig gebaut, der Magazinraum freigemacht, und unsere Kumpelkammer in ein trautes Wohnstübchen umgewandelt. Unsere Schwestern von Gare sandten einen kleinen Tabernakel, und bald zog der höchste Herr des Himmels und der Erde im heiligen Sakramente in unser Heim ein. Glücklicherweise schritt auch die Fertigstellung des Priesterhauses allmählich voran, so daß der hochw. Herr Pater bald seine Lehmhütte verlassen konnte.

Gewiß, es ist sehr einsam hier oben, und wenn in finsternen Nächten Sturm und heftiger Regen an Türen und Fenster und an das Blechdach schlagen, dann kann es unheimlich werden, weil viele wilde Heiden und böse, gefürchtete Zauberer in dieser

Gegend wohnen. Doch bis jetzt hat es noch keiner gewagt, uns zu nahen; im Gegenteil, das Volk wird zutraulich. Unsere Schwester Verwalterin ist zugleich Krankenschwester und hat als solche schon einen guten Ruf bekommen; Heiden, Protestanten, sowie Islamiten nehmen ihre Zuflucht zu ihr. Zahnklinik und Apotheke — freilich nach afrikanischem Stil — sind hier vorhanden; Medikamente, Salben und Tees werden ausgeteilt, und hier und da auch eine kleine Operation vorgenommen.

Am 18. Januar verließ uns Mutter Provinzialin; sie ging freudigen Herzens von hier weg in dem Bewußtsein, daß der liebe Heiland im Tabernakel unter uns wohne. Inzwischen hat sich schon wieder manches gebessert und unser altes, aber renoviertes Lehmhaus bekam die in den Tropen unentbehrliche Veranda; diese ersetzt Wohnräume.

Wind und Sturm haufen hier besonders heftig und zerzausen die Blumen, so daß man sich nur auf das Notwendigste beschränken muß. Im Walde dagegen hat Schwester Ancilla lauschige Plätzchen errichtet: Alleen führen den Waldbach entlang, und an alten romantischen hohlen Bäumen kann sich die Seele in Betrachtung versenken; die Natur liefert den Betschemel dazu und das Bänkchen. In einem hohlen Baum mit riesigem Blätterdach ist eine kleine Lourdesgrotte, Quellen rauschen und Waldluft umgibt uns; silberklar schlängelt sich das Bächlein zu unseren Füßen, und die roten Waldblümchen spiegeln sich im Wasser, während mächtige weiße Callas sich im Winde wiegen.

Auf dieser einsamen Bergeshöhe steht also unser Heim, das im Entstehen begriffene Provinzialhaus „Kivungilo“; ich möchte es einen „stillen Wallfahrtsort an heiligen Quellen“ nennen. So Gott will, können wir bald mit dem Bau der Kirche beginnen; die Ziegel sind, dank der Hilfe des heiligen Joseph, schon gebrannt und gut gelungen und stehen hoch aufgeschichtet frischrot da. Unser Hauskapellchen wird dann Krankenzimmer; darauf warten ja schon hochbetagte und abgearbeitete Missionarinnen.

Wäre es noch möglich, auch von unsern freundlichen Lesern noch einen kleinen Baustein zu erhalten? Gerade hier, so mitten im tiefsten Heidentum wird das Kirchlein seine besondere Aufgabe haben und wird der Schauplatz geheimnisvoller Gnaden-erweise Gottes werden. Im Geiste sehen wir schon die herumwohnenden Heiden zu uns heraufpilgern, damit sie das Wort Gottes vernehmen. Gebe Gott uns eine reiche Seelenernte!

Drum frisch hinan zum Gnadenbild,
Wo solcher Friede wohnt,
Wo in dem Kirchlein hehr und mild
Der liebe Heiland thront!

Und ist auch manchmal schroff und jäh
Der Pfad, der führt dahin,
Und ragt auf stiller Bergeshöh'
Das Ziel, nach dem wir zieh'n:
Nur fromm und froh emporgeschaut
Zum sonn'gen Siebel dort!
Erhörung jedem niedertaut
Vom heil'gen Gnadenort!

Aus Kirche und Welt

Taufe eines afrikanischen Königs

Aus Ujiji, Tanganika in Ostafrika kommt die Nachricht, daß König Gwassa Joseph, der Herrscher von Uha, sich mit seiner Frau, Königin Elisabeth, und seinen beiden Töchtern Maria und Theresia taufen ließ. Die Zeremonie vollzog Bischof Birraug, Apostolischer Vikar von Tanganika. Der Vize-Gouverneur Bagshawa war Taufpate. König Gwassa Joseph ist ein Mutsi von der großen hamitischen Rasse, die seit Jahrhunderten die ungeheuren Gebiete der Großen Seen beherrscht. Noch vor seiner Wahl zum König hatte er sich entschlossen, sich taufen zu lassen. Bei seiner Krönung verbot er alle Gebräuche, die gegen die christlichen Sitten verstößen. Allen Versuchen anderer Häuptlinge, ihn zur Polygamie zu bekehren, hat er standhaft widerstanden.

Auffehererregende Konversion

In Kalipong in Indien ist der schottische anglikanische Pfarrer i. R. Sittling zur katholischen Kirche übergetreten. Er verliert hierdurch im hohen Alter seine gesamten Pensionsansprüche, aber er folgte freudig dem Beispiele seines Sohnes Franziskus Sittling, der ebenfalls anglikanischer Geistlicher war und vor einigen Monaten in den Schoß der katholischen Kirche zurückkehrte. Die Konversion der beiden außergewöhnlich angesehenen und beliebten früheren Geistlichen hat in Kalipong und Umgegend eine starke Bewegung zum Katholizismus zur Folge. Insgesamt sind dort in der letzten Zeit an 200 Personen zur katholischen Kirche übergetreten, unter ihnen 31 Hindus.

Katholizismus in Indien

Die Katholikenzahl Indiens nahm in den letzten elf Jahren um 25 Prozent zu, während in der gleichen Periode die Gesamtbevölkerung sich nur um 10 Prozent vermehrte. Daß der Zuwachs in erfreulichem Tempo andauert, zeigt die soeben veröffentlichte Statistik des „Catholic Directory of India“ für Indien, Birma, Ceylon und die Malaienstaaten. In diesen Gebieten vermehrte sich im Vorjahr die katholische Bevölkerung um 117 000 Seelen.

✠

Tadle nie, was Gott gemacht,
Ew'ge Liebe hat's erdacht,
Ew'ge Allmacht bracht's herfür,
Ew'ge Liebe gab es dir.



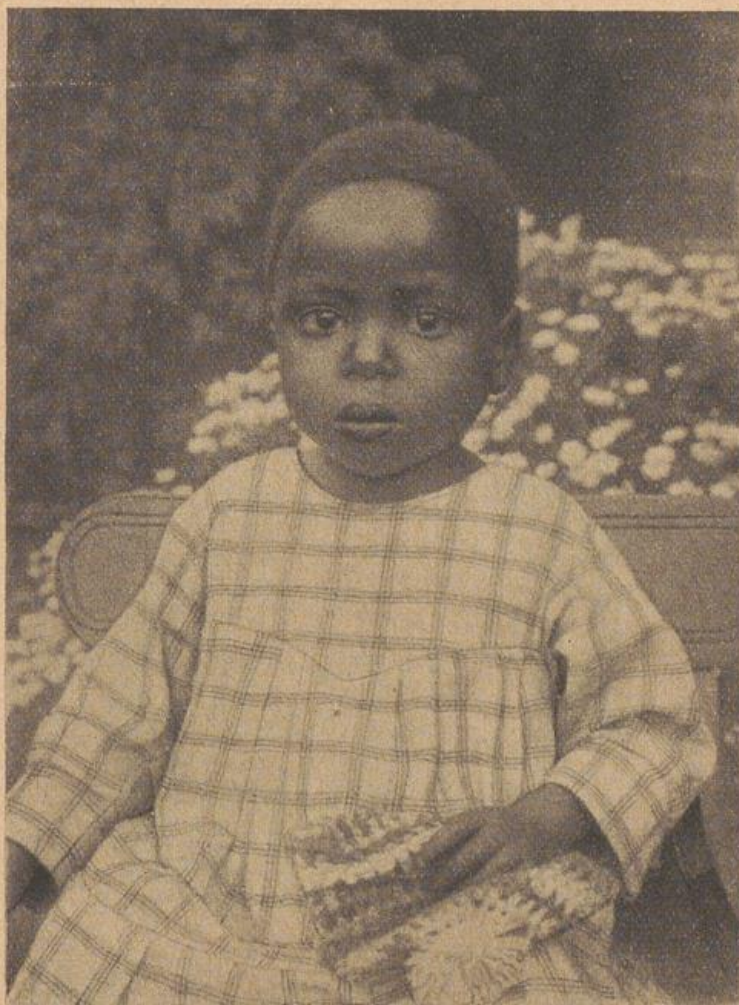
F ü r d i e K i n d e r

Liebe Kinder! Heute erzähle ich Euch etwas aus Rombo (Ost-Afrika) von dem kleinen Mariechen, das ihr hier auf dem Bilde seht. — Kaum war Mariechen zur Welt gekommen, als es schon sein Mütterchen verlor. Der heidnische Vater brachte das Kind nun zu uns auf die Mission. Mariechen war aber sehr schwach, hatte oft Fieber und andere Krankheiten; oft glaubten wir, daß es in den Himmel fliegen würde; aber der liebe Gott wollte es anders, und Mariechen wurde allmählich zu unserer großen Freude ein kleines dickes Bummelchen. In seinem zweiten Jahr fing es endlich an, seine ersten Schrittden zu tun; freilich kroch es noch oft auf allen Vieren, und heute läuft und springt es wie ein kleiner Wildfang. Gerne verkriecht sich Mariechen unter unserer Schürze und ruft: Kuckuck; es klatscht in seine Händchen und lacht und fängt an zu singen: „Lumsita Maria — Maria zu lieben.“ Jetzt läßt es schon aus voller Kehle sein Liedchen hören und schlägt mit seinen kleinen Fingerchen den Takt dazu. Gerne läuft es mit in die Kirche; dort macht es aber so viele Kniebeugungen und allerlei Künste, daß es alle zum Lachen bringt.

Als unsere Mutter Generaloberin zu uns auf Besuch kam, nahm Mariechen ein kleines Blumensträußchen, streckte das Händchen aus und sagte: „Nimm es, Mama.“ Dann zeigte es auch gleich sein Sonntagskleidchen, das es bei dieser Gelegenheit anziehen durfte.

Eines Tages kam die Kleine zu uns herein, als unsere Mutter Generaloberin ihr eine Banane geben wollte — die Lieblingsfrucht der kleinen Neger. Mariechen sollte aber zuerst „Bitte“ sagen; sie aber wollte nicht. „Du darfst nicht eigen-

sinnig sein“, sprach eine unserer Schwestern zu ihr. Sofort klatschte Mariechen in seine Händchen und stotterte: „Bitte, bitte!“ Nun sollte es auch die Banane bekommen. Aber nun hättet Ihr, liebe Kinder, einmal sehen sollen. Das kleine Bummelchen klopfte sich auf sein Bäuchelchen und sagte: „Satt, gefüllt.“ Wir freuten uns darüber, denn obwohl unser Ma-



Kleine Ebba kommt und gratuliert zum hohen Namensfest

riechen so gerne Bananen isst, wollte es doch nicht unmäßig sein.

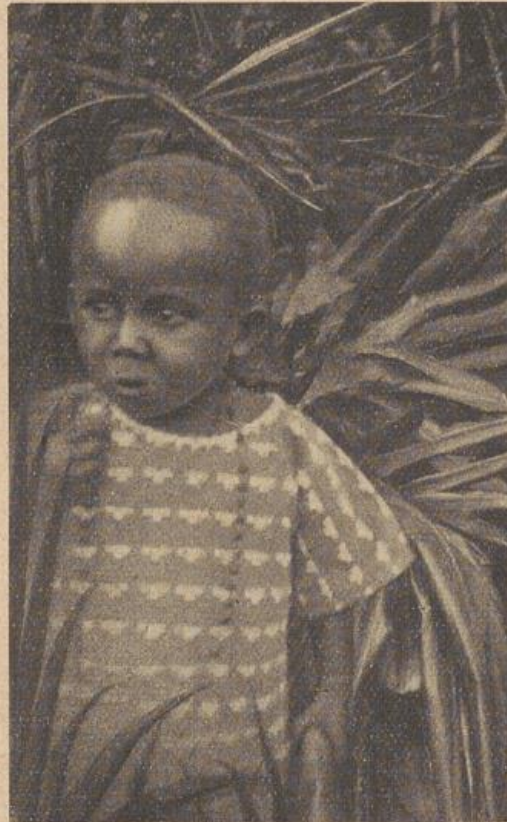
Auch hat Mariechen noch einen andern schönen Zug. Kommt ein anderes und bittet es, ihm ein wenig von seinem Essen zu geben, so ist unser Liebling sofort dazu bereit.

Wir haben ungefähr 30 Kinder, die weder Vater noch Mutter haben; aber sie sind alle recht lieb miteinander und spielen und springen und singen wie Schwesterchen und Brüderchen.

5

Nun muß ich Euch noch ein anderes Stückchen aus Südafrika erzählen:

„Ich möchte auch weiß sein,“ sprach ein kleines braunes Kaffernmädchen zur Missionschwester; „ich glaube, wenn ich zu Deinen weißen Brüdern und Schwestern nach Europa käme und stets mit ihnen spielte, so würde ich zuletzt auch noch weiß werden.“ Die Schwester zuckte die Achsel; doch die Kleine fragte weiter: „Hat das Jesuskind mich nicht auch so lieb wie die braven weißen Kinder?“



Marlechen

„Gewiß,“ beruhigte sie die Schwester; „das Jesuskind sieht nicht auf die weiße oder braune Hautfarbe, sondern nur ganz allein auf das Herz. Deshalb kann ihm ein braunes Kind ebenso lieb sein wie die weißen Kinder drüben über dem Weltmeer. Im Himmel aber sind alle Seelen schön und glänzend, auch die der frommen, schwarzen Kinder Afrikas.“ Aufmerksam lauschte die Kleine und saß noch lange sinnend da. Als man sie abends zu Bett brachte, sagte sie mit einem seelenvollen Blick: „Schwester, ich will immer recht brav sein, damit das liebe Jesuskind mich immer lieb hat und ich zu ihm in den schönen Himmel komme.“

Rätslecke

Mit d erschafft es der Poet,
Mit w es auf der Waage steht,
Mit t ist es als Sinn bekannt,
Doch wird auch andres so genannt,
Mit r den Menschen es erhält,
Manchmal es auch ein Urteil fällt!
Wie heißen die vier Wörter?

Auflösung

der Scherzfragen aus der vorigen Nummer

(Zwei Füße sind darin, denn die Katzen haben Pfoten.)
(Das Feuer.)
(Mein Name.)
(Mit einem T.)
(Salbe, Silbe.)
(Die Brennessel.)
(Das Abendbrot.)
(Weil er sie mit der Schnauze frisst.)
(Weil es „Futter“ frisst.)

z

Lustige Ecke

Gast: „Welch ein schönes und gemütliches Zimmer. Was kostet es?“
Portier: „8 Mark.“
Gast: „8 Mark? Aber in Ihrer Annonce steht doch: Zimmer zu 3 und 5 Mark.“
Portier: „Ja, $3 + 5 = 8$ Mark.“

Kleiner Bruder beim Gewitter: „Woraus war der Blitz gemacht, ehe man die Elektrizität erfunden hatte?“
Größerer Junge: „Aus Gas, natürlich!“

z

Neue Marien-Bücher

Pater Baudenbacher, **Maria, Sonne und Krone der Frauen.** Ein Marienbüchlein für die Frauenwelt. 64 Seiten kart. Mk. 1,—; gebunden Mk. 1,80.

Ein Büchlein für alle Marienverehrer, für unsere Mütter und Frauen. Die Frau ist Hüterin der guten Sitte, die Mutter soll Priesterin sein im häuslichen Kreise. Das schönste Vorbild für alle Frauen und Mütter ist hierzu Maria, die Mutter Gottes. Sie ist Sonne und Krone des Frauengeschlechtes.

Vollchristentum von U. M. K. Herausgegeben vom Sekretariat des Weltbundes Maria Regina. 64 Seiten 0,60 Mk.

Den Weg zum Vollchristentum, zum entschiedenen Tatchristentum zu zeigen, ist Sendung dieses Büchleins. Es ruft auf, die Welt zu erobern für Christus in uns und anderen unter dem siegreichen Banner der Himmlskönigin.

Alle diese Bücher sind erschienen im Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn.

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Gelsenkirchen 21 Mk., Emma-Franziskus; Paderborn 21 Mk., Elisabeth; Recklinghausen 21 Mk., Theresia-Maria; Saarlouis 2 126 Mk., Joseph, Maria-Joseph, Sebastian, Maria, Joseph, Johannes-Alfons; Diefflen 44 Mk., Maria und Wilhelm; Guskirchen 21 Mk., Monsius; Traffen 21 Mk.

Für die Heidenkinder: Bad Salzig gesammelt von den Schulkindern 5,50 Mk.

Für die Mission: Sigmaringen 3 Mk.; Bochum 0,90 Mk.

Almosen: Westig 1 Mk.; Rheine 10 Mk.

Für die Missionschule zur Heranbildung armer, aber braver Mädchen zu Missionslehrerinnen: N. N. für eine Freistelle 60 Mk.; Olsberg zu Ehren der lieben Mutter Gottes und des heiligen Antonius in einem Anliegen 1,20 Mk.

Allen unsern lieben Wohltätern ein recht herzliches Vergelt's Gott!

O Mutter in der Höhe, / O Himmelskönigin,
O höre unser Flehen, / Du unsre Mittlerin.
Bei dem, der dich erhoben / So hoch im Himmelreich,
Bei Jesu, deinem Sohne, / Unendlich gut und reich,
Für unsere lieben Gönner / Leg ein ein mächtig Wort,
Daß er sie schütze, führe, / Sie segne immerfort.

Wie schön sind die Rosen in voller Pracht, doch ach sie blühen nur kurze Zeit. Die schönste der Rosen die Liebe ist, sie erfreut dich noch in der Ewigkeit. Sie öffnet dir einst das Himmelstor, denn horch, was der ew'ge Richter sagt Zu denen, die ihm zur Rechten steh'n am Auferstehungstag:

Kommet, ihr Gefegneten meines Vaters und besizet das Reich, das euch bereitet ist; denn ich war hungrig, und ihr habt mich gespeist, ich war durstig, und ihr habt mich getränkt usw. Herr, werden sie fragen, wann haben wir dich hungrig oder durstig gesehen? Antwort: Was ihr den geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan.

Durch Sammeln von alten Briefmarken oder dem sogenannten Silberpapier kann man für die armen Heiden schon manchen Liebesdienst tun. Das Missionshaus in Neuenbeken nimmt auch diese Gaben gern entgegen. Man schicke es bei einer sich bietenden Gelegenheit oder in großen Quantums.

Ein herzliches Vergelt's Gott im voraus.

Ablässe

Die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blut können im August einen vollkommenen Ablass gewinnen am Feste Mariä Himmelfahrt und an einem beliebigen Tage.

Gebetserhörungen

Dem Propheten Moses herzlichen Dank für Erhörung in einem großen Anliegen: Heuschreckenplage.

Caritasblüten

Nr. 9

1933



Zum Schutzengel feste

O du heil'ger Engel mein,
Laß mich dir befohlen sein!
Treuer Freund, verlaß mich nie,
Steh' zur Seite spät und früh!

Sei mein Führer auf der Bahn,
Die mich leitet himmelan;
Zeig in allem für und für
Das mir, was Gott will von mir.

Ach, wenn der Versuchung Drang
Mich umringet hart und bang,
O dann hilf, daß nicht erlieg'
Ich, nein, mutvoll kämpf' und sieg'!

Was ich tue, lenk den Sinn
Gott geweiht nach oben hin;
All mein Tun laß lauter, rein,
Fruchtbar für den Himmel sein!

Und wenn ob der Trägheit Scheu
Droht Gefahr, der Pflicht nicht treu
Zu verharren, o dann mahn'
Du zu heil'gem Eifer an!

Auch, wenn Trübsal mich umringt,
Bitt're Spend' das Leben bringt,
Träufle linden Balsam du
Auf das Herz, führ' es zur Ruh'.

Heil'ger Engel, Himmelsfreund,
Ach von Gott mir mild geeint,
Laß von mir nicht, bis du mich
Bei dir dort hast ewiglich!

Altes Kirchenlied.

In te Domine speravi . . .

Auf dich, o Herr, hoffe ich!

Von Schw. M. Elisabeth.

Unzweifelhaft hat in der Geschichte eines jeden Menschenlebens die allweise Vorsehung Gottes ihre Hand im Spiele und leitet und lenkt alles zum Besten jedes Einzelnen, obwohl der Mensch in seiner Blindheit und Kurzsichtigkeit gern eine andere Richtung einschlagen möchte, die er für viel klüger und zweckmäßiger hält. Doch, o Tiefe der Weisheit Gottes, wie unerforschlich sind Deine Wege! Nichts sagende Umstände, unscheinbare Ereignisse, winzige Gegenstände benützt der Herrgott, der große Liebhaber der oft so ränkesüchtigen Menschenkinder, um eine Seele, die ihn lieben möchte und sich seiner Obfolge anvertraut, dem Sumpf des Alltags zu entreißen und sie näher an sich zu ziehen. Möge folgende kleine Erzählung uns obige Wahrheit näher beleuchten und zu größerem Vertrauen auf Gottes liebevolle Fürsorge anspornen.

Antonette, das Kind gut protestantischer Eltern, wurde natürlich auch in diesem Glauben erzogen und vor allem, was nur in etwa an das Katholische erinnerte, abhold gemacht. Acht volle Jahre besuchte sie die ihrer Konfession entsprechende Schule. Immer brav und fleißig, wurde sie der Liebling ihrer Lehrer und somit auch der Stolz ihrer Eltern, während ihre älteste Schwester durch ihr Betragen ihnen manche trübe Stunde bereitete.

Nach Beendigung der Oberklasse oder Standard 6, wie es nach englischem System heißt, bat Antonette ihre Eltern um die Erlaubnis, ihr Studium fortsetzen zu dürfen; sie hegte nämlich den Wunsch, Lehrerin zu werden. Ihr Ziel, das ihr vor-schwebte, ist ideal zu nennen: — „Ich sehe noch so viele Kinder, die nicht lesen und schreiben können und vor allem nichts vom lieben Gott wissen.“ — Doch nun war guter Rat teuer. Wohin sollen wir unser Kind schicken, daß es unverdorben bleibt?, fragten sich die besorgten Eltern. Wohl war ein andersgläubiges Seminar in nicht sehr weiter Ferne, aber die Erziehung, das wußten die Eltern, ließ dort viel zu wünschen übrig, und die meisten kommen von dort schlechter nach Hause als sie hinkamen.

Da wußte Antonette Rat. „Liebe Eltern, laßt mich nach Mariannahill gehen, ein Nachbarskind, Mirjam mit Namen, geht auch, sie sagt, wir wären dort bei Schwestern und gut versorgt.“

„Aber, Kind, das sind ja Katholiken“, erwiderten die Eltern.

„Das macht nichts,“ sagte Mirjam, „es werden viele Nicht-

katholiken aufgenommen; wir brauchen nicht katholisch zu werden, und übrigens lasse ich mich nicht betören."

Durch diese letzten mit Nachdruck gesprochenen Worte hatte Antonette ihre Eltern umzustimmen gewußt, und ehe sie es selber glaubte, war sie schon auf der Bahn nach Mariannahill. Bei den Schwarzen geht ja alles im Handumdrehen.

Antonette bat nun um Aufnahme ins Seminar. Zu ihrer Betrübnis stellte sich jedoch heraus, daß sie noch keine 16 Jahre zählte, und somit war eine Aufnahme laut einer Bestimmung von der Regierung nicht erlaubt. Entweder mußte sie noch ein Jahr warten oder den Standard 7 besuchen, den wir eine Vorschule fürs Seminar nennen können, denn alle, die Standard 6 mit weniger als 50 % passiert haben, müssen diese Klasse absolvieren oder abdrücken, falls sie Aufnahme ins Seminar erhalten wollen. Antonette entschloß sich, letzteres zu tun, um nur ja hier bleiben zu können, denn sie hatte in den wenigen Tagen die neue Umgebung schon ganz lieb gewonnen, was unzweifelhaft eine besondere Fügung der göttlichen Vorsehung war.

Brav, bescheiden, fleißig, zu jedem Liebesdienst bereit, wurde sie bald der Liebling aller Lehrschwestern; besonders aufmerksam wurde sie auf unsere Religionslehrerin, die von ihr bezeugte: „Dieses Kind hängt mir förmlich an den Lippen, um auch nicht ein einziges Wort zu verlieren. Ihre Augen strahlen, wenn ich vom lieben Heiland spreche.“ Antonette schien eine reine Seele bewahrt zu haben, weshalb sie auch ein so großes Verständnis für Religion zeigte. So war es denn nicht zu verwundern, daß nach und nach in ihr der Gedanke aufstauete: „Ich möchte auch katholisch sein.“ Gott Dank, wußte sie nichts, ahnte auch nichts von all den Kämpfen, die ihrer warteten. Aber der erwachte Wunsch, katholisch zu sein, wurde immer stärker, so daß sogar die Gesundheit darunter zu leiden schien.

Im September desselben Jahres war Antonette Augenzeuge von dem Glück und der Freude einer Reihe von Täuflingen und Erstkommunikanten. Sie schaute, weinte, lächelte, weinte wieder und seufzte: „Wäre ich doch auch so glücklich, den lieben Heiland aufzunehmen.“

Habe Geduld, liebe Seele, noch steht bei dir alles im Tagesanbruch; ein so teures Gut kann nur durch Opfer und Schwierigkeiten erkaufte werden. Doch sei guten Mutes, der gute Heiland ist dir nah!

Seit einigen Wochen war Antonette wie verändert; das sonst muntere und lebhaftere Kind war träumerisch, geistesabwesend, sie erschien so abgehärmt, und ihr Gesichtchen wurde so mager. Ihr ganzes Verhalten war mir unerklärlich. Eines Tages, als ich in der Klasse noch einiges zu besorgen hatte, kam Antonette so ganz verstohlen und gedrückt wieder

zur Thür herein. Auf meine Frage: „Nun, Antonette, was möchtest Du denn?“, sagte sie mit bebenden Lippen: „Schwester, darf ich Dich mal etwas fragen?“

Auf meine bejahende Antwort gestand sie: „Schwester, ich habe zweimal im Traum das weiße Brot gesehen, das ihr hier in der Kirche habt, und da sah ich auch den lieben Heiland, wie er mir zunickte und sagte: ‚Komm, mein Kind.‘ Nun, ich bin doch Protestantin, wie kann ich das Brot empfangen? Ich darf ja nicht katholisch werden, meine Eltern werden mir das nie erlauben.“

Dicke Tränen entquollen ihren Augen, als sie sich ausgesprochen hatte. So gut wie möglich suchte ich sie zu trösten, versprach, für sie zu beten und setzte hinzu: „Sei wieder fröhlich und heiter, und wenn der liebe Heiland wieder ruft, dann sagst Du: ‚Hier bin ich, tu mit mir, wie es dir gut scheint; aber du mußt auch helfen, alle Schwierigkeiten zu überwinden.“

Wiederum verging eine Zeit und die Ferien kamen, welche Antonette, wie früher, bei ihren Eltern zubrachte. Ganz erfreut über das gute Zeugnis ihres Kindes gewährten die Eltern, besonders die Mutter, ihr manchen Wunsch. Eine scheinbar günstige Gelegenheit benützend, offenbarte Antonette ihren Herzenswunsch. Doch ihrer Bitte wurde mit Schimpfen und Poltern geantwortet; ja, es wurde ihr sogar verboten, auch nur den Namen Amaroma, so heißen hier die Katholiken, zu nennen, und ihr Vater setzte drohend hinzu: „Übrigens gehst Du nicht mehr zu dem Institute, wo man Dir so etwas vorschwächt.“

Die Ferien neigten sich dem Ende zu, und der Vater hatte mit seiner Drohung Ernst gemacht. Antonette war bestimmt, zur protestantischen Anstalt zu gehen; wahrscheinlich hatte er alles geregelt, denn bevor er fortging zur Arbeit — seine Beschäftigung erlaubte ihm nur alle 14 Tage heimzukommen —, gab er seiner Frau das notwendige Geld für die Reise und nahm Abschied mit dem Bemerkten: „Nie und nimmer gehst Du zu den Amaromas; ich hasse sie aus ganzer Seele.“

„Meine Wege sind nicht eure Wege“, sagt der Herr, und wer sich unter den Schutz Mariens stellt, kann auf Hilfe rechnen. Antonette betete oft das „Ave Maria“ und „Heiligstes Herz Jesu, ich vertraue auf Dich; unbeflecktes Herz Mariä, sei meine Rettung“, das sie in der Schule gelernt hatte. Kann der liebe Gott einem solchen Gebete widerstehen? Unmöglich. — Hoffe, teure Seele, ja hoffe wider alle Hoffnung.

Antonettes Abschiedstag war gekommen; sie packte ihre kleine Habe — ein Neger hat ja nicht viel — und ging betrübten Herzens zur Station in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Ihre Mutter ging zum Schalter; bebenden Herzens

schaute ihre Tochter ihr zu. Ja, richtig, sie fragte um ein Billet zur Station, wo die protestantische Schule ist. „Mutter, Mutter, hilf auch mir, sieh, es fleht ein Kind zu dir!“

Gerade ist die Negerfrau im Begriff, dem Beamten das Geld zu reichen, als Antonette mit einem Blick sieht, daß es nicht reicht. Ganz erleichtert, ja freudig, sagte sie: „Mutter, Du hast zu wenig, es fehlen noch 2 Shilling und 6 Pens.“

„Was tun? Der Vater hat mir nicht mehr zurückgelassen.“ Antonette wußte Rat. Ohne ihre innere Freude merken zu lassen, näherte sie sich der Mutter und sagte: „Laß mich nach Mariannahill gehen, dann brauche ich nicht soviel für die Reise, und ich fühle mich dort so glücklich.“

Nun ist ja bekanntlich ein Mutterherz leicht zu erweichen. Nach einigen Bedenken sagte sie: „Kind, dann geh; ich weiß keinen andern Ausweg; ich werde es dem Vater schreiben, aber werde mir nicht katholisch.“ Glückstrahlend bestieg Antonette den Zug, voller Hoffnung, daß der liebe Gott ihr zum Ziele helfen werde.

Wiederum ist ein Jahr vergangen unter Seufzen, Tränen, Bitten und mutigem Ertragen aller Schimpfe und Schläge sowie sonstiger Unannehmlichkeiten. Mittlerweile hatte Antonette ihr erstes Examen bestanden und durfte an dem Unterricht der Kleinen sich beteiligen. Wiederum hatte sie den Eltern ihre Bitte vorgetragen, aber alles war vergebens. Ja, ihr Vater drohte ihr sogar, sie von sich zu stoßen, falls sie katholisch würde; nie mehr dürfe sie dann sein Haus betreten.

Doch all dieses konnte das brave, nach dem Guten strebende Mädchen nicht zurückhalten. „Ich bin bange, daß ich sterbe, bevor ich getauft bin und den lieben Heiland empfangen habe“, so sagte sie öfter. Um ihr nun die Nähe des lieben Heilandes zu verschaffen und Gelegenheit zu geben, sich noch weiter in der katholischen Religion unterrichten zu lassen, versorgten wir ihr eine Stelle auf einer unserer Missionsstationen. Der hochw. Vater Missionar war sehr zufrieden mit ihr, denn sie war bescheiden und fleißig.

Endlich kam der heißersehnte Tag. Mit viel Sorgfalt und Mühe bereitete sie sich auf die heilige Taufe vor, und zu ihrer größten Freude durfte sie am hochheiligen Pfingstfest ihren lieben Heiland, nach dem sie sich so gesehnt, in ihr kindlichliebendes Herz aufnehmen, zwar verstoßen von ihren so sehr geliebten Eltern; aber sie wird ihnen eine stete Fürbitterin am Throne des Allerhöchsten sein.

„In te Domine speravi,
non confundar in aeternum!“

Große Feier im Mutterhaus:

Einkehrung von 19 Postulantinnen; erste Professablegung von 16
Novizinnen; Ablegung der ewigen Gelübde von 7 Schwestern

Es wurden eingekleidet:

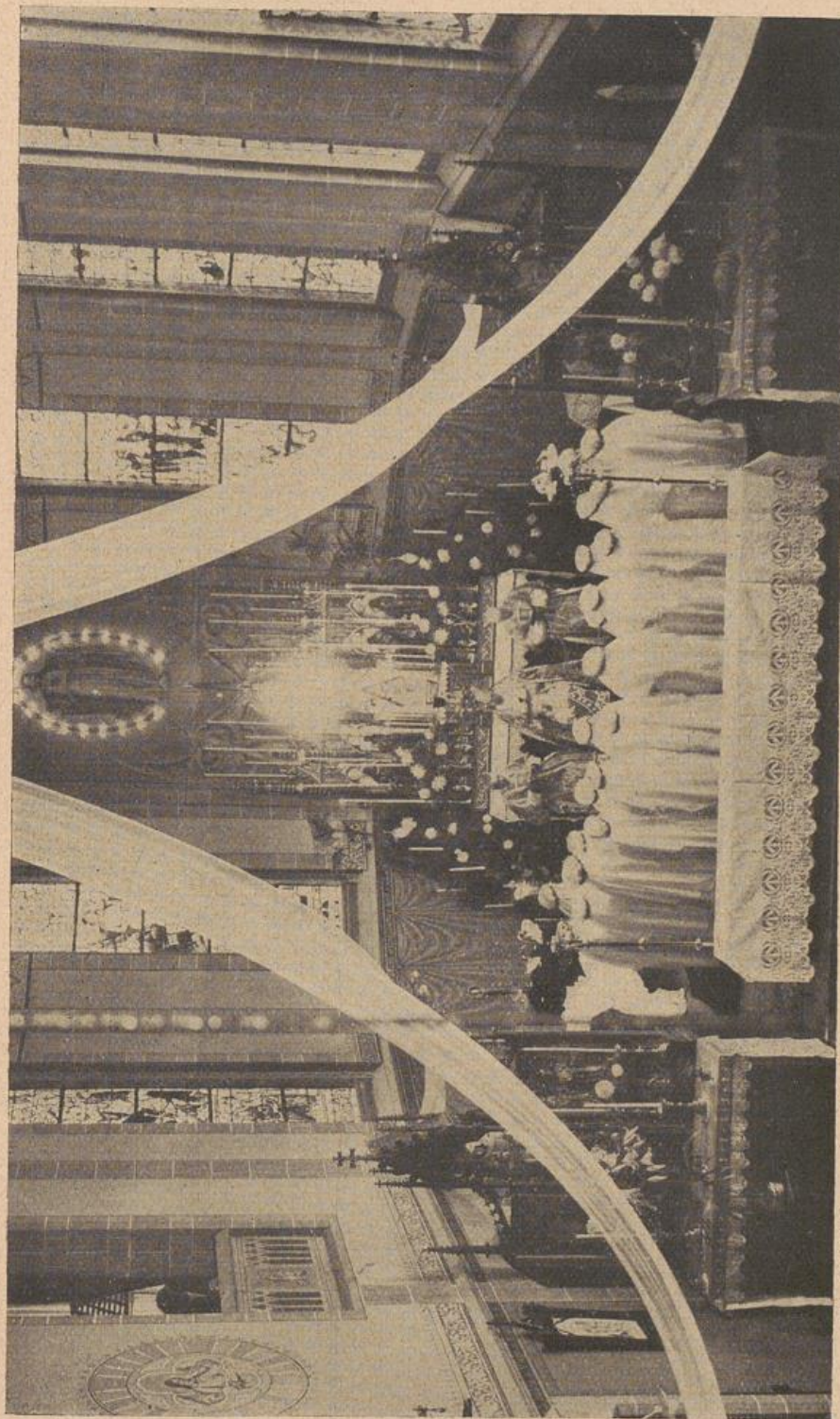
Post. Faulhaber	Agatha	Schw. M.	Dietlinda	aus Bayern
"	"	Kathar.	"	"
"	Bonefaß	Margareta	"	Westfalen
"	Jakobs	Angelika	"	Saargebiet
"	Mauer	Laura	"	Bayern
"	Ganz	Rita	"	"
"	Büchter	Luiſe	"	Westfalen
"	Häusler	Dora	"	Baden
"	Jasper	Conſtanze	"	Siegerland
"	Engeln	Mathilde	"	Trier
"	Ortenſtein	Anna	"	Rheinland
"	Kohrer	Luiſe	"	Baden
"	Breithaupt	Elisabeth	"	Bayern
"	Hendrix	Berta	"	Holland
"	Bauer	Anna	"	Baden
"	Peikert	Hedwig	"	Westfalen
"	Kieſer	Johanna	"	Rheinland
"	Schlüter	Gertrud	"	Westfalen
"	Kiedelsheimer	Anna	"	Bayern

Es legten ihre erſten heiligen Gelübde ab:

Schw. M.	Candida,	Häner	Maria,	aus	Westfalen
"	"	Cordula,	Grundhöffer	Christine,	dem Saargebiet
"	"	Ursulata,	Inanger	Katharina,	Osterreich
"	"	Josefis,	Rüth	Eva,	Rheinland
"	"	Donatilla,	Altmeier	Katharina,	dem Saargebiet
"	"	Fidentia,	Höhle	Paula,	Westfalen
"	"	Elreda,	Eickelpoth	Elisabeth,	Rheinland
"	"	Wilbirg,	Prokeſch	Ottilia,	Osterreich
"	"	Rosa,	Schreibe	Aloisia,	Westfalen
"	"	Uſſiſi,	Blumberg	Agatha,	Rheinland
"	"	Theresia,	Huber	Margareta,	Baden
"	"	Alberta,	Hermans	Mechtildis,	holl. Limburg
"	"	Gregoris,	Bath	Ida,	Baden
"	"	Domitia,	Koſſow	Gertrud,	Rheinland
"	"	Saleſia,	Krei	Anna,	"
"	"	Anaſtaſia,	Wermter	Rosa,	Oſtpreußen

Es legten ihre ewigen Gelübde ab:

Schw. M.	Reinhilda	Schmitz	aus	Rheinland
"	"	Erentraud	Lang	"



Die Einkleidungsfeier: Die Postulantinnen stehen im metallischen Brautkleid vor dem Altar, während der hochwürdigste Herr Bischof einige Fragen stellt, um ihren Entschluß zu prüfen.

Schw. M. Hortana Esch	aus Rheinland
" " Aquinatis Walter	" Westfalen in Rhodestia
" " Clothildis Schwiez	;; Schlesien
" " Melitina Lichtenberg	" Rheinland
" " Annetta Eichenseher	" Bayern
" " Wilhelma Gerath	" dem Saargebiet
" " Clara König	" Westfalen im Congo

Eine besondere Ehre ward diesmal den Feiernden zuteil, und zwar durch die Anwesenheit des hochwürdigsten Herrn Bischofs von Herzogenbusch, Arnold Franziskus Diepen, welcher in eigener Person die Zeremonien vornahm.

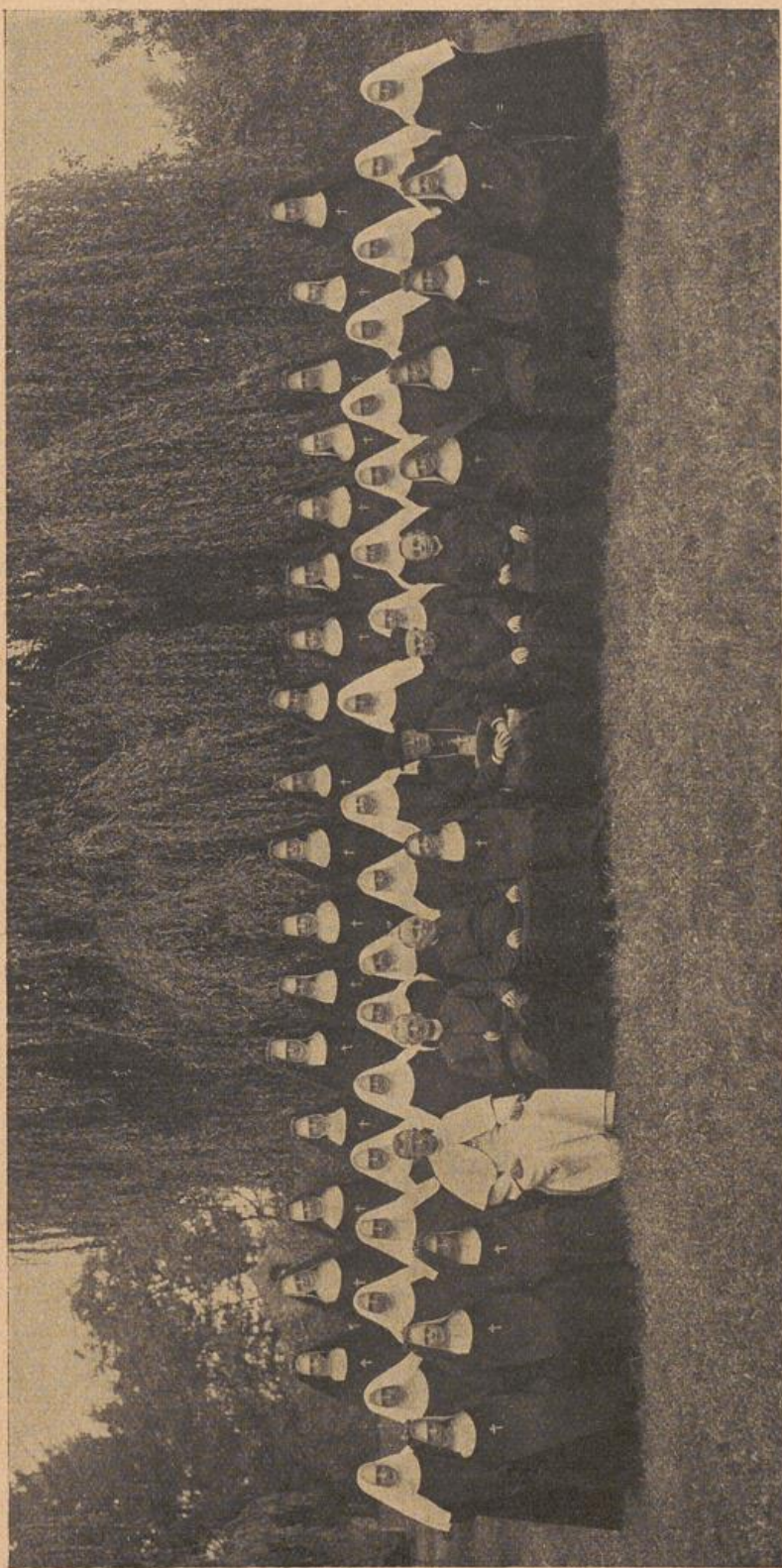
In froher Erwartung waren alle Schwestern an der Klosterpforte versammelt, um Se. Erzellenz zu empfangen. Endlich, nachdem manches andere Auto mit Gästen sie etwas enttäuscht hatte, kam der hochwürdigste Herr, begleitet von Pater Rektor des Mutterhauses. Unser neuernannter Superior der Genossenschaft, der hochw. Herr Professor Brinktrine aus Paderborn, und der hochw. Pater Superior des benachbarten Kollegs der hochw. Väter vom Heiligen Geist empfingen Se. Erzellenz am Portal. In den inneren Räumen des Klosters ertönten Festesklänge, denen eine entsprechende Begrüßung folgte. Mit warmen, väterlichen Worten erwiderte der hochw. Herr Bischof dieselbe, deren Inhalt von großem Interesse für unsere Genossenschaft und das Missionswerk zeugten.

Um 5 Uhr nachmittags begannen die Einkleidungsfeierlichkeiten. Alles schritt zur Kapelle, die im Festschmuck prangte. Hoch über dem Hauptaltar breitete das Herz Jesu, strahlend im Lichterschmuck, weit seine Arme aus, um alle an sich zu ziehen. Bald war die große Kapelle mit Gästen angefüllt.

In Andacht versunken, warten unsere 19 Postulantinnen auf den Einzug. Zehntägige Exerzitien in stiller Einsamkeit und heiliger Sammlung sind vorausgegangen. Nun ist sie da, die so sehnlich erwartete Stunde der Opferung.

„Bei meinem Namen hast Du mich gerufen, Gott, ich bin Dein.“

Der hochwürdigste Herr Bischof legte die Gewänder an. Würdig und erhaben schritt er durch die Kapelle, um die Bräutchen abzuholen. Über dem geschmückten Eingang prangte in großen Lettern die Schrift: „Veni, Sponsa Christi!“ In weißen Kleidern, das Antlitz durch einen herabwallenden Schleier verhüllt, geschmückt mit dem Myrtenkranz, schritten sie feierlich hinter der Geistlichkeit einher. Mit brennenden Lampen zeigten ihnen zwei Führerinnen den Weg. Manche Mutter suchte unter den mit feinem, leichtem Schleier im Myrtenkranze geschmückten Postulantinnen ihr Kind.



In der Mitte der hochwürdigste Herr Bischof Arnoldus Diepen, zu seiner Rechten würdige Mutter Ebba, Generaloberin, der hochwürdigste Herr Pater Cies, Rektor des Mutterhauses, der hochwürdigste geistliche Rat Herr Dechant Endres aus Stadtlauringen, der hochwürdigste Herr Pater Hermanns; zu seiner Linken der hochwürdigste Herr Professor Brinktrine aus Paderborn, der hochwürdigste bischöfliche Sekretär, Schwester M. Beatine, Novizenmeisterin. In der obersten Reihe die Schwestern, welche ihre erste Profess ablegten. In der mittleren Reihe die neu eingekleideten Novizinnen. Links und rechts von der untersten Reihe die sieben Schwestern, welche ewige Gelübde ablegten.

Welchen Widerhall werden wohl die Worte des Einzugsliedes „Freu dich, o Seele, Ihn jetzt erwähle, Christus den Herrn“ in der Seele der Glücklichen gefunden haben! Auch die Angehörigen fühlten sich in andere Welten versetzt. Eine Mutter schrieb einmal: „Vor lauter Freude und Schauen hab ich das Weinen vergessen.“ Nach dem *Veni Creator* stellte der Bischof einige Fragen an die Postulantinnen, um ihren Entschluß zu prüfen. Dann empfingen sie aus der Hand des hochw. Herrn Bischofs das geweihte, heilige Kleid; sie verließen nun die Kapelle, um das Weltkleid abzulegen; im Ordenskleid kehrten sie zur Kapelle, zurück und knieten zu zweien abwechselnd auf den Stufen vor dem hochw. Herrn Bischof. Sehr sinnreich sind die Worte bei Ablegung des weltlichen Brautschleiers: „Der Herr wende Ihr Herz ab von allem Prunke der Welt, damit Sie als treue Dienerin seines kostbaren Blutes befunden werden.“ Er wird vertauscht mit einem dichten Schleier, dem Zeichen der klösterlichen Bescheidenheit und jungfräulichen Sittsamkeit. Beim Bekleiden mit dem Skapulier hören wir die schönen Worte: „Empfangen Sie, meine Schwester, mit diesem Skapulier das süße Joch des Herrn, und verharren Sie treu auf seinem Wege bis zu Ihrem Tode.“ Zu gleicher Zeit werden den Bräutchen die Konstitutionen überreicht mit den Worten: „Empfangen Sie, meine Schwester, die Konstitutionen der Missionschwester vom kostbaren Blut, nach welchen Sie in Zukunft leben werden. Wenn Sie diese mit frommem Gemüte erfassen und im Werke vollbringen, werden Sie Gott schauen in der Glorie seiner Heiligen.“

Damit die Schwestern vollkommen der Welt entsagen, werden ihnen neue Namen gegeben. Der Heiland spricht im Buche der Geheimen Offenbarung: „Die Sieger im Kampfe des Erdenlebens werden von ihm einen neuen Namen erhalten. Auch Sie, meine Schwestern, haben heute einen wichtigen Sieg über die Welt davon getragen, indem Sie Ihrer Eitelkeit entsagen und sich mit dem Gewande einer Missionschwester vom kostbaren Blut bekleiden ließen. Darum gebe ich Ihnen heute, gleichsam im Auftrage des Herrn, einen neuen Namen und damit neue Schutzpatrone.“

*

Nach dieser Feier durften die Novizinnen zum ersten Male mit ihren Angehörigen sprechen. — Die übrigen Novizinnen, sowie jene Professschwestern, die am kommenden Morgen teils die ersten und teils die ewigen Gelübde ablegten, verharrten noch in tiefem Schweigen und sehnsüchtiger Hoffnung.

(Schluß folgt.)

5

Abelina Khati

Von Schw. M. Valentine (Reichenau)

Sniere Schwester Miltredis spendete dem kleinen Würmchen im heidnischen Kraale seines Vaters die Nottaufe; selbst das Grab war schon bereitet. Zum Staunen aller jedoch erholte sich die kleine Abelina wieder und wurde in die hiesige Schule gebracht, wo sie dem Unterricht mit großem Eifer und Wissensdurst beiwohnte. Ja, sie brachte es soweit, daß sie den 6. Standard glänzend durchführte und dann als Lehrerin in den hiesigen Schulen tätig war. Abelina war bei ihrem kindlich heiteren Temperament und ihrem tiefem Glaubenssinn der Liebling aller. Trotz ihres so sanften Wesens konnte sie aber sehr entschieden auftreten, sobald Gottes Gebot oder ihr Seelenheil gefährdet schien.

Isaias Khati warb um ihre Hand; er hatte ein lahmes Bein, und es ist interessant zu vernehmen, wie sie bei der Verlobung wieder als echte Christin sich zeigte. Sie hatte nämlich erfahren, daß ein anderes Mädchen auf Isaias ein Auge habe. Ganz entschieden zitierte sie ihren Bräutigam vor den hochw. Pater Missionar und redete ihn in dessen Gegenwart also an: „Siehe, Khati, Du sollst ganz frei sein und mußt wissen, daß ich nur Dein Glück will, und Du mußt nicht meinen, daß Du mich beleidigst, wenn Du Dir eine andere Lebensgefährtin nimmst. Nimm, wen Du willst. Aber ich will mit ruhigem Gewissen und reinem Herzen zu den heiligen Sakramenten gehen, und daher verlange ich, daß Du Dich jetzt entschließe. Nimmst Du mich, so will ich, daß Du mir dieses hier vor unserm Baba (Vater) versprichst. Und dann gehen wir in die Kirche, denn ich verlange, daß Du es mir auch vor dem Altare der lieben Mutter Gottes versprichst; denn ich bin ein Marienkind.“

Der hochw. Pater Missionar, der auf solch einen tapferen Angriff nicht gefaßt war, bemerkte lächelnd: „Ich habe hier einen Ring, in dem das Bildnis der heiligen Jungfrau eingraviert ist, er kostet aber 5 Schillinge.“

„O, hier, Baba, hast Du Deine 5 Schillinge“, rief siegesbewußt Isaias aus, und gleich darauf verlobte er sich mit Abelina vor dem Priester, hinkte dann auf seiner Krücke triumphierend zur Kirche, betete daselbst vor dem Altare der allerseeligsten Jungfrau und steckte seiner Braut den Ring mit dem Bilde der Gottesmutter an den Finger. Isaias hielt sein Versprechen, und am Lichtmeßfeste 1926 empfingen sie das Sakrament der Ehe und schlossen den Bund fürs Leben. Ihren Brautkranz opferte Abelina der Kirche, dessen Blumen den Thron des Allerheiligsten zieren sollten. Den Blumenstrauß trug sie in Begleitung ihrer Bundesgenossinnen, der übrigen Marienkinder, zum Altare der Gottesmutter.

Der Segen des Himmels ruhte sichtlich auf dieser Ehe. Avelina erwies sich als tieffromme, liebende und fleißige Gattin und Mutter. Die Kraft hierzu schöpfte sie im Gebete und eifrigen Empfange der heiligen Sakramente. Wie oft eilte sie vor des Tages Last und Mühen am frühen Morgen entweder nach Reichenau oder zum Josephsheim zur heiligen Messe und heiligen Kommunion. Musterhaft stand sie ihrem Hauswesen vor, und es ist schwer zu beurteilen, ob Isaias mehr seine Frau oder Avelina mehr ihren Mann lobte. Drei liebe Kinder entsprossen dieser glücklichen Ehe. Beatum, der Erstgeborene, starb schon, als er kaum neun Monate zählte, und die zärtliche Mutter weinte ihrem Liebling manche heiße Träne nach. Doch der liebe Gott linderte ihren Schmerz durch ein neues Himmels-geschenk, ein liebliches Mädchen, das die glücklichen Eltern bei der Taufe „Maria Theresia“ nannten. Dieses wurde ein sehr kluges, gewecktes Kind. Vor dem kleinen Hausaltare lehrte es die fromme Mutter beten, dort erzählte sie dem Kinde von dem guten Vater im Himmel, von der lieben Him-melsmutter und vom kleinen Jesulein, dem heiligen Schutz-engel usw. Und die frommen Eltern bewahrten und er-weckten nach Kräften die in der Taufe eingegossenen Tugenden. Oft fand die Mutter die Kleine vor dem Bilde des Jesuskinde, und sie mußte dann fast immer die drolligsten Fragen beant-worten, wie z. B. „Mutter, das Jesulein friert, warum hat es keine Kappe auf?“

„Es ehrt seinen Vater!“

„Aber warum setzt Du dann mir eine auf?“

„Du bist ein Mädchen, und Du darfst eine aufsetzen.“

Maria Theresia war über drei Jahre alt, als sie Mitte Mai 1933 erkrankte und am Himmelfahrtstage, 25. Mai, zu Grabe getragen wurde. Was bei diesem Begräbnisse besonders auf-fiel, war, daß die Mutter der Kleinen sowohl auf dem Wege zum Friedhofe als auch am Grabe selbst, alle Lieder anstimmte. Als der kleine Sarg aus dem Gotteshause getragen wurde, begann sie mit tränenerstickter Stimme: „Ich will Dich lieben, meine Stärke“.... Nach dem Begräbnisse kamen zwei Schwe- stern auf sie zu, um sie zu trösten. Avelina dankte sehr und erzählte ihnen den Verlauf der Krankheit und von dem Tode ihres Kindes. Niemand, selbst die Eltern nicht, dachten an eine Gefahr. Aber am 23. Mai in der Nacht verschlimmerte sich der Zustand der Kleinen. Es war um 4 Uhr morgens, als das Kind bat: „Mutter, wecke den Vater, ich will jetzt in die Heimat des Jesuskinde gehen.“ Die Mutter tat, wie das Kind wünschte; doch die armen Eltern hofften immer noch, daß die Kleine nur phantasiere. Bald darauf bat das Kind wieder: „Mutter, bete mir vor.“ Avelina begann: „Jesus, Maria, Joseph!“

„O, Mutter, das kann ich mir nicht merken,“ jammerte die Kleine, „komm, Vater, bete Du vor, ich sag lieber: O Jesulein, ich hab Dich so lieb!“ Und das Kind schickte ein Kuzhändchen nach dem andern zum Himmel, bis das Armchen erschöpft niederfiel, und die reine Seele, befreit von den Banden des Leibes, in die Arme Jesu eilte.

Avelina sollte jedoch ihren Liebling nicht lange überleben. Der gefährliche Gast, das Typhus-Fieber, machte in der Umgebung von Reichenau alles unsicher und warf auch Avelina auf das Schmerzenslager. Sie verlangte bald nach den heiligen Sakramenten. Da sich die Krankheit bereits schon über 14 Tage in die Länge zog, so hofften wir noch auf Genesung. Avelina allein schien anderer Meinung zu sein. Nebst ihrer tiefen Frömmigkeit, die ihr kurzes Erdenleben schmückte, fielen in ihrer letzten Krankheit zwei große Gnadengaben besonders auf: ihre kindliche Ergebung in den heiligen Willen Gottes und eine außergewöhnliche Liebe und Sehnsucht nach ihrer himmlischen Mutter Maria. „Gottesmutter, meine Mutter, ich bin sicher, sie wird mich am Samstag in den Himmel bringen“, versicherte sie ein über das andere Mal in der letzten Woche in der Krankheit. Sie ordnete all ihre Angelegenheiten, zählte ihrem Gatten alle Schulden vor, die noch auf dem kleinen Haushalt lasteten, und bat ihn, dieselben zu bezahlen. Am 23. Juni, am Herz-Jesu-Fest, bat sie ihn um Verzeihung und legte ihm dringend nahe, sich in den heiligen Willen Gottes zu ergeben und diesen heiligen Willen zu ehren, indem er ihr die Erlaubnis geben solle, zu sterben. Isaias versprach alles. Dann empfahl sie ihm ihre kleine Dora, daß er sie gut erziehe. Am Morgen des 24. Juni betete sie noch selbst die Sterbegebete, dann bat sie Isaias, ihr noch die Weihe an das heiligste Herz Jesu und zehn Ave Maria vorzubeten. Er tat es und blieb dann beständig bei ihr. Um 10 Uhr empfahl sie ihm nochmals ihr Kind und schlummerte dann sanft in ein besseres Jenseits hinüber.

Und Isaias? — Er trug sowohl bei der Beerdigung als auch nachher seinen Verlust mit großer Resignation; wohl sagte er, sein Weh sei nicht mit Worten zu schildern, sein Schmerz jedoch sei verklärt durch den erbaulichen Tod seiner Avelina und durch den Trost der einstigen Wiedervereinigung im Himmel.

z

Geh ohne Stab nicht durch den Schnee;
Geh ohne Steuer nicht zur See;
Geh ohne Gottes Geist und Wort
Niemals aus deinem Hause fort!



Heidnische Frauen und Kinder aus St. Andrew

Allerlei aus der Mission

Von Schw. M. Amata

Ntombi das kleine Hausmütterchen

Auf einer Anhöhe lagen viele Kraale beisammen und bildeten gleichsam ein Dörfchen. Einzelne dieser Hütten waren von grünen Dornhecken umgeben; hie und da sah man einen Obstbaum, der reich mit Früchten beladen war. Zwischen all diesen Kraalen, die ja bekanntlich die Form eines Bienenkorbes haben, stand ein langes Haus aus Lehm gebaut und mit einem Blechdach versehen. Es war die evangelische Schule. Die Wände waren verwaschen von dem Regen; von den vielen Fenstern waren die meisten zerbrochen. Von allen Seiten liefen Fußpfade nach den vielen am Abhang des Berges ausgedehnten Kraalen. Unten in der Ebene schlängelte sich in allen möglichen Krümmungen ein kleiner Fluß dahin; in der Nähe desselben lag die Wohnung unserer kleinen Ntombi.

Die Mutter von Ntombi war krank, und Ntombi mußte als die Älteste ihrer Geschwister die ganze Hausarbeit verrichten: den Kraal schmieren, Wasser und Holz holen, für Mutter und Geschwister kochen und dabei auch noch für ihre Tante, welche in der Nähe wohnte, das Wasser vom Fluß herauf schleppen. Sie wusch und flickte die Kleidchen ihrer jüngeren Geschwister, damit dieselben zur Schule gehen konnten.

Ntombi selbst ging auch dorthin, aber sie fühlte sich dort nicht heimisch.

In den Ferien ging Ntombi mit ihren Schwestern in die Maisernte, und als dieselbe eingeheimst war, durften sie die noch zurückgebliebenen Maiskolben auflesen und verkaufen; dieses Geld war dann ihr Eigentum. Eines Tages begegnete ihr auf dem Wege zum Kaufladen der Pater Missionar. Ntombi schaute ihn eine Weile an und fragte dann: „Mfundisi“, „Wo gehst Du hin?“

„Zum Unterrichten, komm, geh mit“, sagte der Pater Missionar. Ntombi versprach, am nächsten Sonntag zu kommen, und sie hielt Wort. Auf dem Wege dorthin traf sie mit mehreren Frauen und Mädchen zusammen, welche zum katholischen Gottesdienst gingen. In der Kapelle angekommen, besah sich Ntombi die Bilder, das große Kreuz und fragte ihre Begleiterinnen, was das alles bedeute. Nach der heiligen Messe eilte sie so rasch wie möglich nach Hause und erzählte ihrer Schwester, wo sie gewesen, und erklärte, daß sie nun zur Missionschule gehe und dort bleibe, um zu lernen. Ihre Schwester hatte den gleichen Wunsch. Beide arbeiteten nun fleißig, gingen zum nächstwohnenden Farmer und baten um Arbeit; ihre Bitte wurde gewährt. Die Mutter ließ sie ruhig gehen, sie ahnte aber nicht, daß ihre Kinder in eine katholische Schule gehen wollten. Nach den Ferien kamen Ntombi und ihre Schwester zu uns. Anfangs wollte der Vater sie davon abhalten; es dauerte aber nicht lange, so war er ganz damit einverstanden und ließ sie in unsere Schule gehen.

Eines Tages wurde der Vater krank, und Ntombi ging nach Hause, um ihn zu pflegen; sie unterrichtete ihn und sorgte dafür, daß er getauft wurde. Nun wurde auch ihre Schwester krank, welche ebenfalls die heilige Taufe erhielt. Wie freute sich Ntombi. Sie war ein gutes, braves und eifriges Mädchen und wurde bald selbst zur heiligen Taufe zugelassen, wo sie den Namen Katharina erhielt. Ihr folgte die kleinere Schwester und kam ebenfalls zur Missionschule. Nur die Mutter hielt noch fest an ihren alten Gebräuchen. Aber Ntombi Katharina betet viel für sie, so daß der liebe Gott auch der Mutter zweifellos diese Gnade gewähren wird.

*

Lupondo Nkomo war schon lange Jahre Polizist, und zwar beim Häuptling. Es war ein wichtiges Amt, denn wollte der Häuptling jemand sprechen oder eine Ratsitzung halten oder einen Übeltäter bestrafen, so mußte Lupondo die Betreffenden rufen, damit sie zur festgesetzten Zeit erscheinen konnten. Er versah sein Amt mit Pünktlichkeit, und sein Gebieter hatte keine Klage über ihn.

Wie sein Herr, so glaubte auch Lupondo fest an all die heidnischen Zaubereien und benützte deren Mittel. Nun wurde Lupondos Frau krank. Er eilte von einem heidnischen Doktor zum andern, aber vergebens; für Lungenschwindsucht gab es kein Zaubermittel.

Unser Katechet, welcher in der Nähe wohnte, besuchte die kranke Frau, erzählte ihr vom lieben Gott und von der großen Gnade der heiligen Taufe. Sie hörte begierig zu. Die Krankheit machte große Fortschritte, aber auch ihr Verlangen, ein Kind Gottes zu werden. Als sie nun einige Tage später sehr schwach wurde, ließ sie den Katecheten rufen, und dieser taufte sie auf den Namen Anna. Wie glücklich war Lupondos arme kranke Frau. Ihre größte Freude war, wenn der Katechet und die Christen bei ihr beteten und christliche Lieder sangen, und in dieser Freude schlummerte sie hinüber in die Ewigkeit.

Man gab sich nun alle Mühe, die Leiche christlich zu beerdigen; aber Lupondo und sein Sohn, der ebenfalls Heide war, weigerten die christliche Beerdigung. Lupondo sagte feierlich: „Meine Frau darf überhaupt nicht feierlich beerdigt werden, sonst würden alle Kraalinsassen und die in der Nähe wohnenden Menschen dieselbe Krankheit erhalten und bald sterben. Alles Zureden half nichts; es durfte kein Grab gemacht werden. Nachts brachten Lupondo und sein Sohn die Leiche heimlich in den Wald hinaus, suchten ein Versteck unter Bäumen und Sträuchern und Felsblöcken, dort wurde sie verborgen und mit Steinen bedeckt, wo sie nun der Auferstehung harret.

3

Heiteres aus der Mission

Aus Walezo

Von Schw. M. Friedberta

Es war an einem Nachmittag, als der Arzt unser Armenhospital besuchte. Bei dieser Gelegenheit kamen auch viele Patienten von auswärts, um sich Medizin zu holen. Ein 40 Jahre alter Mohammedaner sagte zum Doktor: „Ich habe immer Kopfschmerzen, hilf mir doch!“

Der Arzt gab ihm ein Pulver und sagte: „Tue das in eine Tasse und dann trinke es sofort aus.“

Freudestrahlend nahm er sein Pulver, kam aber bald wieder zurück und sagte: „Doktor, das Papier darf ich doch ein wenig im Wasser liegen lassen, damit es durchweicht, ich kann es gar nicht schlucken.“

Der Arzt lächelte und sprach: „Tue das Pulver in eine Tasse mit Wasser und das Papier dann weg.“

Ganz beglückt über diese Lösung verschwand er sofort; aber es dauerte einige Augenblicke, kam er zum zweitenmal zurück mit den Worten: „Doktor, Sie haben gesagt, ich soll das Pulver mit etwas Wasser in eine Tasse tun, da fällt mir aber ein, daß ich sehr arm bin und keine Tasse habe; kann ich es nicht wo anders hinein tun?“

„Gewiß“, antwortete der Doktor.

„Aber ich habe ja nichts“, rief er aus.



Kirche in Kilema

Da nahm jemand das Pulver und schüttete es sofort in seinen Mund. Dem Mann war geholfen.

*

Nachmittags gegen drei Uhr, als ich gerade in der Kapelle meine Pflichtgebete verrichtete, hörte ich plötzlich ein hastiges Jammern und Schreien. Ich eilte sofort zu dem Ort, von woher der Schrei kam und fand eine Frau unter einem Embobaum liegen. „Schwester,“ rief sie, „gib mir schnell Medizin, ich muß sterben, denn soeben ist mein Hals in meinen Leib hineingesunken, und ich bekomme keinen Atem mehr.“ Ich gab ihr sofort einige Tropfen für Leibschmerzen, und bald darauf sagte die gute Frau im dankbarsten Tone: „Deine Medizin ist gut, mein Hals ist wieder herausgekommen.“

Aus Mariannhill

In der St.-Joseph-Kirche wurde ein Pontifikalamt gehalten; das war für manche Neger etwas Neues. Besonders die Kinder hatten viel zu schauen. Ein kleiner Knabe konnte nicht umhin, dem hochw. Pater Missionar seinen Kummer zu entdecken, wie man doch einem so alten, schwachen Herrn solch eine lange Messe aufbürden könne, er sei ja schon so schwach gewesen, daß er nicht ohne Stock (Hirtenstab) zum Altar gehen konnte; und weil es ihm am Kopf so gefroren hat, habe er eine Kappe (das violette Käppchen, das der Abt trägt) getragen und die habe man ihm während der Messe ohne zu fragen, wieder weggenommen. Man hat es ihm auch wieder aufgesetzt, ohne zu fragen, und dann war er so schwach und elend, daß er sich wiederholt setzen mußte. Endlich mußte es ihm ganz übel geworden sein, so daß seine Hände beschmutzt wurden und man ihm Handschuhe anziehen mußte, damit er den Gottesdienst beenden konnte.

Eine ähnliche Klage ließ ein altes eingeborenes Mütterchen los, als in Reichenau die Priesterweihe gespendet wurde. Ihr Mitleid mit dem armen Neupriester war so groß, daß sie ganz entrüstet war. „Warum kann man,“ sagte sie, „den armen Herrn, der sich so elend und schwach an den Boden gelegt hat, nicht in Ruhe lassen? Nein, er mußte wieder aufstehen, und dann ließ man ihm später auch noch keine Ruhe; man machte ihm immer Zeichen, bald dieses und jenes zu tun.“

*

Eine Frau, welche man auf die heilige Taufe vorbereitet hatte, fragte man, ob sie bereit wäre, sich taufen zu lassen, um dann nach dem Tode in den Himmel zu kommen.

„O ja,“ antwortete sie kräftig, „ich bin bereit, wenn es im Himmel Hühnerfleisch gibt!“

3

Lustige Ecke

„Onkel Heinrich hat mir zwei Mark geschenkt, die ich aber nicht vernaschen soll. Aber, Mutter, ich darf mir doch Bonbons dafür kaufen?“

Aus dem Aufzageheft. „Meine schönste Stunde ist Handarbeit. Da kann man soviel Nützliches lernen. Gerade nähe ich ein Hemd und bin dabei, mein Vorderteil an mein Hinterteil anzunähen.“

Naturgeschichte.

Lehrer: „Was ist eine Puppe?“

Schüler: „Eine Puppe ist eine gepolsterte Raupe.“

Im Hotel.

Gast: „Kellner, mein Teller ist naß.“

Kellner: „Das ist Suppe, mein Herr.“

Aus Kirche und Welt

Der größte Märtyrer der katholischen Kirche

Papst Pius XI. hat dem polnischen Jesuitenpater **Andreas Bobola**, der im Jahre 1653 selig gesprochen worden ist, das auszeichnende Prädikat „größter Märtyrer der Kirche“ verliehen. Der Pater, der im 17. Jahrhundert lebte, war Mitglied des Jesuitenordens, als die Schweden und Russen das polnische Volk wegen seines katholischen Glaubens bedrängten, Pater Bobola nahm den Kampf gegen die Verfolger auf und wurde deshalb am 15. Mai 1657 von den Russen gefangengenommen. Mit Knutenhieben wollten ihn die Kosaken zur Verleugnung seines Glaubens zwingen. Da Pater Bobola aber standhaft blieb, wurde er von zwei Rossen, an deren Schweife man ihn gebunden hatte, zur Richtstätte geschleppt. Dort skalpierte man ihn, schnitt ihm die Nase und Ohren ab, riß ihm die Zunge heraus, zwickte aus seinem Körper gewaltige Stücke Fleisch und hängte ihn mit dem Kopf nach unten auf. Stundenlang hing der Gemarterte in dieser Stellung, bis der Tod ihn von seinen Leiden erlöste. Seine Leiche ruhte fast drei Jahrhunderte in der Moskauer katholischen Kirche und wurde seinerzeit von der Sowjetregierung dem Vatikan ausgeliefert. Wie verlautet, gedenkt der Heilige Vater die jetzt in Rom ruhenden Gebeine des Märtyrers den polnischen Katholiken als Reliquie zum Geschenk zu machen, damit die irdische Hülle des Seligen in der Heimat ihre letzte Ruhestätte findet.

Der Pilgerzug der Arbeitslosen

Rom, 13. Juli. Ende September wird hier ein eigenartiger Pilgerzug erwartet, der aus englischen Arbeitslosen besteht, die die Pilgerfahrt nach Rom stellvertretenderweise unternommen haben. Es handelt sich um eine Initiative der Londoner Zeitung *The Universe*. Die Mittel zu dieser Pilgerfahrt sind von wohlhabenden Kranken und Invaliden gestiftet worden, die verhindert sind, die Reise nach der Ewigen Stadt selbst anzutreten. Der hübsche Gedanke wurde mit großem Eifer aufgegriffen, so daß bis heute schon etwa 400 Arbeitslose die Mittel zur Pilgerfahrt erhalten haben.

Für die Heiligsprechung der polnischen Königin Jadwiga

In der katholischen Kirche Polens ist eine starke Bewegung zugunsten einer Kanonisierung der Königin Jadwiga entstanden, die im Jahre 1386 durch ihre Heirat mit dem litauischen König Jagello den polnisch-litauischen Staatenbund herbeigeführt hat. Die verschiedenen Volks- und Kirchenfeiern zu Ehren der durch zahlreiche Werke der Wohltätigkeit bekannten Königin werden ihren Gipfelpunkt in einer großen Tagung in Czestochau am 17. September d. J. erreichen. An diesem Tage wird sich in Czestochau auch der gesamte polnische Episkopat versammeln, um über die Einleitung einer offiziellen Aktion beim Heiligen Stuhl zu beraten. D. C.

Bedeutsame Konversion

Der bekannte Schriftsteller Arnold Lunn in Oxford ist vom katholischen Studentenseelsorger getauft worden. Mr. Lunn wurde 1888

in Madras geboren und hat seine Studien am Harrow- und Balliol-College in Oxford abgelegt, wo er schon bald Schriftleiter einer Studentenzeitung wurde. Vor zwanzig Jahren war er ein bekannter Alpinist und Schiläufer; noch heute ist er Präsident des englischen Schi-Klubs und Redakteur der Verbandszeitschrift. 1913 erschien sein erster Roman „The Horroviens“, der sehr große Auflagen erlebte. Seit 1924 schrieb er Werke religiöser Prägung. Später gab er ein Werk über den Rationalismus sowie seinen Briefwechsel mit Fr. Knox über den Katholizismus heraus.

Wieviel Menschen gibt es auf der Welt?

R.R. Der Vorsitzende der Internationalen Demographischen Union, Sir Charles Cluse, schreibt zu seiner letzten Statistik, daß die Zahl aller Menschen auf 1900 Millionen geschätzt werde. Im Jahre 1929 habe man die Zahl von 1827 Millionen Menschen ermittelt. Die Bevölkerung Chinas und Japans vermehre sich am schnellsten. In der Mandschurei sei die Einwohnerzahl von 14 Millionen im Jahre 1914 auf 30 Millionen gestiegen. Die Dichte der japanischen Bevölkerung sei so groß, daß Japan sich notwendig nach einem neuen Expansionsgebiet umsehen müsse.

3

Gebetserhörungen

Der lieben Mutter Gottes, der heiligen Theresia vom Kinde Jesu und der seligen M. Th. Ledochowska innigsten Dank für Genesung von schwerer Krankheit und Erhörnung in schweren Anliegen. Veröffentlichung war versprochen. F. R. i. B.

Dank dem heiligen Joseph für augenscheinliche Hilfe in einem Leiden. Veröffentlichung in den Caritasblüten war versprochen. Schw. M. S.

Ein kranker Junge, der Starrkrampf hatte, wurde vollständig geheilt durch das göttliche Herz Jesu und dank der Fürbitte der lieben Mutter Gottes, des heiligen Aloysius und der heiligen Theresia vom Kinde Jesu. Veröffentlichung in den Caritasblüten war versprochen.

Innigster Dank dem heiligen Joseph für Hilfe in großer Not.

Tausendfacher Dank dem heiligen Antonius für Hilfe in großer Verlegenheit. Veröffentlichung war versprochen. Eine Missionschwester vom kostbaren Blut.

4

Totenglöcklein

Das Totenglöcklein meldet den Verlust einer eifrigen Förderin der Caritasblüten, der lieben Frau Wwe. Hermann Joseph Euler, die der liebe Gott im Alter von 74 Jahren zu sich ins bessere Jenseits berief. Unsere Dankgebete für ihre treuen Missionsdienste folgen ihr nach. Eine große Freude bereitete die teure Verstorbene uns noch in ihrer letzten Krankheit, indem sie für eine gute Nachfolgerin in ihrem Missionspöstchen sorgte. Möge der Herr ihr ein reiches Vergeltung sein. Unsere lieben Leser bitten wir um ein Memento im Gebete.

R. I. P.



F ü r d i e K i n d e r

Sein schönes Kinderbildchen aus Süd-Afrika. Der kleine weiße Fredi, die halbweiße Käthi und das schokoladenbraune Louiserl. Arme, heimatlose Kinder waren es, aber doch glücklich, denn die Mission hatte sich ihrer angenommen. Eine Missionschwester vom kostbaren Blute ersetzte ihnen Mutter und Erzieherin, und die selbstlosen Missionare sorgten für eine gute Schulausbildung. Jahre sind vergangen. Als ich damals ihre Aufnahme machte, waren sie noch bei Vater und Mutter im eigenen



Käthe, Fred und Louischen von Süd-Afrika

Heim, aber leider hatten unglückliche Familienverhältnisse sie alle auseinandergerissen. Doch jetzt lese ich aus einem Briefchen von Süd-Afrika, geschrieben von einem eingeborenen Mädchen, welches einst viele Jahre bei mir in der Schule war, daß aus diesen Kinderchen etwas Gutes geworden ist. Besonders Kāti, welche gut talentiert war und in der Schule viel gelernt hat, will Missionschwester werden. Wie mich das gefreut hat! Ja, wenn Kinder brav sind, fleißig beten und lernen, dann wird wohl immer etwas Gutes aus ihnen. Ich freue mich auch für den Vater dieser Kinder, welcher ebenfalls ein Zögling der Missionschule gewesen ist und einige Zeit ein recht tüchtiger Lehrer war. Möge der Herr das Gebet und den Wunsch Kätis erfüllen und ihre Familie das verlorene Glück und den Frieden finden lassen. Der Kinder Gebet dringt ja durch die Wolken!

Vielleicht gefällt Euch das Bildchen, liebe Kinder.

Die eine oder andere der jungen Leserinnen könnte es doch auch der frommen Kāti nachmachen und Missionschwester werden. Lebt wohl, liebe Kinder, und denkt einmal darüber nach!

z

Ein Erlebnis einer Missionschülerin

Heute lasse ich Euch zur Abwechslung etwas von einer Missionschülerin erzählen.

In meiner Heimat, einem schmucken Dörfchen, umgeben von den Ausläufern des „hohen Benn“, war vor wenigen Jahren noch der sogenannte „Schweidgang“ üblich. Am frühen Morgen blies der Hirte ins Horn und alsbald kamen aus den Winkeln und Ecken die schwarz- und rotbunten Wiederkäuer. Am Ausgang des Dorfes waren es oft 60 und mehr. Auf zwei großen Heiden, umgeben von prächtigen Hochwäldern, durften sie nun ihren Hunger stillen, was sie auch mit Vorliebe taten.

Meine Eltern zählten zur Zeit zwei langhörnige Eifeler Ochsen zu ihrem Viehbestand, Hans und Fritz mit Namen. Auch sie gingen, wenn keine Arbeit für sie war, mit der großen Herde auf die Weide. Sie taten sich bald sehr gütlich, wurden rund und fett, und wie das folgende beweist, hatte es in einem der beiden sogar eine gewisse Neugierde hervorgebracht.

An einem schönen Junimorgen hatten die beiden auch wieder das Vergnügen, auf die große Weide gehen zu dürfen. Meine Eltern und Geschwister gingen alle ins Feld und mir wurde die Sorge für das Hauswesen aufgetragen. In eifriger Arbeit verging die Zeit sehr rasch; aus dem geschäftigen Treiben wurde ich gegen elf Uhr plötzlich aufgeschreckt durch den Hörnerklang des Hirten, der durch die große Hitze genötigt war, die Herde früher als gewöhnlich nach Hause zu treiben.

O weh! nun hatte ich den Imbiß vergessen, den die beiden in den Futterkrippen zu finden gewohnt waren. Das Klippklapp der Hufe war schon hörbar auf den Pflastersteinen des Hofes. Ich lief, ja rannte zum Futterkeller, um etwas Futter zu holen. Die beiden marschierten wie sonst in den Stall. Fritz, der ältere und vernünftigere, wird wohl gedacht haben: nun ja, es kommt bald etwas, wir wollen still warten, und blieb ruhig an seinem Plaze stehen. Aber Hans, der auch noch manchmal ziemlich eigensinnig war, drehte sich um, kam herausmarschiert und — da ich in der Eile vergessen hatte, die Haustüre zu schließen, trippelte schnurgerade ins Haus hinein. Mit meinem Arm voll Klee aus dem Futterkeller tretend, sah ich ihn eben einmarschieren. Mir wurde es angst und bange. Rasch schlang ich die Kette um den Hals des ruhig an seinem Plaze stehenden Fritz, damit er nicht auch noch auf die Wanderschaft gehen möge. Mit klopfendem Herzen überschritt ich die Schwelle des Hauses, mich fragend: wo mag er hineingegangen sein; denn damit es für die andern, die am Mittag heimkämen, recht kühl und angenehm sei, hatte ich Türen und Fenster aufgemacht. Hans mußte ja zuerst in die sogenannte große Küche mit dem alten Kamin, dem großen antiken Schrank und Tisch kommen, worauf eine Glasschüssel mit den ersten Annaäpfeln stand. Richtig, da hatte er haltgemacht. Er ließ sich die duftenden Früchte gut munden und schnalzte ganz vergnügt. Als ich ihn da stehen sah, kam er mir noch einmal so groß vor. O, dachte ich, wär er nur glücklich wieder draußen! Die Tür zum besten Zimmer stand auch offen, und meine größte Befürchtung war, Hans würde hineintrippeln. Auf meine Ha-, Hü- und Hotruse ging er kein bißchen ein, was sollte ich nun machen? Ich schlich mich an einer Seite vorbei, um an den Kopf zu gelangen, und riß mit einem energischen Ruck denselben zur Seite. Das war gelungen. Das gute Zimmer war außer Gefahr. Schnell fuhr ich Vaters neues Fahrrad, das auch beinahe noch zu Schaden gekommen wäre, aus der Fluchtlinie. Mein Hans hatte „kehrt marsch“ gemacht und ich hielt es für selbstverständlich, daß er doch sehen könne, wo der Schreiner das Loch gelassen. Unglücklicherweise ist die Türe des Wohnzimmers ganz in der Nähe, und richtig, jetzt ging's da hinein.

Jetzt war aber meine Weisheit zu Ende. Wie den da herausbekommen? Durch das weitgeöffnete Fenster streckte er seinen Kopf heraus. Das Bild des Hofes mag nun seinen Ochsenaugen bekannt vorgekommen sein. Er wird wohl gedacht haben: ach, wärest du doch glücklich draußen! Ja, jetzt machte er Anstalten, um mit den Vorderbeinen herauszukommen. Ich schrie laut um Hilfe. Meinen letzten Mut raffte ich noch zusammen und rettete einen Stuhl, der in Gefahr war,

zertrümmert zu werden. Den Tisch zog ich zur Seite und brachte den schönen Blumenstrauß in Sicherheit. Das laute Hilferufen wurde dann auch glücklich in der Nachbarschaft gehört und ein herbeigeeilter junger Mann fragte mich noch ganz einfältig: „Wie kommt der denn hier herein?“ „Ja, durch die Tür“, war meine mit Lachen und Tränen vermischte Antwort. Er half mir nun, die Stühle und den Tisch heraustransportieren, damit wir den unliebsamen Gast umdrehen konnten, und holte im Stall einen Leitriemen, den er dann um die Hörner und das Maul befestigte. So konnte er dann den vorwitzigen Ochsen hinausbefördern.

Als er glücklich auf dem richtigen Wege war, habe ich gehörig draufgeklopft und im Stalle ihm ernstlich die Meinung gesagt. Eine gute Nachbarsfrau half mir rasch das Haus putzen, denn die Spuren des seltenen Besuchers waren nur allzusehr sichtbar. Wenn auch durch diesen unerwarteten Vorfall das Essen nicht punkt 12 Uhr fertig war, so hat es doch noch gut und glimpflich abgegangen.

Die heimkehrenden Brüder haben sich eins gelacht und der ältere meinte scherzend: „Das konnte auch nur Dir passieren!“ In Zukunft habe ich die Gedanken besser zusammengehalten und nie wieder die Haustür aufstehen lassen, wenn Hans und Fritz von der Weide heimkamen.

3

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Baden-Lichtenthal 21 Mk., Antonius; Dendorf 21 Mk., Gertrud; Birfesdorf 21 Mk., Theresia; Hennemersdorf, gesammelt von Schulkindern, 21 Mk., Maria Magdalena; Wachsreith (Ober-Osterreich) 25 S. N. N.; Diefflen 21 Mk., Innozenz Gregor.

Für die Mission: Baden-Lichtenthal 2,50 Mk.; Wieschowa 7 Mk.; Gelsenkirchen 5 Mk.; Essen 2,50 Mk.

Almosen: Dppeln 3 Mk.

Für die Missionschule zur Heranbildung armer, braver Mädchen zu Missionslehrerinnen: Bielefeld 5 Mk.; Gelsenkirchen 5 Mk.

Allen unsern lieben Wohltätern ein recht herzliches Vergelt's Gott! Es segne und schütze sie das kostbare Blut unseres Herrn Jesu Christi!

Ablässe

Ablässe, die die Mitglieder der Erzbruderschaft im September gewinnen können: Vollkommener Ablass am Feste Mariä Geburt, 8. September. Fest der sieben Schmerzen, 15. September. Fest Kreuzerhöhung, 14. September, außerdem einmal im Monat an einem beliebigen Tage.

Auflösung des Rätsels aus voriger Nummer

Gedicht, Gewicht, Gesicht, Gericht.

Caritasblüten

Nr. 10

1933



Der dich, o Jungfrau,
im Himmel gekrönt hat

Mein liebstes Gebetbuch

Rate, Christ, dann wirst du kennen
Beim Gebet mein liebstes Buch,
Seinen Titel mir zu nennen,
Jedes Kind ist klug genug!

Oester kann kein Buch man sehen
In des frommen Veters Hand,
Magst in jede Kirche gehen
In der Stadt und auf dem Land.

Schöner kann kein Buch man schreiben,
Keins dem Himmel mehr gefällt;
Und sein Titel wird verbleiben
Stets der schönste von der Welt.

Es ist in jeder Tasche passend,
Jedem Täschchen, noch so klein,
Neunundfünfzig Blätter fassend,
Billig, hübsch, bequem und fein.

Nicht so leicht die Binden reißen,
Eisern fest sind sie gedreht;
Seine Blätter nicht verschleissen,
Wenn's durch viele Hände geht.

Kannst aus ihm in dunkler Stille
Nachts auch beten ohne Licht;
Kannst es lesen ohne Brille,
Wenn gealtert dein Gesicht.

Ruft zu Gott man in den Nöten,
Ob man bittet, ob man dankt:
Aus dem Buche kann man beten
Alles, was das Herz verlangt.

Auch die letzte Stund des Lebens
Wird auf jedem Blatt genannt:
Und du betest nicht vergebens,
Hält im Tod es fest die Hand.

Noch auf meiner Bahre trage
Ich in starrer Hand mein Buch,
Und mit ihm am Jüngsten Tage
Gnad' ich bei dem Richter such'.

Zieh' daraus die große Lehre,
Daß kein Büchlein besser ist:
Zeig ihm große Lieb' und Ehre,
Brauch' es täglich, lieber Christ! S. G.

Gottes Erbarmen

Von Schw. M. Gaudiosa

Fünf Jahre ist es her, als ich am 12. Dezember abends auf unserer Missionsstation Mariathal eintraf, wo ich meine Ferien zubringen sollte. Am folgenden Tage kam die Nachricht, daß der Häuptling Sikofini Dhlamini, der seit April im Gefängnis zu Maritzburg in Haft gehalten wurde, am nächsten Tage hingerichtet werde. Seine Leiche werde per Bahn zur Missionsstation gebracht, der Priester, welcher ihn zum Tode vorbereitete, werde die Leiche begleiten.

Man kann sich denken, welche Bestürzung diese Nachricht auf der Station wachrief; es dauerte nicht lange, und alle Schwarzen wußten es. Für solche Sachen benötigen sie kein Telephon. Die Eingeborenen sollten also ihren Häuptling, an dem sie mit so großer Zuneigung hingen, wiederbekommen — aber nicht lebend.

Wie schon erwähnt, war er im April verhaftet worden, da er einen anderen Häuptling, Umtsila mit Namen, durch seine Helfershelfer vergiften ließ. 40 000 Mark hatten die Schwarzen für seine Freilassung gesammelt, aber umsonst. Der Gefängnisgeistliche, ein sehr eifriger Oblatenpriester, Pater Hannon, bereitete ihn zum Tode vor. Er erzählte, daß er bereits zu Beginn seiner Gefangenschaft den christlichen Glauben liebte, und daß er nur bei den Amaromas getauft werden wolle. Die Minister anderer Sekten, welche ihn im Gefängnis besuchten, um ihn für ihren Glauben zu gewinnen, habe er entschieden abgewiesen. Da nahte der 14. Dezember 1921 heran. Morgens um 7 Uhr war die Todesstrafe vollzogen worden, und am Abend desselben Tages erwarteten wir die Leiche des Häuptlings. Eine große Menge Neger, Christen und Heiden, hatten sich am Eingangstor von Mariathal versammelt, um ihrem inkosi (Häuptling) die letzte Ehre zu erweisen. Auch drei Priester standen im Ornat bereit, um ihn im Namen der Kirche zu empfangen. Beim Anblick des Sarges wollten die Heiden ihrem Schmerz durch lautes Wehklagen Luft machen; allein einer von den Ratsherrn sagte zu ihnen: „So etwas tut man bei den Amaromas nicht“, und das Wehklagen verstummte.

Auch mehrere weiße Polizisten waren dem Leichenzuge von Tzopo gefolgt, da man einen Aufstand von seiten der schwarzen Bevölkerung befürchtete. Aber der Pater Missionar versicherte, daß nichts zu befürchten sei; und die Polizisten kehrten wieder zurück.

Nun wurde das Miserere angestimmt, dem sich die weiteren Zeremonien unserer heiligen Kirche anschlossen. Daraufhin erhob der Pater Missionar seine Stimme und sprach zu dem versammelten Volke: „Ihr Häuptling, den Sie jetzt beweinen,

ist kurz vor seinem Tode getauft worden. Es war sein Wunsch, daß er unter seinen Landsleuten beerdigt werde. Er läßt seine hochbetagte Mutter bitten, gläubig zu werden, dasselbe wünscht er von dem ältesten Sohne, der nach seinem Tode die Herrschaft antreten werde. Außerdem sei sein letzter Wunsch noch, daß der ganze Stamm sich den Amaromas, d. h. dem katholischen Glauben, und keiner anderen Sekte, zuwenden solle."

Nun ermahnte der Pater Missionar die Männer, daß sie nach Hause gehen und das Grab bereiten sollten; am nächsten Morgen werde der Gottesdienst gehalten. Kurz darauf sah man die Männer beieinander stehen. Man merkte, daß sie etwas Wichtiges zu beraten hatten. Die Christen wollten nämlich, daß der Tote auf ihrem Friedhof beerdigt werde; die Großen und Räte des Häuptlings wollten aber, daß er in seinem Kraal, den heidnischen Gebräuchen gemäß, seine letzte Ruhestätte finden solle. Zulezt gab die alte Mutter ihren Willen kund; sie wünschte, daß er auf unserm Friedhof beerdigt werde, und alles Hin- und Herreden hatte sofort ein Ende.

Da der Tote nichts Abschreckendes an sich hatte, sondern so friedlich da lag, daß man die Barmherzigkeit Gottes sozusagen greifen konnte, drängten sich alle heran. Die Angehörigen blieben bei der Leiche, und das Großweib des Häuptlings stieß den Seufzer aus: „So bist Du denn nun heimgegangen zum Herrn!"

Am folgenden Tage war um 10 Uhr das Seelenamt, dem eine ermutigende Predigt folgte. Die zahlreichen Heiden horchten in lautloser Stille den Worten des Missionars, welche wie erquickender Balsam auf ihre wunden Herzen niederfiel. Eine unzählige Menschenmenge war erschienen, um dem beliebten Häuptling das Geleite zu geben. Viele Heiden waren gekommen, um ein christliches Begräbnis zu sehen. Nochmals erwähnte der Pater Missionar, wie aufmerksam der Verstorbene dem christlichen Unterricht zugehört habe, und wie dringend sein Wunsch war, daß sich alle bekehren sollten. Als der Priester zum Abschied sagte: „Ruhe sanft, mein lieber Joseph Albert Dhlamini, mein Kind in Christo, mein Freund, ruhe sanft, bis zu dem Tage, wo alle aus ihren Gräbern wieder aufstehen werden", da blieb kein Auge trocken.

Wie wunderbar sind doch die Wege des Herrn! Wäre nicht etwas so Außergewöhnliches im Leben des Häuptlings eingetroffen, so wäre er nicht zum wahren Glauben gekommen. Es ist darum die Wahrheit bestätigt, daß der Herr Gutes aus dem Bösen zu ziehen weiß. Ich selbst kann den friedlichen Ausdruck dieses Toten nicht vergessen und hoffe, daß er für sein Volk ein Fürbitter sein werde am Throne Gottes, das mit so großer Zuneigung an ihm hing.

Die alte Mutter machte sofort Ernst mit der Sache; der

Wunsch ihres sterbenden Sohnes war ihr Gebot. Noch am gleichen Abend warf sie ihre heidnischen, schmutzigen Decken weg und kleidete sich. Das war der erste Schritt zur Besserung; dann ließ sie sich sofort im katholischen Glauben unterrichten.

Das größte Hindernis bei den Heiden ist die Vielweiberei. Der Reichtum des heidnischen Negers wird nach der Zahl seiner Frauen bemessen.

Als der Vater Missionar dem versammelten Volke am offenen Grabe den letzten Wunsch des Häuptlings kundgab und speziell seine Leute aufforderte, konnte man hier und da ein dumpfes Gemurmel vernehmen; es waren die Stimmen jener, die von einer Besserung noch nicht viel wissen wollten. Es muß viel gebetet und geopfert werden, bis ein solcher Volksstamm alle Fesseln des Heidentums abstreift.

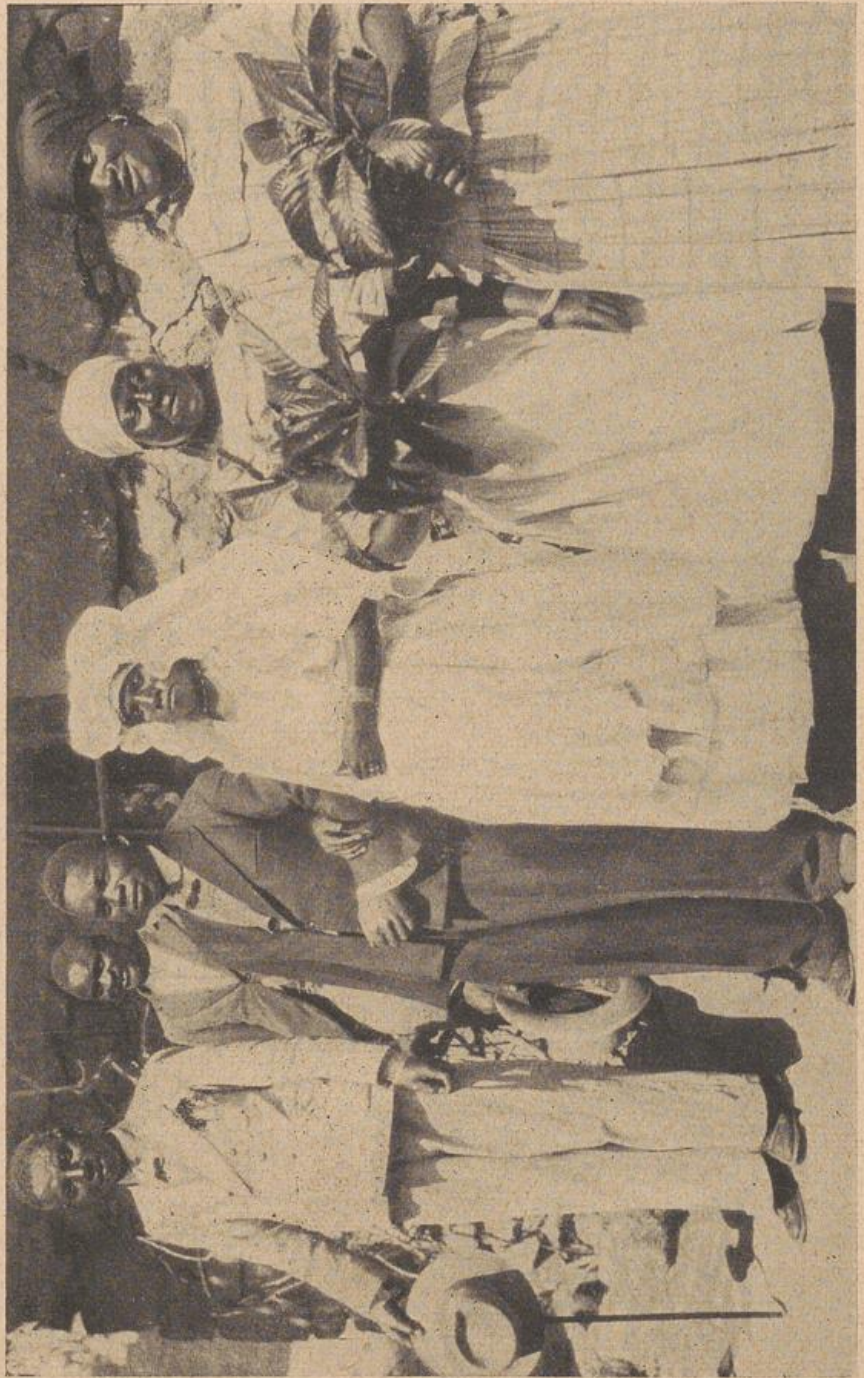
3

Auch bei den Schwarzen gibt es Ehehindernisse

Von Schw. M. Aquilina, Triashill

Wie in Europa, so werden auch in Afrika vor der Trauung in der Kirche die Namen des Brautpaares aufgerufen für den Fall, daß in der Gemeinde irgendwelche Ehehindernisse bekannt sind. Ausgeschlossen sind hier Ehehindernisse wegen Verwandtschaft, weil der Heide seinem Naturgesetz gemäß von selbst sehr strenge darauf achtet.

Nun sagten sich die klugen Männer von Triashill: „Es muß doch Ehehindernisse geben, sonst würde nicht jedesmal dieser Aufruf von der Kanzel stattfinden.“ Bald darauf fand wieder ein solcher Aufruf in der Missionskirche statt. Da stand es denn bei der Männerwelt bombenfest, dieser Bursche dürfe nicht heiraten, denn jetzt haben sie ein Ehehindernis gefunden. Der betreffende Bräutigam hatte nämlich von einem Missionsbruder einen Hund gekauft im Werte von 5 Mk. und hat denselben nicht bezahlt. Folglich sei das Diebstahl, und zwar sogar von Kirchengut, denn er habe den Hund von der Mission gekauft. Also das dürfe man nicht durchgehen lassen. „Also hier haben wir ein Ehehindernis“, sagten sie. Schon ganz siegesbewußt über ihre Weisheit, gingen sie festen Schrittes zum Missionar mit den Worten: „Wir haben ein Ehehindernis gefunden!“ Aber welche Enttäuschung dieser pflichttreuen Männer. Der Missionar antwortete ganz ruhig: „Der Bräutigam wird das Geld schon bezahlen; das ist übrigens kein Grund, daß er die Ehe nicht eingehen darf.“ Ärgerlich gingen die pflichttreuen Männer von dannen und sagten dem Missionar: „Du wirst Dein Geld nie erhalten; wenn er jetzt heiraten darf, warum hat er früher nicht bezahlt?“ Aber ihr Murren war erfolglos.



Eine Eingeborenen-Hochzeit

Dieses Bild erhielt bei einer Gouvernements-Preisverteilung den ersten Preis.

Ein anderer Fall wurde besser ausgedacht; sie wollten und sollten wieder ein Ebehindernis finden, als ein anderer Bräutigam an die Reihe kam. Diesesmal waren es meine eigenen Schüler, große Burschen, welche unter sich eine kleine geheime Verschwörung angezettelt hatten, denn das Brautpaar, dessen Namen in der Missionskirche abgelesen wurden, stand bei ihnen nicht in bestem Ruf. Niemand jedoch machte eine Einwendung beim Pater Missionar. Da kam der Hochzeitstag. Das Brautpaar kniete am Altare, und der Pater Missionar wartete auf die Zeugen; es war aber keiner zu sehen. Zuletzt machte er mir ein Zeichen, ich möchte einen der großen Schüler schicken; aber jeder schüttelte den Kopf und gab mir zu erkennen, daß er nicht hingehet. Ratlos und halb ärgerlich wartete der gute Pater, bis ich zuletzt Maurus, einen jungen Burschen, der sich sonst nie weigerte, etwas zu tun, zwingen konnte, zum Altare zu gehen. Die Tränen standen ihm in den Augen, und nur langsam und widerwärtig bewegte er sich an den Altar.

Als die Trauung vorüber war, wurde ich, nachdem wir die Kirche verlassen hatten, ganz umlagert von Widersprechenden. „Schwester, Du bist schuld, daß dieser Schurke geheiratet hat. Wir hatten uns alle verschworen, keine Zeugen zu sein, denn das wäre ein durchgreifendes Ebehindernis gewesen. Da hätte sich der Bräutigam aber schämen müssen, und dann hätte es keine Hochzeit gegeben. Wir Burschen von der Mission sind fest in unserm Entschluß, daß wir keine Zeugen mehr machen, außer es sei denn einer von uns; und stolz hielten sie ihr Wort.

Später hatten wir noch ein heiteres Ebehindernis, welches aber vorher glänzend beseitigt werden konnte.

Es müssen nämlich die schulentlassenen Mädchen der Missionsfarm wöchentlich zwei Bündel Holz bringen als Entgelt. Einer jungen Braut schien das etwas zu viel, und obschon sie öfters gemahnt wurde, dachte sie an hundert andere Sachen, aber nie an ihre rückständigen Holzbindel. Sie freute sich im geheimen, daß der Schuldbrief sicher vertilgt würde, sobald sie am Altare „Ja“ gesagt habe. Das Volk jedoch dachte anders. Es stand fest, daß die Bündel Holz, und das war eine beträchtliche Anzahl, vor der Hochzeit noch herbeigeschafft würden.

Montag früh erschien die Braut im Festschmuck. Aber, o weh! Alle riefen: „Ein Ebehindernis!“ Was nun tun? Biegen oder brechen. Langsam setzte sich der Brautzug in Bewegung. Wohin jedoch? Nicht zur Kirche wurden die Brautleute und die Brautführerinnen von ihren Zeugen geführt, sondern zum Wald. Nach einer guten Stunde kam der ganze Hochzeitszug mit großen Holzbindeln beladen zurück, und das Ebehindernis war behoben. Nun ging der Zug unter lautem Jubel der Schuljugend zur Kirche, wo die Trauung stattfand.

Wer lobt nicht den Gerechtigkeitsinn dieses Volkes?

Große Feier im Mutterhaus

(Schluß)

Am Feste Mariä Himmelfahrt fand die zweite und dritte Feier statt, nämlich die Ablegung der zeitlichen und ewigen Gelübde. Zuerst erklang das „Veni Creator“, dann hielt der hochwürdigste Herr Bischof eine herzliche Ansprache. Sein Vorspruch lautete: „Großes hat an mir getan, der da mächtig ist!“ Se. Erzellenz begann mit dem festlichen Einzug unserer lieben Himmelsmutter am heutigen Tage, sprach dann von dem Glück der Auserwählung zum Ordensberuf, der vor allem in dienender Liebe bestehen soll: Gott dienen, den Mitschweftern dienen, der ganzen Menschheit dienen, und klang in dem Gedanken aus „Ecce ancilla Domine“. Seine Worte machten auf alle Versammelten einen tiefen Eindruck. Auch an die Eltern und Verwandten richtete er tröstende Worte, betonend, daß des Heilandes Braut wohl beglückendere Gefühle am heutigen Tage empfindet als eine weltliche Braut an ihrem Festtage. Man merkte den warmen, herzlichen Worten des hochwürdigsten Herrn Bischofs an, daß sie aus einem großen, gütigen, wohlwollenden Vaterherzen kamen, der an alle seine Kinder denkt.

Im Chor stehen 16 Novizinnen, bereit, die heiligen Gelübde abzulegen. Tiefer Ernst und lautlose Stille herrscht, als die Worte erklangen: „Noch sind Sie frei.“ Aller Augen schauen auf die 16 im Chor. Dann fährt Se. Erzellenz fort: „Bedenken Sie wohl, Gott ist ein eifersüchtiger Gott, und die ihm dargebrachten Gelübde müssen heilig gehalten werden.“ Ob sie es wohl überlegt hatten? Frisch und mutig beantworten alle Novizinnen die gestellten Fragen. Keine tritt zurück. Der Tragweite einer solchen Handlung bewußt, sowie der Notwendigkeit der Kraft aus der Höhe, werden alle Himmelsbewohner um ihre Fürbitte angerufen und die Allerheiligen-Litanei angestimmt. Dann treten alle vor, um eine brennende Kerze zu empfangen als Sinnbild des himmlischen Lichtes, welches ist „Jesus Christus, der sie mit seinem kostbaren Blut erkaufte hat“. Auf Gott vertrauend, singen alle nach Ablegung der heiligen Gelübde, sich tief verneigend, ihr dreimaliges Suscipe: „Nimm mich auf, o Herr, nach deinem Wort, daß ich lebe, und laß mein Hoffen nicht zuschanden werden!“

Zu zweien knien die Novizinnen auf den Stufen des Altares und empfangen das Brustkreuz am roten Bändchen, das Symbol des kostbaren Blutes Jesu, der gekreuzigten Liebe unseres Heilandes. Dann erhalten sie den Gürtel sowie einen geweihten Rosenkranz „als Geschenk der himmlischen Mutter und als sichere Waffe gegen alle Angriffe des bösen Feindes“. Die Worte bei Überreichung des schwarzen Schleiers mit dem blutroten Kranze lauten: „Empfangen Sie, meine Schwester, den



Ablegung der ewigen Professe.
Jede einzelne Schwester legt vor der erhobenen Hostie ihre ewigen Gelübde ab.

schwarzen Schleier und diesen roten Kranz als Symbol der tätigen und leidenden Liebe und als Erinnerung an die heldenmütige Opfergesinnung, in welcher Sie von heute an Ihrem Heilande nachfolgen sollen."

Nun kommen die Schwestern an die Reihe, die sich auf ewig binden. Nach dem Evangelium traten ihrer sieben vor den Altar, um begeistert ihr „Suscipe“ zu singen. Bald nahte der erhabene Augenblick der heiligen Kommunion. „Confiteor Deo omnipotenti . . .“ sang der Chor. Mit erhobener Hostie stand der hochwürdigste Herr Bischof vor jeder einzelnen Braut, die geziert war mit dem blutroten Kranz, durchwoben von zartem Grün, als Zeichen der ewigen Treue; in der Hand hielt die Braut eine brennende Kerze. Tiefer Ernst lag in den Stimmen der Professschwestern, als sie in Demut vor der erhobenen Hostie laut und feierlich ihr Gelöbniß aussprachen für immer und ewig; dann reichte ihnen der hohe Kirchenfürst denjenigen, den sie ewig besitzen und genießen sollen. Wer möchte nicht lauschen der innigen, stillen Zwiesprache der bräutlichen Seele mit ihrem Gott! O, sie haben die Welt um sich vergessen.

Nach der heiligen Messe schreiten diese sieben noch einmal zum Altar, wo ihnen das letzte Kleinod der Ordenstracht überreicht wurde, der Ring. „Empfange, meine Tochter, den Ring, als Zeichen der Vermählung mit dem himmlischen Bräutigam, und bewahre ihm durch die Kraft seines kostbaren Blutes unverletzt die gelobte Treue“, so sprach der Bischof. Zum Dank erklang aus allen Kehlen ein feierliches *Tedeum*.

Nachmittags waren die Festtagskinder sowie alle übrigen Professschwestern und Novizinnen im Kommunitätsaal versammelt. Der hochw. Herr Bischof gratulierte den Festtagskindern und ermunterte sie, immer mehr in Gott und die Genossenschaft, der sie neben Gott diese große Gnade verdanken, hineinzuwachsen. Dann verordnete er allen ein praktisches Rezept zum „Heiligwerden“. Als Allheilmittel, das immer in der Apotheke vorhanden sein soll, und zwar: „Ich muß gut sein für alle! Dazu kommt eine bittere Pille: „Keiner muß gut sein für mich!“ Diese Medizin, treu eingenommen, bewahrt den Frieden und macht glücklich.

Zum Schluß bat Se. Erzellenz um das Gebet für sich und die und die ihm anvertrauten Seelen, und meinte demütig hinzufügend: „Auch ich darf sagen, wie es in einer griechischen Fabel zum Schluß heißt: „Arzt, heile dich selber zuerst!“

Nur zu schnell entflohen die glücklichen Stunden. Nach einem kurzen Besuch bei den Kranken rief die Glocke alle zum Abschied an die Klosterpforte. Auch die Gäste, die sich am Weg aufgestellt hatten, knieten nieder, um von dem scheidenden Bischof den letzten Segen zu empfangen.

Das Bananenblatt

Von Schw. M. Evodia

Vor längerer Zeit haben wir über die köstliche Frucht der Bananenstaude geschrieben. Die Hauptnahrung des Watschagga-Volksstammes am Fuße des Kili-mandjaro besteht aus Bananen vieler Art. Jede Eingeborenenhütte ist in einen dichten, kühlen Bananenhain gebettet. Der Stamm der Bananenstaude wächst kerzengerade und erreicht eine Höhe von 7 bis 8 Meter; er ist von harten Blattrinden zusammengesetzt und hat eine rötlich-schwarze Farbe. Oben in der Mitte des Stammes befindet sich die Blüte. Die Bananenstaude trägt nur einmal im Jahre Früchte und stirbt dann ab.

Das Riesenblatt ist 3—4 Meter lang und fast 1 Meter breit. Der Eingeborene ist recht sparsam und erfinderisch in seiner Art und weiß alles von der Staude auszunützen. Wir sprechen heute nur über das Bananenblatt. Es wird von den Eingeborenen

1. als Schirm gebraucht. Wenn es Sonntag in Strömen regnet, so fehlt doch kein einziger Christ beim Gottesdienst, trotzdem mancher einen Weg von drei Stunden zurückzulegen hat; und merkwürdig, alle, groß und klein, alle kommen sauber und nicht durchnäßt vom Regen in die Kirche. Anfangs konnte ich das gar nicht verstehen, aber die Sache verhält sich folgendermaßen: Unterwegs wird das Oberkleid ausgezogen, unter den Arm gesteckt und ein alter Segen um den Leib gebunden. Vor dem Weggang wird ein Bananenblatt abgehauen. Bei der Kirche angelangt, wird das Bananenblatt an der Mauer aufgestellt, das Sonntagskleid unter dem Arm hervorgeholt und angezogen. In den Monaten März, April und Mai ist hier die große Regenzeit, wo es Tag und Nacht ununterbrochen stark regnet. So mancher in Europa würde denken, wie können da die Kinder zur Schule kommen? Vielleicht sind die Ferien in dieser Zeit? O nein, da gibt es keine Ferien, und die Kinder kommen vollzählig zum Unterricht. Das wunderbare Bananenblatt ist wasserdicht und schützt auf dem Wege vor dem strömenden Regen.

2. Aus dem Bananenblatt werden ferner Korb und Körbchen gemacht. Schnell und geschickt fertigen die Eingeborenen diese Hausgeräte an. Sie benützen dieselben für Eier, Mehl, Mais, Bananen, Bohnen und Fleisch; die Schulkinder gebrauchen sie als Eßkörbchen. Macht der Afrikaner eine größere Reise, so macht er sich einen Rucksack aus dem Bananenblatt, und er kann meilenweit damit gehen, ohne daß dieser Rucksack aus den Fugen geht.

3. wird das Bananenblatt zum Dachdecken verwendet. Das Haus des Watschagganegers besteht aus einigen Baumstämmen und Ästen, die mittels eines starken Seiles, das von einem Schlinggewächs gewonnen wird, mit einander verbunden

werden. Das Dach wird mit trockenen Bananenblättern gedeckt. Es ist so gut, solide und dicht, daß die Eingeborenen auch in der großen Regenzeit gut geschützt sind. Wenn in den heißen Monaten die Tropensonne glüht, dann holen unsere Kinder ein paar Baumäste vom nahen Wald, stecken dieselben in die Erde und machen sich dann ein Dach von Bananenblättern, um sich vor den brennenden Sonnenstrahlen zu schützen.

4. dient das Bananenblatt als nahrhaftes, beliebtes Futter für das Vieh. Jeden Morgen holt der Hausvater eine große Ladung Bananenblätter, schneidet sie klein für seine Kühe und Ziegen. Die trockenen Bananenblätter werden als Streu in den Viehställen verwendet und bilden sogar eine angenehme Ruhe- und Lagerstätte für den genügsamen Schwarzen. Die Krankenschwester hat schon oft ihre Patienten draußen im Bananenhain so gefunden. Die kleinen Kinder werden in eine weiche, trockene Bananenwiege gebettet, während die Mutter draußen im Feld arbeitet.

5. Der Watschagganeger benutzt das Bananenblatt auch als Packpapier; besonders werden gerne Eßwaren darin eingepackt, weil es kühl und sauber ist; ferner dient es noch als Topfdeckel. Sämtliches Kochgeschirr wird beim Kochen mit dem sauberen Bananenblatt zugedeckt. Der Metzger gebraucht es als Ladentisch, indem er einige Bananenblätter auf den Boden legt und dann das Fleisch darauf ausbreitet. Auf den Märkten kaufen die Frauen die meisten Waren in Bananenblattverpackung. Und da die Eingeborenen alles auf dem Kopfe tragen, so machen sie sich einige Kopfkissen von diesen Blättern.

Noch sind wir nicht fertig mit der Aufzählung, denn

6. macht sich der Schwarze aus Bananenblättern sogar billige Badewannen. In Gottes freier Natur gräbt er in die Erde ein tiefes Loch und legt es dicht und schön mit Bananenblättern aus. Muß der Kranke eine Badekur machen, so findet er hier eine geschickt angefertigte Badewanne.

An einem heißen, schwülen Sommertag befand sich eine unserer Schwestern auf Missionsbesuchen in den christlichen und heidnischen Kraalen. Sie wurde sehr vom Durst gequält. Es fehlte nicht an gutem Quellwasser, nur hatte die Schwester das Trinkgefäß vergessen. Das Mädchen, welches sie begleitete, besann sich nicht lange; es verschwand in einer nebenstehenden Bananenpflanzung, kam geschwind mit einem Bananenblatt zurück, verfertigte geschickt ein Trinkgefäß und gab der Schwester zu trinken. Die Neger gebrauchen also das Bananenblatt auch als Trinkgefäß, Schöpfer und Eimer. Man würde nicht fertig, wollte man alles andere Gute und Nützliche vom Bananenblatt aufschreiben. Wir staunen über die Spitzfindigkeit der Eingeborenen, denn sie wissen die kleinste Gabe Gottes zu verwerten und sind reich genug an den Naturgaben, die der Schöpfer ihnen gibt.

Im Heim der kleinen Blume von Jesus

Von Schw. M. Engelberta

O Theresia, streue Rosen!
O erflehe Gottes Segen,
Gieße aus mit voller Hand
Deinen heil'gen Rosenregen
Über's arme Heidenland!

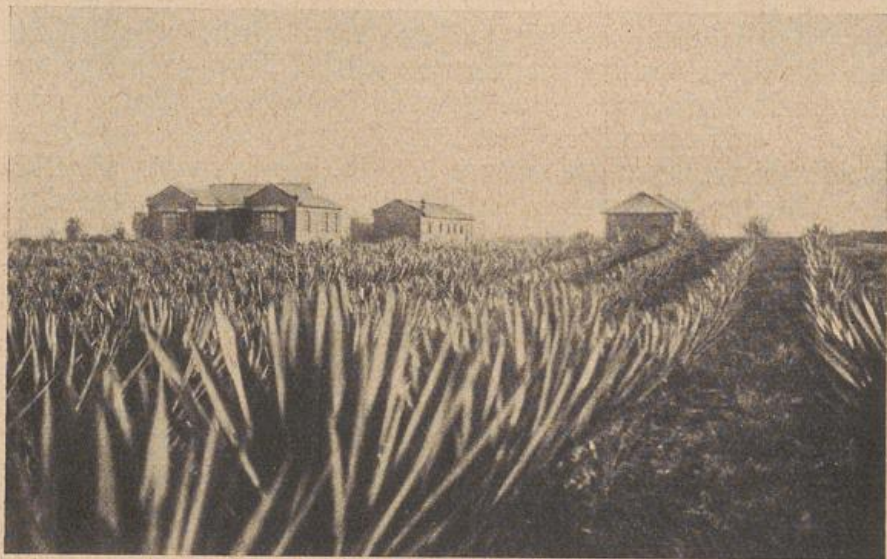
Man wird unwillkürlich zu diesem Beten angespornt, wenn man zum ersten Mal das schlichte, aber schöne Missionskirchlein in Kalimori betritt, und die Statue der kleinen hl. Theresia hoch über dem Altar an der weißen Wand stehen sieht. Die sanften Augen der Tochter Karmels blicken flehend zum Himmel empor; in der linken Hand hält sie eine Menge Rosen, weiß und rot, mit der rechten streut sie Rosenblätter auf den Altar herab. Wenn dann am Altare der Missionar in hl. Begeisterung das große Opfer darbringt und ein kaum neunjähriges Büblein ihm in zitternder Ehrfurcht dient, dann reißt es wirklich zur Andacht hin. Nahe beim Altare knien drei Missionschwwestern in ihrem weißen Tropenkleide; hinter ihnen beten und singen die schwarzen Kinder mit ihren hellen Stimmen, begleitet vom kräftigen Gebet der übrigen Gläubigen. Tritt man aus dem Kirchlein, das so eigenartig zur Andacht stimmt, heraus, so steht man auf weiter Ebene, gleichsam wie in einem Meer voll großer Sisalpflanzungen. Wirkt dieser Anblick scheinbar eintönig, so ist er doch nicht reizlos, denn es ist ein ganz eigenartiges Bild. Tausende und aber Tausende von Burschen und Männern arbeiten hier in dieser einsamen Sisalpflanzung der weißen Farmer.

Das Kloster neben dem Missionskirchlein ist eine Zufluchtsstätte für arme Kinder, gefährdete Mädchen und verlassene Frauen. Hier, mitten auf einsamer, endlos großer Fläche. Es ist das Heim der kleinen heiligen Theresia, der Patronin der Missionare.

O Theresia, streue Rosen!
Gutes tun auf allen Wegen,
Machtest du dir ja zur Pflicht;
Sende deinen Rosenregen;
Klein-Theresia, säume nicht!

Ungezählte arme Heiden
Hörten nie des Glaubens Wort;
Ach, wie sie unsäglich leiden,
Fern vom wahren Friedensport!

Etwa eine Viertelstunde von der Station entfernt, noch immer mitten in der Sisalpflanzung, steht ein anderer langgestreckter Bau, welcher allen Kranken hier dienen soll. Zwei lange Reihen von Betten, ziemlich nahe aneinander, zeigen, wie notwendig es ist und wieviel es schon besucht wurde. Unsere Schwester Arnolda, eine ausgebildete und anerkannte Krankenpflegerin, wurde extra für Kalimoni berufen. Heute sind die meisten Betten leer, weil der Handel zurückgegangen ist und die Farmer ihre Arbeiter nicht mehr bezahlen können. Die wenigen Kranken werden daher in Kalimoni selbst von Schwester Amadäa versorgt, was sie neben ihren Schularbeiten noch versehen kann. Schwester Magda bildet die Mädchen zu tüchtigen Haus-



Rübe usw. Schwesternhaus
Kirche in Kalimoni

müttern heran, denn der hochw. Vater Broewer, der Superior der Missionsstation, ist sehr besorgt, brave Familien heranzuziehen. Bis zu den äußersten Grenzen der Sisalpflanzungen sucht er die Seelen und bringt gefährdete Kinder zur Station. An Sonntagen ist das Kirchlein längst schon zu klein; die Katechumenen stehen in der Ferne.

Wenn auch das große Krankenhaus eingeht, so bleibt das Missionswerk doch bestehen, denn wo sich die Eingeborenen einmal ansässig gemacht haben, da bleiben sie auch; sie wechseln nicht gerne ihren Wohnsitz. Die einfachen Missionsgebäulichkeiten sind schon feste Steinhäuser. Man wundert sich; noch vor wenigen Jahren hausten hier Löwen, Leoparden und große Herden von Rotwild, und jetzt ist es eine Stätte des Friedens und eine Quelle von Gnaden für Tausende von Seelen, welche in der Nacht des Heidentums lebten.

O Theresia, streue Rosen!
Schützerin der Missionen,
Schau die Not, das Elend an,
Wie noch tausend Millionen
Schmachten in des Irrtums Wahn.

Stimmen hörten sie ertönen,
Trauter Abeglocken Klang,
Jenen wunderbaren schönen
Immer neuen Lobgesang!
O Theresia, streue Rosen!

5

Episode aus dem Leben unserer verstorbenen Mutter Hilaria ehemaligen Provinzialoberin in Süd-Afrika

Von Schw. M. Theobalda

Am 8. Oktober 1928 hat Mutter Hilaria † mitten in ihrem Wirkungskreis das Zeitliche verlassen; ihr Glaubensgeist und Seeleneifer stehen noch in lebhaftem Gedächtnisse der Schwestern. Was sie als Lehrerin und Mutter der Kinder gewirkt, wird uns am jüngsten Tage das Buch des Lebens aufweisen. Als sie das beschwerliche Amt einer Provinzialoberin übernehmen mußte, wuchs mit der Bürde und mit der Würde auch der Opfergeist. Vor allem waren es die schwierigen Reisen im Missionsgebiet, welche große Ansprüche an ihre Kräfte stellten. Wir wollen hier nur eine dieser Reisen herausgreifen, um uns von ihrem Opfergeist zu überzeugen.

Mutter Hilaria † hatte Schwestern auf eine neue Niederlassung De Wildt bei Pretoria in Transvaal gebracht, fuhr dann von Pretoria nach Lourenco-Marques, welches an der Küste von Ost-Afrika liegt. Diese letzte Fahrt dauerte 14 Stunden. Auf dem Rückweg nach Pretoria stieg sie in Belfast aus, unsere Schwestern in Lijdenburg zu besuchen. Hier in Belfast mußte sie aber sechs Stunden auf den Anschluß warten. Die Annehmlichkeiten eines europäischen Bahnverkehrs vermißt man in Afrika oft in empfindlicher Weise. Auf dem Bahnhof war nur ein Wartesaal mit vier leeren Bänken, kein Tisch, keine Bank, kein Stuhl, und das leichte Handgepäck konnte nicht zum Sitzen benützt werden. Und so erbat sich die schwerkranke Provinzialoberin, welche an Magenerweiterung und Magensenkung litt und nur wenig Nahrung zu sich nehmen konnte, vom Stationschef einen Stuhl, den sie auch bereit-

willigst erhielt. Jedermann weiß, wie langsam die Stunden des Wartens, besonders nachts in einsamer Gegend, vorüber schleichen. Endlich meldet sich ein Zug, und ohne auf die Uhr zu sehen, bringt die Schwache eiligst den geliehenen Stuhl zurück. Aber welche Enttäuschung! Es war ein Güterzug, und nun hieß es, noch vier Stunden warten, bis der richtige Zug einläuft. Vier Stunden! Dazu krank und elend und kein Stuhl und keine Bank! Ihre Bescheidenheit ließ es nicht zu, den Stationschef nochmals zu belästigen, und so blieb ihr nichts übrig, als vier Stunden auf und ab zu gehen ohne Erquickung. Endlich verging auch diese Zeit. Der Zug lief ein, und die müde, kranke Provinzialoberin hoffte auf ein Sitzplätzchen in einem Abteil. Aber o weh! Alle Wagen, alle Abteile waren dicht besetzt; nirgends wollte man ihr einen Platz einräumen. Sie mußte also im Gang stehen bleiben, und da die Füße sie nicht mehr tragen konnten, lehnte sie sich fest ans Fenster. Gerade, bevor die Arme zusammenbrach, merkte eine Burensfamilie diesen elenden Zustand der armen Reisenden; sie rückten zusammen und luden die Müde ein, sich zu setzen. Mit Dank gegen Gott nahm sie es an.

Nach einigen Tagen ging es weiter über Belfast nach Pretoria und dann über Johannesburg nach Mariannhill. In Johannesburg fand sie bei den Schwestern von der heiligen Familie freundliche Aufnahme; aber wie erschranken die guten Schwestern, als sie die Elende sahen. Sie konnte nichts zu sich nehmen als nur ein Glas Bier. Mit dieser kleinen Stärkung trat sie die Rückreise an, eine 24stündige Bahnfahrt. Es war die letzte Reise. Ihr Leiden verschlimmerte sich derart, daß sie eine solche Tour nicht mehr unternehmen konnte.

Dreißig Jahre war sie magenleidend, aber sie blieb stets eine eifrige Missionarin, sowohl im Kloster wie auch auf beschwerlichen Reisen. Konnte sie den Kindern nichts vom lieben Gott erzählen, so konnte sie für die Rettung der Seelen leiden. „Gerne“, so äußerte sie, „will ich dieses leiden, wenn mir der liebe Gott für jeden Schweißtropfen eine Seele schenken möchte.“ In dieser Gesinnung hauchte sie vor fünf Jahren ihre edle Seele aus. Der Herr des Weinberges, für den sie gearbeitet, gebetet, gelitten und geopfert hat, wird ihr eine herrliche Krone bereitet haben.

Zum Schluß fügen wir noch ein Gedicht bei, das sie als Ordenskandidatin im Alter von 22 Jahren an ihre Eltern sandte; es zeigt uns, wie tief sie ihren erhabenen Beruf erfaßt hat:

Nun hab ich, was mein Herz begehrt,
Verlang nichts mehr auf dieser Erd',
Ich find hier in der Einsamkeit
Der reinsten Liebe Süßigkeit.

Mein liebstes Gut im fernen Land
Ich hier im Tabernakel fand;
Bei ihm find ich das größte Glück,
Drum kehr ich nie zur Welt zurück.

So lebt denn wohl, ihr deutschen Land',
Ihr alle, die mir sind bekannt,
Ich wünsche Euch das Wohlergeh'n
Und daß wir froh uns wiederseh'n!

Es fiel Euch wohl mein Abschied schwer,
Doch — Eltern, trauert jetzt nicht mehr,
Denn, ob uns auch das Weltmeer trennt,
Die Liebe keine Trennung kennt.

Ihr nahmet auf Euch spät und früh
So manche Arbeit, Sorg' und Müh'
In meiner Kindheit, Jugendzeit.
Vergelt's Euch Gott in Ewigkeit!

Ich habe diesen Stand erwählt,
Mich loszureiß'n von der Welt,
Dem lieben Jesus mich zu weih'n
Und seine treue Braut zu sein!

Und Ihr, Geschwister, groß und klein,
Wollt nicht auch Ihr Euch Jesus weih'n?
O, flieht die Welt mit ihrer Freud',
Schenkt Jesus Eure Jugendzeit!

3

Allerlei aus der Mission

Felizitas, ein kleines Kaffernmädchen, hatte Vater und Mutter verloren. Der heidnische Bruder des Vaters hatte Anrecht auf das Mädchen und freute sich schon auf die Zahl Ochsen, die er später bei der Heirat des Mädchens ausbezahlt bekäme. Als eine katholische Tante das Kind zur Erziehung verlangte, gab der Onkel es gerne zu, denn er wollte ja nur die Ochsen. Die Tante ging täglich zur heiligen Messe und zur heiligen Kommunion, und ihre Nichte Felizitas hatte sie bereits soweit vorbereitet, daß der schönste Tag ihres Lebens schon herannahte. Aber Felizitas ahnte nicht das Leid und die bevorstehenden Versuchungen, denen sie bald unterliegen werde.

Felizitas war bereits zu einem stattlichen Mädchen herangewachsen und konnte dem heidnischen Onkel schon manche Dienste leisten; dieser hoffte dann bald die gewünschten Ochsen zu er-

halten. Zum großen Schmerz der Tante holte der Onkel Felizitas in Begleitung eines Polizeidieners weg. Unter Schluchzen und Wehklagen mußte sie sich zur nächsten Bahnstation fortzerren lassen. Nach zwei Tagen kam sie in ihrer neuen Heimat an. Hier war kein Christ in der Nähe, und ihre Verwandten waren alle verstockte Heiden. Sie war ein Lamm mitten unter Wölfen! Das arme Kind fühlte sich ganz unglücklich. Mit wem sollte es beten und mit wem und wohin zum Gottesdienst gehen? Die heidnischen Verwandten boten alles auf, sie zum Abfall zu bringen, und wirklich vergaß Felizitas gar bald, daß Gott allein ihr Helfer sei. Die christliche Kleidung wurde mit einem Perlenschmuck vertauscht; sie wurde gezwungen, zu den heidnischen Festen zu gehen, und bald verlor sie sich in dem wilden Treiben. Als es aber Abend wurde, befiel sie eine große Angst; sie holte ihre Kleider wieder hervor und schleuderte den Perlenschmuck weg. So vergingen ein paar Tage in Bangen und Angsten, bis zufällig oder vielmehr durch Gottes Fügung eine katholische Verwandte als rettender Engel kam. Dieselbe wußte nichts von Felizitas, erfuhr aber bald ihren ganzen Kummer. Sie lud das Mädchen zu einem Besuch ein und brachte es zu uns auf die Missionsstation. Aus den Augen des Mädchens sprachen Kummer und Sorge. Andächtig und gesammelt kniete sie in der Kirche; als aber der heilige Segen erteilt wurde, verließ sie dieselbe eiligst. Auf meine Frage, warum sie denn so eilig davon gegangen sei, sagte sie: „O, Schwester, ich kann den Heiland nicht anschauen, er muß mir zürnen, mein Herz ist schwarz, ich bin ihm abtrünnig geworden, denn ich habe einen Tag den Schmuck der Heiden getragen. Jetzt muß ich mein Herz reinigen, dann erst getraue ich mir zu Jesus aufzuschauen.“ Sie hat es getan und ist wieder brav geworden, und ohne Zweifel hat der liebe Heiland das verlorene Schäflein wieder mit Freuden aufgenommen!

5

Glaubt ihr wirklich?

Der Kaiser von Japan ließ einst den Jesuitenpater N. zu sich rufen und sagte ihm: „Sag' mir im Vertrauen, glaubt ihr Missionare wirklich an die Lehren, welche ihr predigt? Meine Priester haben mir offen gestanden, daß alle ihre Lehren nur ein Gewebe von Ungerechtigkeit und Lüge seien.“

Der Missionar wies nun auf einen Erdglobus hin, welcher in dem Zimmer stand, und ersuchte den Kaiser, er möchte die Breite des Ozeans messen, welchen er durchsegelt habe, um zu ihm zu kommen, und möchte dann sehen, was er, der

Missionar, durch diese Reise gewonnen habe oder für Gewinn hoffen könne. „Deine heidnischen Priester“, fügte er bei, „sind reich, geachtet und haben jedes irdische Gut, das sie wünschen können. Ich aber habe alles verlassen, um zu Euch zu kommen und Euch die christliche Lehre zu verkündigen. Sage mir nun, o Kaiser, wäre es möglich, daß ich soviel unternommen hätte, wenn ich nicht von der Wahrheit und Notwendigkeit dieser Lehre für euch überzeugt gewesen wäre?“

2

Aus Kirche und Welt

Russischer Erzbischof tritt zur katholischen Kirche über

In Pookshill bei Newyork ist der russisch-orthodoxe Erzbischof Wladimir Alexanocow von Msgr. Bucys, dem Bischof aller russischen katholischen Pfarreien des östlichen Ritus in Europa, in die katholische Kirche aufgenommen worden. Unmittelbar nach diesem Übertritt feierte Msgr. Bucys das heilige Meßopfer nach slawischem Ritus gemeinsam mit Erzbischof Alexanocow. Msgr. Bucys war im Auftrage der päpstlichen Kommission Pro Russia nach Amerika gereist, um mit verschiedenen orthodoxen Priestern über die Frage der Aufnahme in die katholische Kirche zu beraten.

R. B.

Die Prozession der Geheiligten

Anläßlich des diesjährigen großen Nationalpilgerzuges der französischen Katholiken nach Lourdes spielte sich ein rührender Vorgang ab, nämlich die Dankprozession von 120 Lourdes-Geheilten aus Frankreich. Berichte erwähnen, daß die Zuschauer sich der Tränen nicht enthalten konnten, als sie diese lebendigen Zeugen der Vermittlung himmlischer Gnaden durch die Gottesmutter geheilt ihres Weges ziehen sahen. Alle Jahrgänge von Heilungen waren in diesem Zuge vertreten. Viele dieser Heilungen haben bereits ihre amtliche Sanktion erfahren.

Erster eucharistischer Kongreß in Zentralafrika

In Kisantu fand der erste Eucharistische Kongreß Zentralafrikas statt, der von über 15 000 Männern besucht war. Der Kongreß hatte den Zweck, Jesus Christus im allerheiligsten Altarsakrament im Namen aller Missionen Zentralafrikas zu verehren, den Segen des Himmels für die Evangelisierung der Schwarzen zu erflehen und die Bevölkerung des Unteren Kongos im Glauben und in der christlichen Lebensführung zu bestärken. Den Abschluß des Kongresses bildete eine Prozession, an der über 20 000 eingeborene Katholiken teilnahmen.

Die Bilanz von 12 Jahren Kirchenaustritt

Soeben wird eine interessante Untersuchung veröffentlicht, die durch statistische Tafeln veranschaulicht wird. Die Untersuchung berichtet über die Kirchenaustrittsbewegung und ihre Ergebnisse in den 12 Nachkriegsjahren (1919—1930). Aus den Angaben geht hervor, daß die Zahl der Religionslosen jährlich im Durchschnitt um 100 000 Menschen zugenommen hat. Die Gesamtzahl der aus der Kirche Ausgeschiedenen beläuft sich in diesen 12 Jahren auf rund zwei Millionen, wobei die Rück- und Übertritte bereits abgerechnet sind. Die Jahre 1931 und 1932 haben diese traurige Entwicklung leider fortgesetzt.

235



F ü r d i e K i n d e r

Meine lieben Kinder! Heute erzähle ich euch eine kleine Geschichte aus Rhodesia. — Klein Ellen, ein weißes Kind in Südafrika, hatte blondes Haar und frisch-rote Backen; die himmelblauen Augen leuchteten schelmisch und glückstrahlend unter dem großen weißen Sonnenhut hervor. Sie zählte kaum vier Jahre, war aber schon eine fleißige Schülerin, und was sagt ihr nun dazu — sie war sehr pünktlich! Kaum öffnete sich das große Tor vom Schulplatz, so sprang Ellen als eine der ersten im Klosterhof herum, um im Schatten der Kokospalmen zu spielen, bis um zwei Uhr die Glocke zur Schule rief. So gerne spielte sie im Schatten dieser Palmen; aber nicht selten flog doch ihr Blick so sehnsüchtig hinauf zu den herrlichen Kokosnüssen, die unter den Blättern prangten. Aber ach, sie hingen ja so hoch; da konnten Ellens Fingerchen nie eine erreichen. „Ach,“ dachte das Kind, „wenn doch einmal eine herunterfallen würde.“ Schon überlegte sie, ob sie mit einem Stein danach werfen sollte; aber da konnte ja Schwester Johanna kommen, die immer einen Stock hat. Wohl hatte Ellen noch nie gesehen, daß die gute Schwester den Stock gebrauchte; sie hat aber auch noch nie gesehen, daß ein Kind mit einem Stein nach den Kokosnüssen warf. Ja, das war denn doch zu gewagt. Aber was tun? Die Nüsse schienen mit jedem Tag verlockender zu werden.

Klein Ellen hat in der Schule gehört, daß der hl. Antonius die verlorenen Sachen zurückbringt. Aber, dachte sie, ich habe ja keine Nuß verloren, ich habe nur keine und möchte so gerne eine haben; da könnte der heilige Antonius doch eine herunterwerfen. Ich will es ihm doch sagen.

Gedacht, getan. Schnell huschte Klein-Ellen durch das Portal der Klosterkirche und betete so innig und kindlich: „Guter, hei-

liger Antonius, ich bitte dich nur um eine einzige Kokosnuß. Ach, ich bitte dich recht schön, wirf mir doch eine herunter!" Im festen Glauben, daß sie erhört werde, ging sie auf den Schulplatz. Da, Welch eine Freude! Platsch, fällt eine schöne große Nuß vom Baum. Aber Mary, ein größeres Mädchen, war noch näher beim Baum wie Klein-Ellen, und wollte ihr die Nuß streitig machen. Da rief Klein-Ellen laut: „Nein, nein, mir hat der heilige Antonius die Nuß heruntergeworfen; ich habe ihn gebeten, nicht du, und triumphierend lief sie mit ihrer Nuß zum heiligen Antonius und erzählte Schwester Johanna ihre große Freude.



Pawpawbäume, ganz ähnlich wie Kokospalme, nur ist bei der letzteren der Stamm schlanker und höher, die Frucht ist gleich, die Blätter palmartig.

Und nun noch eine kleine Geschichte von Süd-Afrika.

Unter den Schülern des neuen Schuljahres befindet sich ein Knabe aus der Cape-Provinz. Diese Schüler müssen für das Examen neben der englischen Sprache noch eine dritte Hauptsprache Süd-Afrikas lernen; diese drei Hauptsprachen sind: Zulu, Sesutu und Afrikander. Unser kleiner Junge meldete sich für Afrikander, während alle anderen Schüler Zulu oder Sesutu nahmen. Da mußte man dem Kleinen zu verstehen geben, daß er doch eine andere Sprache nehmen möge, weil man für einen Einzelschüler keinen Extraunterricht in einer andern Sprache geben könne. Aber der Kleine blieb dabei: „Nein, ich möchte Afrikander studieren, denn diese Sprache redeten wir daheim.“

„Nun gut,“ entgegnete die Schwester, „dann mußt Du eben in ein anderes Kolleg gehen, wo mehrere Schüler diese Sprache lernen.“ Die Oberlehrerin sagte dann zu ihm: „Schreibe Deiner Mutter, Du könntest ja nach Marißburg gehen.“ „Nein, nein, Schwester,“ entgegnete der Knabe, meine Mutter will, daß ich in Mariannahill sein soll; ich muß gehorsam sein. Dort, sagte die Mutter, ist der beste Platz für Dich, und darum bleibe ich in Mariannahill.“ Dann fügte er noch ganz bedenklich hinzu: „Ich nehme Zulu; ich kann schon etwas Zulu reden, und ich will mich recht anstrengen, dann lerne ich die Grammatik schon noch.“

Einen so kindlichen Gehorsam haben wir selten gesehen.

K

Lustige Ecke

Hans kommt aus der Rechenstunde heim. „Vater, heute mußten wir den gemeinschaftlichen Nenner suchen.“

Vater: „Aber, Hans, hat man den noch nicht gefunden; als ich noch in der Schule war, mußten wir ihn auch schon suchen.“

In der Schule erzählt der Lehrer den Kindern, daß der liebe Gott den Menschen aus Staub gemacht hat. Da meldet sich ein kleiner Junge und fragt: „O, da hat er gewiß die Neger aus Kohlenstaub gemacht!“

Lehrerin: „ $3 + 7 = 10$.“

Peter: „Gestern sagte das Fräulein, $5 + 5 = 10$. Was soll ich nun glauben?“

Mutter: „Aber Lieschen, weißt Du denn nicht, daß der liebe Gott im Himmel alles sieht?“

Lieschen: „Ja, Mutter; aber er redet nicht davon wie gewisse andere Menschen!“

Besuch im Hause: „Paulchen, willst Du Dich nicht etwas zu mir setzen?“

Paulchen: „Nein, Mutter hat gesagt, ich müsse hier sitzen bleiben, denn hier ist ein Loch im Bezug.“

Ein Tourist, der plötzlich von einer Regenschauer überrascht wird, tritt in ein Haus am Wege ein. Im Zimmer saß ein Mann, in einer Ecke, an der einzigen Stelle, wo es nicht durchregnete. Das Dach war ganz durchlöchert.

„Warum lassen Sie denn das Dach nicht reparieren?“ fragte der Tourist halb ärgerlich.

„Das kann ich doch nicht tun in einem solchen Regenwetter“, antwortete gleichgültig der Mann.

„Ja, aber warum haben Sie es denn nicht im trockenen Wetter reparieren lassen?“

„O, dann regnet es doch nicht durch.“

In Gesellschaft.

Gast zum kleinen Frig: „Spielst Du gerne Klavier?“

Frig: „Nein, aber Mutti will immer, daß ich spiele, wenn sie müde ist und gerne hätte, daß die Gäste heimgingen.“

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Fehrenbracht 16 Mk., Apollonia; Ludwigshafen 21 Mk., Erwin; in Heilig-Blut gingen ein aus Düsseldorf 42 Mk., Marlies und Maria; N. N. 130 Fr., Ferdinand; 21 Mk., Maria; 21 Mk., Valeris; 21 Mk., Josephine; 21 Mk., Sofie-Ebba.

Für die Mission: Buer 3 Mk.; Frankfurt 20 Mk.; Schröck, von mehreren Wohltätern 16 Mk.

Fürs Ausfäzigenheim: Frankfurt 2,50 Mk.

Für die Missionschule zur Heranbildung armer, braver Mädchen zu Missionslehrerinnen aus Rheinbrohl 10 Mk.

Allen unsern lieben Wohltätern ein recht herzliches Vergelt's Gott!

Es segne sie mit ihrem Kind die allerjeligste Jungfrau Maria.

Rosenkränze, Millionen,
Aus der Erde weiten Zonen
Zieren nun der Jungfrau Thron.
„Heil dir, voll des Himmels Glanzes,
Königin des Rosenkranzes!“
Tönt's empor im Jubelton.

Mit der Beter frommen Ave
Weih'n wir jede Liebesgabe
Unser Gönner, Mutter, dir.
Schütze sie auf ihren Wegen,
Deines lieben Sohnes Segen
Spende ihnen für und für.

Ablässe

Im Oktober können die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blute unter den gewöhnlichen Bedingungen einen vollkommenen Ablass gewinnen am Rosenkranzfest oder in der Oktav, am Feste des allerheiligsten Erlösers (23. Okt.) und einmal an einem beliebigen Tage. — Einen Ablass von 10 Jahren und 10 Quadragenen am 4. Oktober, Fest des heiligen Franz von Assisi; am 18. Oktober, Fest des heiligen Lukas; am 25. Oktober, Fest des heiligen Erzengels Raphael; am 28. Oktober, Fest der heiligen Apostel Simon und Judas, wenn sie reumütig eine Kirche besuchen und nach Meinung des Heiligen Vaters beten.

Etwas zum Bedenken für die Mitglieder der Erzbruderschaft: Wollen wir durch das kostbare Blut Jesu Christi ganz besondere Gnaden erhalten, so bitten wir die allerjeligste Jungfrau, daß sie es an unserer Statt aufopfere. Der heilige Pfarrer von Urs sagt: „Meine Kinder, merkt euch dieses wohl!. Jedesmal, wenn ich eine Gnade erhalten habe, so habe ich sie auf diese Weise erbeten, sie trübt niemals.“

Gebetserhörungen

Dank der lieben Gottesmutter, dem heiligen Joseph und heiligen Antonius, sowie dem seligen Bruder Konrad, der seligen Gräfin Ledochowska und den heiligen Märtyrern von Uganda für eine besondere Hilfe in einem Anliegen.

30. Juli 1933.

Eine Missionschwester v. kostb. Blut, Afrika.

Gute Bücher

Maria, Königin des Erdkreises, oder das soziale Reich Mariens. 64 S. kart. Mk. 1,—; gebunden Mk. 1,80.

Die vollkommene Marienverehrung hat in den letzten Jahrzehnten in der ganzen katholischen Kirche und nicht zuletzt in Deutschland einen ungeheuren Aufschwung genommen. Und dennoch vermochte sie es nicht, in das eigentliche Gemeinschaftsleben der religiösen Orden oder auch des christlichen Volkes einzudringen. Dazu fehlten bislang die nötigen theologischen Vorbedingungen. Durch diese beiden kleinen Schriftchen ändert sich die Sachlage mit einem Schlage. Mit größter theologischer Genauigkeit wird der Boden geschaffen, auf dem die vollkommene Marienverehrung sich im gesamten menschlichen Gemeinschaftsleben entfalten und ihre unglaublich herrlichen Wirkungen hervorbringen kann. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn wir in diesen kleinen Schriften die wahre Rettung Deutschlands eingeschlossen finden.

Alfons Gratty. Der Monat Mariä. Betrachtungen über die Unbefleckte Empfängnis. Übertragen und eingeleitet von Dr. Emil J. Scheller. Geleitwort von Leo Gommenginger. 220 S. mit einem Titelbild, kart. 3 Mk., gebd. 4,50 Mk.

Ein wertvoller Beitrag zum deutschen religiösen Schrifttum. Die unbefleckt Empfangene in allen ihren Beziehungen zu den drei göttlichen Personen und zum ganzen Weltgeschehen steht im Mittelpunkt der schönen und anregenden Betrachtungen, in denen sich Gratty als hervorragender Theologe und Seelenkenner zeigt.

P. G. Bürger S. D. S. An der Hand der Mutter. Betrachtungen über das Leben der Jungfrau Maria für Priester und Jünglinge, die Priester werden. 189 S. kart. 1,80 Mk., gebd. 2,40 Mk.

Ein schönes Büchlein, um an der Hand der Gottesmutter zu einem begeisterten Priestertume zu gelangen. Den modernen geistigen Strömungen und Tendenzen unserer Zeit angepaßt, kurz und doch gedankenreich, vermag jedes Kapitel in der Seele des jungen Theologen wie auch des Seelsorgepriesters heilige Begeisterung wachzurufen. Auch für Priesterstudenten in den beiden letzten Mittelschuljahren zur Förderung des Berufes sehr zu empfehlen. Der Prediger und Kongregationspräses findet reichlich Anregungen.

Rektor Leo Gommenginger. Warum in Lourdes? 96 S. kart. 1,50 Mk., gebd. 2,— Mk.

Das Büchlein gibt an Hand ältester geschichtlicher Tatsachen und Urkunden die Antwort auf die Frage, warum gerade Lourdes zum größten Marien-Heiligtum wurde. Die bisherige Lourdesliteratur behandelt Lourdes nur seit der Zeit der Erscheinungen. Das neue Werk behandelt aber die Geschichte von Lourdes vor den Erscheinungen.

K

Caritasblüten

nr. 11

1933



O heilige Flut — o kostbar Blut,
Erquicke die leidenden Seelen!
O still ihre Qual — erlöse sie all,
Lass sie zu den Heiligen zählen!

Allerheiligen – Allerseelen

Von Schw. M. Engelberta

Wieder kreist der goldnen Liebe Ring
Um der Kirche dreigeteilte Stufen.
Die, die ewige Glorie schon umsing,
Grüßt ein zweifach Aus-der-Tiefe-Rufen.
Von der Erdenkirche, die im Streit
Unvollendet noch in Kampf und Nöten,
Tönt es himmelwärts aus Sünd und Leid:
Helft und rettet, ihr zu Gott Erhöhten!
Aller Heiligen Hosannasang
Braust an einem Tag durch Erdenlande,
Und am andern Tage neigt sich bang
Erd und Himmel denen, die die Bande
Strenger Sühne noch gefesselt hält.
Fern der Erde und dem Himmel ferne,
Eine unerlöste, dunkle Welt;
Doch in ihrer Tiefe strahlen Sterne
Ew'ger Liebe, und ein goldner Strom
Sel'ger Gnade wird die Lichter zünden
Für den Tag, da in dem ew'gen Dom
Leid und Streit in Triumphieren münden!

Allerheiligen! Welch trostreiches Fest für uns mühsame Erdenwanderer. Der Weg zur hohen Himmelsburg, den wir pilgern, brennt uns manchmal so heiß unter den wunden Füßen. Verzagt möchte wohl so mancher, besonders in den jetzigen schweren Zeiten, erschöpft am Straßenrande niedersinken, und lähmend bohrt sich ins Herz der Gedanke: Ich kann nicht mehr. Da kommt unsere Mutter, die heilige Kirche, mit dem lieben Allerheiligenfeste und zeigt hinauf zum strahlenden Himmel, wo sich so viele unserer Brüder und Schwestern im goldenen Saale erfreuen. Schau, sie waren Wanderer wie Du! Auch sie quälte gar oft müde Verdrossenheit, und der rauhe Weg peinigte sie. Aber sie wanderten vorwärts, Schritt für Schritt, in zäher Ausdauer, bis sich ihnen das Himmelstor erschloß. Können wir das nicht auch? Die Heiligkeit ist an kein Zeitalter gebunden, der Tod aber auch nicht. Darum verträsten wir uns nicht mit dem Besserwerden auf das Alter; zerren wir auch nicht an dem Sprüchlein herum: „Jugend hat keine Tugend!“ Die Scharen heiliger Kinder strafen uns Lügen. In jedem Alter muß sich der Erdenpilger Güter sammeln, Güter für die Ewigkeit.

Wir sehen Heilige aus allen Ländern: Weiße und Schwarze, Gelbe und Braune, und sie sagen uns: Die Heiligkeit ist an keinen Stand, an keinen Ort, an keine Nation gebunden;

das Klima macht keinen Unterschied. Gott bietet überall und jedem Menschen seine rettende Hand, er braucht nur nach ihr zu reichen und sie nicht mehr loszulassen.

Der erste November ist ein Freudentag, ein echtes Familienfest auch in Afrika in den katholischen Missionen; es ist der Ehrentag der Brüder und Schwestern, die der König des Himmels in seinen Hoffstaat einreichte. Zwar wirft der ernste Allerseelentag mit seinen Totengedanken seine dunklen Schatten voraus, aber gerade dieses mit Wehmut und Freude gepaarte Fest stimmt so recht zur Andacht. Großartig, ja fast endlos war die Prozession der eingeborenen Christen, welche aus der Kirche von Kilema zum Friedhof wallten; Männer, Frauen, Kinder, Burschen und Jungfrauen wanderten in ernster, gesammelter Stimmung dahin. Der Empfang der heiligen Sakramente war so zahlreich, daß zwei Priester $\frac{3}{4}$ Stunden die heilige Kommunion austeilten. Der Kilemaberg wimmelte von Menschen, besonders von Kindern, welche gleichsam wie Ameisen aus dem Boden zu wachsen schienen.

Am Allerseelentag schauen wir nicht mehr in den himmlischen Zauber, sondern unsere Gedanken gehen zurück zu vergangenen Tagen und auch vorwärts ins weite, ferne Land der Ewigkeit. In Trauer gehüllt führt uns die Kirche hinaus in die sterbende Natur zu den Erdhügeln, auf denen schlichte Kreuze sich erheben. Aus vergangenen Tagen kehrt die Erinnerung voll Wehmut und Schmerz zurück. Im Geiste stehen auch wir am Grabe unserer Lieben in der fernen, fernen Heimat und können es nicht begreifen, daß es schon so lange ist, seit sie von uns geschieden. Die ganze Christenheit steht am Allerseelentag auf dem Gottesacker und trauert über die verstorbenen Lieben. Legen wir unser Ohr an der Ewigkeiten Weltentor, und lauschen wir der Stimme von oben:

Über den Sternen wird es einst tagen,
Dort wird dein Sehnen, dein Hoffen gestillt;
Was du gelitten, und was du getragen,
Dort ein allmächtiges Wesen vergilt!

Hüben und drüben, im Osten und Süden entrollt sich ja dasselbe Bild.

Ich weilte am Grabe unseres hochseligen Vater Stifters, mit dem ich vor 45 Jahren nach Afrika segelte. 36 Jahre weilte ich auf der Station Centecow. Wie viele meiner lieben Schulkinder und Erwachsenen, die ich jahrelang unterrichtet habe, konnte ich im Geiste an ihren Gräbern besuchen! Wie vielen habe ich selbst Blumen und Cypressenbäumchen auf ihre Ruhestätte gepflanzt.

Noch ein anderer Gottesacker steht vor meinem Geiste. Ich wollte noch ein Grab auffuchen, ein Grab, das ich nicht kenne,

aber ein Grab, das ich mir im Geiste denken kann; es ist das Grab unserer Schwester Rosa. Auch sie war meine Reisegefährtin auf dem Wege nach Afrika, und später arbeitete ich mit ihr 12 Jahre zusammen. Sie war eine gute Oberin und für die Ihrigen eine „Mutter“ im vollsten Sinne des Wortes. „Mother Rose“, so wurde sie im Volksmund genannt, gab mit vollen Händen, spendete Wohltaten wie und wo sie nur konnte; und oft wurde ihr der Vorwurf gemacht, sie gäbe zu viel Almosen, sie gäbe den Unwürdigen usw. Aber ruhig antwortete sie: „Wohlthun armet nicht!“ Dann meinte man wieder, sie solle Gegendienste für ihre Spenden fragen; darauf erhielt man die Antwort: „Dann ist es kein Almosen mehr, dann bringt es mir keinen Ewigkeitswert.“ Das letzte Jahr brachte sie im Herz-Jesu-Heim als Mutter der alten und abgearbeiteten Missionarinnen zu, die ihren Hingang so schwer empfanden.

Noch manche andere meiner Mitschwestern könnte ich hier nennen, die unsäglich viel Großes geleistet haben, fern der Heimat, mitten unter den Wilden, stille, ohne Gepränge; der Jüngste Tag wird diese goldenen Blätter bringen, auf welchen ihr Schutzengel alles aufgezeichnet hat. Heute freuen sie sich über den Sieg über die Welt.

Dieses liebevolle Gedenken aller meiner dahingeschiedenen Mitschwestern, aber auch aller Wohltäter, die für unsere Mission gearbeitet haben, möchte ich als „Vergißmeinnicht“ im Geiste auf die Gräber legen.

Wohl dem, dem ein kräftiges, frisches Morgenrot, eine heiße, fruchtbringende Mittagsglut und ein sanftes Abendglühen beschieden!

5

Mutter – o Mutter!

Dein Mund ist stumm, deine Hände sind kalt,
Mutter, o Mutter!

Du warst so krank, und du warst schon alt.
Doch als du heimgingst zur ewigen Ruh,
Da schlug mir das Tor des Lebens zu.

Deine müden Augen, die weinen nicht mehr,
Mutter, o Mutter.

Wo du geatmet, die Stelle ist leer –
Und leer ist die Welt und ich bin so allein,
Und ich hab dich verloren, o Mutter mein!

Henriette Drey.



Schülerinnen unserer Schwestern in Jangibar

Erinnerungen

(Vor mehr als 40 Jahren)

Die Zeit enteilt,
Die Jahre schwinden!

Es war am 22. August 1891, als wir acht Postulantinnen mit dem englischen Dampfer die holländische Küste verließen; unsere Ehrwürdige Mutter M. Paula, damals Oberin im Waisenhaus zu Kirchherten (Rhld.), brachte uns an Bord. Nach einer zum Teil stürmischen Fahrt landeten wir am 24. September in Durban. Abends 7,30 Uhr erreichten wir unser ersehntes Ziel: Mariannahill. Man quartierte uns zunächst in das kleine einstöckige Fremdenhaus ein, gegenüber dem sogenannten Konvent, damit wir uns einige Tage von der Reise erholen sollten.

Mehr als vierzig Jahre sind seitdem vergangen, und unwillkürlich fragt man sich: „Wo sind die Postulantinnen geblieben? Was hat sich in den 40 Jahren geändert? Das erste ist bald gesagt. Die Hälfte der damaligen Postulantinnen ist bereits in der Ewigkeit; dort empfangen sie den Lohn für ihr opfervolles Wirken.

Die zweite Frage ist nicht so schnell beantwortet. Vierzig Jahre sind ein Menschenalter; vierzigjährige Missionstätigkeit muß einen Umschwung bringen, wenn Gottes Segen dieselbe begleitete. So hat sich denn auch die hiesige Missionschule allmählich zur sechsklassigen Elementarschule, Mittelschule und Lehrerseminar gestaltet; daneben aber sind im Umkreis viele einfache primitive Missionschulen, die sich erst langsam entwickeln müssen. In den 40 Jahren wurde manche Missionsfiliale gegründet, Häuser errichtet, Kirchen und Spitäler gebaut. Die Zahl der Gläubigen wuchs, und die Sorgen nahmen mit der Ausbreitung zu. Es gab im ganzen wie im einzelnen viele Freuden, manche Enttäuschungen, manches Weh.

Wie war es bei den Schwestern? Der hochselige Stifter, Abt Franz, lebte noch; die Schwesternregel war kurz und bündig und wurde nach Bedürfnis ergänzt; alles darin atmete mehr oder weniger den Geist des heiligen Benedikt. Das war ja auch von einem treuen Sohn des großen heiligen Ordensstifters zu erwarten. Er hatte bezüglich der Schwesternregel verschiedene Pläne. Schließlich wurden die Konstitutionen möglichst genau dem Kirchenrechte angepaßt und erhielten 1906 die römische Approbation. Bis dahin hatte noch keine Schwester öffentlich die ewigen Gelübde abgelegt. Mit Erlaubnis des hochwürdigsten Herrn Bischofs legte zunächst die Generaloberin mit ihren vier Rätinnen die ewige Profess ab. Das war ein denkwürdiger Tag für die ganze Genossenschaft; ein Fest so einfach und familiär, so herzer-

hebend wie kaum je ein zweites stattfinden wird. Auch für alle andern Schwestern war der Tag ihrer Sehnsucht in absehbare Nähe gerückt. Manche stille Träne der Freude und des Glückes wird der heilige Schutzengel an diesem gnadenreichen Tage zum Throne Gottes getragen haben. Doch ein anderes Mal mehr über diesen einzigartigen Tag.

Und wie viele sind in diesen 40 Jahren heimgegangen zur ewigen Ruhe? Ein Blick auf den Gottesacker sagt es uns. Da ist vorerst das Grab unseres hochseligen Gründers von Mariannahill, Abt Franz, daneben die Ruhestätte des ehrwürdigen Abtes Amandus; da sind die langen Gräberreihen der Priester, Brüder und Schwestern, und die vielen, vielen Gräber der Neuchristen. Wie viele unserer ehemaligen Zöglinge ruhen dort! Wer weiß, wie bald der liebe Gott auch unsere Lebensuhr abstellt? Sein heiligster Wille geschehe!

40 Jahre, eine lange Zeit. Welche Veränderungen! Damals war der Verkehr landeinwärts mühsam und zeitraubend; Ochsenwagen passierten meist ungebahnte Wege. Eisenbahnen gab es in Natal kaum, nur die Hauptverbindung nach Transvaal. Jetzt rast das Dampfroß nach verschiedenen Richtungen; Autos durchqueren Tag und Nacht das Land, und sogar die Luft wird vom Aéroplan durchsegelt. Neben der vielverzweigten Telegraphie behauptet sich mehr und mehr das Telephon und selbst das Radio.

Vor 40 Jahren ging der Eingeborene eingehüllt in Decken oder in Adamstracht; heute begegnen einem an den gewöhnlichen Verkehrsstraßen durchweg Eingeborene in europäischer Kleidung. Zur Ehre unserer Neuchristen aber sei gesagt, daß bei ihnen, Dank der Ermahnungen ihrer kirchlichen Obern, die unsittliche Mode kein Heimatrecht erlangen konnte. Abseits aber vom Hauptverkehr leben auch heute noch viele, viele Heiden, die den alten Bräuchen huldigen. Die Eisenbahn fährt oft an großen heidnischen Dörfern vorbei. Eine dreistündige Autofahrt brachte kürzlich Schwester Oberin von Mariannahill in eine solche Gegend, weit umher alles Heiden. Die Frauen und Kinder waren zutraulich, aber von den Männern ließ sich keiner beim Gottesdienst sehen. Da heißt es, beten und opfern.

Vor 40 Jahren war der Eingeborene einfach und schlicht, der ganzen Übermacht der Weißen bewußt. Heute — teilweise verbildet und verdorben, anmaßend und, wie die Erfahrung zeigt, geneigt zum Aufstand. Damals waren noch wenige Missionare in Süd-Afrika und wenige Andersgläubige. Jetzt breitet sich die Kirche immer mehr aus und fremdartige Religionsgesellschaften sind fast zahllos. Waren doch bei der letzten Taufe im November unter 31 Konvertiten nicht weniger als „sieben“ verschiedene Religionen vertreten. Armer Schwarzer, welch ein religiöser Wirrwarr!

Bei den Neuchristen hat sich das religiöse Leben vertieft; religiöse Vereine wurden gegründet. Die Frühkommunion der Kinder und die öftere heilige Kommunion werden gepflegt. Ordensberufe mehren sich; Zudrang zum Vorkurs für das eingeborene Priesterseminar ist erfreulich. So regt es sich auf beiden Seiten; auf der Seite der Guten und Bösen. Gebt Gott, daß das Gute im Kampf die Oberhand behält. Um dieses möge der liebe Leser ein andächtiges „Ave“ beten.

Von einer Missionschwester vom kostb. Blut.

2

Missionsnachrichten aus Mariannhill

Fest Kreuzerhöhung

Nach Anordnung unseres hochwürdigsten Herrn Bischofs wurde das Fest „Kreuzerhöhung“ im heurigen Heiligen Jahre mit besonderer Feier begangen. In der Mission ward die Feier vom 14. September auf den folgenden Sonntag verlegt. Das Gotteshaus wurde festlich geziert und schon am Vorabend kündete feierliches Glockengeläut das Fest an. In der Frühe des nächsten Tages lud abermals festliches Geläut die Gläubigen zur Kirche. Um 9,30 Uhr begann in der St.-Josephs-Kirche — pro Kathedrale — das feierliche Levitenamt. Zahlreiche Gläubige nahen dem Tisch des Herrn.

In der darauffolgenden Festpredigt führte der hochw. Vater Missionspfarrer seine Zuhörer nach Golgatha. Hier unter dem Kreuze des Gottmenschen, des göttlichen Erlösers, sollten sie vor allen zwei Tugenden kennenlernen; Gehorsam und Demut. Zu keiner Zeit seines irdischen Lebens erstrahlten diese zwei Tugenden so hell, als dort am Kreuze.

Nach der Predigt war feierlicher sakramentaler Segen. Die vorgesehene Prozession mit dem heiligen Kreuzpartikel zur Herz-Jesu-Botivkapelle, mußte leider wegen ungünstiger Witterung unterbleiben, wird aber an einem anderen Sonntag nachgeholt werden. So nimmt man auch in der Mission Anteil an der Feier des Heiligen Jahres. Missionschwester vom kostb. Blut.

Ein merkwürdiger Tag

Schon Ende August, und vergebens hoffte man auf ergiebigen Regen. Im letzten Sommer fiel verhältnismäßig wenig Regen, Herbst und Winter brachten keinen Ersatz dafür. Die Weiden waren wie ausgebrannt. Das arme Vieh findet dort keine Nahrung mehr. Auch der Fluß hat fast kein Wasser. Und nun bleibt auch der ersehnte Frühregen aus. Da heißt es beten und zum lieben Himmelsvater flehen.

Man hält Novenen zu diesem und jenem Heiligen und zu den armen Seelen. Der Himmel zeigt hin und wieder schwere, dunkle Wolken, aber sie ziehen an Natal vorbei. Am 27. August, einem Sonntag, hielten die Schwestern einen Bittgang zu der zirka dreiviertel Stunde entfernten Herz-Jesu-Kapelle in der Mühle. Am nächsten Morgen wehte von West-Nord ein starker, heißer Wind. $+32^{\circ}$ Celsius zeigte das Thermometer bereits in aller Frühe, und dazu dichte Staubwolken ohne Ende. Doch das waren nicht bloß Wolken, nein, das war dichter und doch kein gewöhnlicher Nebel. Er war gelblich fahl, aber nicht nur in Mariannahill, nein stundenweit. In Iscopo, eine gute Tagreise von hier landeinwärts, war es der gleiche, dichte gelbe Nebel. Die Sonne mußte sich den ganzen Tag verbergen und erst kurz vor dem Untergang zeigte sie zum Abendgruß ihr mattes, weißliches Bild, als ob sie trauere.

Türen und Fenster wurden den ganzen Tag trotz der Hitze — mittags waren es im Schatten zirka $+32^{\circ}$ Celsius — festgeschlossen und doch fand der Staub durch die Ritzen und Fugen Eingang. Schelmisch meinte ein Kind: „Die Schwestern haben um Regen gebetet und Wind bekommen.“ Am folgenden Tag war heiterer Himmel, kühle Temperatur — mittags $+20^{\circ}$ Celsius im Schatten — und heftiger Wind, Sturm. Hatte das Kind nicht recht?

Doch warte! Der liebe Gott hat viele Wege, die zum Ziele führen. Wie oft läßt der liebe Gott scheinbar das Gegenteil geschehen, um Schlimmeres zu verhüten. Das sollten wir bald erfahren. Bereits in den nächsten Tagen meldeten Zeitungen von ungeheuren Heuschreckenschwärmen, die, von Rhodesia kommend, sich in Zululand aufhielten und voraussichtlich den 28. und 29. August Natal überschwärmen würden. Aber der Sturm von eben demselben Tage warf die gefräßigen und gefürchteten Insekten zur Hälfte ins Meer, wo sie ertranken. Die andere Hälfte ließ sich in eine Zuckerplantage nieder, wo sie von oben durch Arsenikspritzungen getötet wurden.

O, guter Wind, wie nützlich warst du! Was hätten einige Regengüsse genützt, wenn die Heuschrecken alles, auch das letzte Grün, vernichtet hätten! Und wie kann man diese Tiere töten, wenn sie überall herumschwärmen, schließlich noch Eier legen? Gottes Wege sind nicht unsere Wege! Gerne wollen wir dem Räte Einsichtsvoller folgen und dem lieben Gott recht innig für Staub und Sturm danken.

So hat der liebe Gott das Gebet erhört nach seiner Weise. Um so vertrauensvoller wollen wir nun weiter beten um den Segen des Himmels. Gewiß wird auch diese Bitte noch Gewährung finden. Sturm und Regen, preiset den Herrn!

Missionschwester vom kostb. Blut.

REQUIESCANT IN PACE!



Totenglöcklein

Schwester M. Vincentia, Katharina Ganter, geb. 29. Mai 1858
in Gamshurst (Baden).

Schwester M. Vincentia hat 45 Jahre lang im steinigen Weinberg des Herrn gearbeitet und geopfert. Sie hat die mühseligen Pionierarbeiten des Anfanges mit den ersten Schwestern geteilt; ihren Lebensabend durfte sie im trauten Herz-Jesu-Heim bei Tropa in Natal zubringen. Er war noch reich an Leiden, die sie mit musterhafter Geduld und vollständiger Ergebung in Gottes heiligen Willen ertrug. Schwester M. Vincentia erlitt mehrere Schlaganfälle, von denen sie eine Lähmung zurück behielt, bis der Tod sie am 3. Dezember 1933 von ihrem schweren Leiden erlöste, das sie noch für die Bekehrung der Heiden aufopferte.

Schwester M. Callista, Rosa Wahl, geb. 24. Februar 1879
in Donzdorf (Württemberg).

Mit einem schweren Krebsleiden war Schwester M. Callista aus der Kongomission ins Mutterhaus zurückgekehrt. 22 Jahre wirkte sie so segensreich unter den Schwarzen und ahnte nicht, daß der liebe Gott für sie ein so langes und schmerzliches Krankenlager vorgesehen hatte. Sie hat unsäglich viel gelitten, und selbst der erwünschte Tod kämpfte noch volle acht Tage mit der tapferen Streiterin Christi. Aber selbst an ihrem Sterbetage, am 27. Januar 1933, hatte sie noch einen aufmerksamen Blick des Erkennens, ein liebes Wort und Rücksicht für andere. Die Schwestern kamen und gingen, um sich an dem friedlichen Blick der Sterbenden zu erbauen und sie durch ihre Gebete zu unterstützen. Schwester M. Callista war eine schlichte, für jeden Liebesdienst dankbare Seele, besaß eine kernige Frömmigkeit, die auch eine Belastungsprobe auszuhalten imstande war.

Schwester M. Joachima, Katharina Dffermanns, geb. 15. April
1854 in Düren.

Auch sie zählte zu den Pionierinnen unserer Mission. 44 Jahre hat sie in Süd-Afrika ihre Kräfte dem Bekehrungs-

werke der Schwarzen geopfert. Im Herz-Jesu-Sanatorium in Süd-Afrika fand sie ein Ruheplätzchen. Noch eine halbe Stunde vor ihrem Tode hatte sie die große Ehre, den hochwürdigsten Herrn Bischof in ihrem Krankenzimmerchen empfangen zu dürfen. Sie rückte dem hohen Gast noch den Stuhl zurecht und plauderte gemütlich mit Sr. Erzellenz; einige Minuten später — die Krankenschwester wollte eben eine kleine Erfrischung holen, — machte ein Herzschlag ihrem so arbeits- und opferreichen Missionsleben ein Ende; es war am 30. März 1933. Nun wird sie sich eines ewigen Lohnes erfreuen.

Schwester M. Pia, Emma Schmidt, geb. 27. Januar 1883 in Düsseldorf.

Die liebe Maienkönigin hat unsere Schwester M. Pia zu sich genommen. Wie oft hat sie die hehre Himmelsmutter in ihrem Leben in Lied und Spiel geehrt! Obwohl Schwester M. Pia viele Jahre leidend gewesen ist, kam der Tod doch rascher als sie dachte. Durch ihre große Energie und Arbeitsfreudigkeit wußte sie sich immer wieder über den Ernst ihrer Lage hinwegzutäuschen, bis sie genötigt war, dem Ruf der Obern zu folgen und sich in Horst (Holland) einer gründlichen Pflege zu unterziehen. Unsere würdige Mutter Generaloberin war zwei Tage vor ihrem Tode noch bei ihr und erfüllte die traurige Pflicht, Schwester M. Pia darauf aufmerksam zu machen, daß es doch dringend geraten sei, die letzten Sakramente zu empfangen. Ganz ergeben und bereitwillig nahm sie diese Nachricht auf; und wirklich überraschte sie der Tod nachts, doch konnte der Priester ihr noch seinen Beistand verleihen. Ohne Todeskampf entschlief sie am 5. Mai 1933 um 1/4 Uhr morgens, und es wurde an ihr wahr, was sie so gerne gesungen:

Glöcklein, so hell und rein,
Lad mich zum Himmel ein,
Wie jetzt zur Ruh;
Und wie ich grüße Dich,
Grüße, o Mutter, mich
Dereinst auch Du!

Das Totenglöcklein aus der Missionschule

Wiederum erteilte uns die Nachricht vom Hinscheiden einer unserer lieben Missionschülerinnen. Es ist nun schon das dritte Mal, daß der liebe Gott eine junge Seele aus unserer Mitte so frühzeitig in die Ewigkeit abberief.

Anna Ezeschke, die Nichte unserer lieben ehrwürdigen Schulleiterin, Schwester M. Editha, trat im Herbst 1929 in die Missionschule ein. Sie war ein frommes, stilles Mädchen und



Anna Ezeschle †

durch ihr liebes, bescheidenes Wesen bei ihren Mitschülerinnen sehr beliebt. Mit Eifer strebte sie nach ihrem heiligen Beruf und suchte die Schwierigkeiten des Studiums zu überwinden, die nicht gering für sie waren, da sie nämlich, aus polnischem Gebiet stammend, der deutschen Sprache nicht ganz mächtig war, und darum zwei Sprachen, deutsch und englisch zugleich, lernen mußte. Anna ließ sich jedoch nicht entmutigen und

hätte gewiß ihr Ziel erreicht, hätte der liebe Gott ihr nicht im zweiten Jahre schon das Kreuz der Krankheit geschickt. Trotz der angewandten Mittel wurden ihre Kräfte schwächer, so daß man für ihren Beruf fürchten mußte. Oft sah man Anna in dieser Zeit in stiller Stunde innig vor dem Tabernakel beten. Doch war ihr großes Verlangen gewiß auch begleitet von Akten der Ergebung in den hl. Willen Gottes, die sie später in ihrer Krankheit noch so oft äußerte, und bald nahm der göttliche Heiland ihr Opfer an. — Im Juni 1931 kehrte sie schweren Herzens, doch ruhig und ergeben, in ihre ferne Heimat zurück. Still und unauffällig, wie Anna gelebt hatte, so verließ sie auch das ihr so teure Kloster. Es folgte nun eine Zeit stillen Leidens. Wohl flammte manchmal die Hoffnung wieder auf, wenn es zeitweise besser ging; doch die heimtückische Krankheit setzte ihr verheerendes Werk fort. Keine Klage kam über Annas Lippen, ja sie suchte noch ihre Angehörigen über ihren Zustand hinwegzutäuschen und hielt sich bis in die letzten Tage aufrecht. Sie ahnte es, daß sie diesen Herbst nicht mehr überleben werde, und ihre Ahnung täuschte sie nicht.

Wohlvorbereitet durch die hl. Kommunion, geläutert durch Leiden, war ihre Seele reif für den Himmel. Am 8. August rief der göttliche Heiland sein treues Kind in die ewige Heimat. Ganz in weiße Blumen gebettet, lag sie friedlich auf ihrer Ruhestätte. Eine große Schar Marienkinder gab ihr das letzte Geleite und senkte noch als letzten Gruß ein Myrtenkränzlein in ihr Grab.

So leb' denn wohl, liebe Anna! Wir werden Deiner in unserm Gebete gedenken, obschon wir annehmen, daß Du bereits unsere Fürsprecherin am Throne Gottes bist. Im Verein mit den beiden andern Engeln erfluche uns den Segen für unsere Missionschule!

R. I. P.

Königin Zingha

Aus der Zeit der ersten Missionare in Afrika

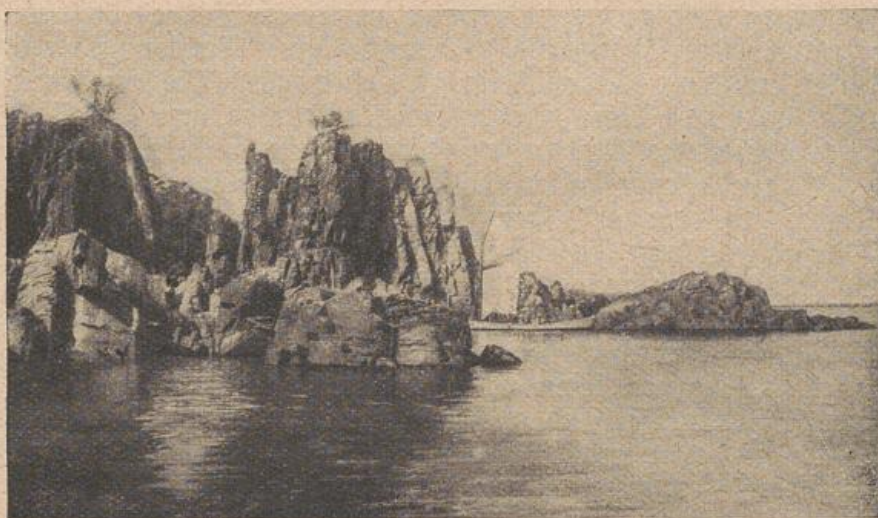
Von Schw. M. Engelberta

In der Geschichte der Bekehrung Afrikas von Dr. Ch. Külb wird besonders hervorgehoben, daß im südwestlichen Teil des schwarzen Erdteils das Christentum sehr früh Eingang fand, daß es aber auch andererseits nirgendwo so schwer war, den Bewohnern den Geist des Christentums einzuprägen. — Eines der interessantesten Kapitel spricht von der großen, grausamen Königin Zingha, auf deutsch „Kanone“. Zingha-N-Bandi-Angola, dem achten Könige von Matamba, wurde im Jahre 1582 von seinem Weibe Shanguella Cancamba eine Tochter geboren, welcher er den Namen Zingha beifügte. Die Zauberer, welche kurz nach ihrer Geburt gerufen wurden, um das künftige Schicksal des Kindes zu enthüllen, sahen sich, nachdem sie ihre Götzen befragt hatten, erstaunt an und flüsternten sich zu: „Mama aö, ma aö“, was nicht weniger sagen will als: „Welches graufame Ungeheuer wird aus diesem Kinde werden!“ Und ihre Voraussagung sollte sich leider bewähren.

Der König ließ seine Tochter mit ungewöhnlicher Sorgfalt erziehen, denn er liebte sie mehr als alle seine andern Kinder, weil er an ihr von ihren ersten Jahren an einen hohen Sinn, einen lebhaften Verstand, Scharfsinn und viele sonstige Eigenschaften entdeckte, welche verrieten, daß sie einst eine große Fürstin werden würde. Ihre Amme und Hofmeisterin, eine der eifrigsten und abscheulichsten Gözendienerinnen des Landes, lehrte sie frühzeitig lasterhaft, grausam und blutdürstig zu sein. Ihr Sohn, aus heidnischer Abkunft, wurde die Ursache großen Unheils. Nach dem Tode ihres Vaters bemächtigte sich ihr Bruder N-Golam-Bandi der Regierung und versprach seinen Untertanen, um ihre Anhänglichkeit zu gewinnen, den seinem Vater von den Portugiesen entriessenen Teil des Reiches wieder zu erobern; um jedoch von keinem Nebenbuhler in der Ausführung seiner Pläne gestört zu werden, glaubte er vor allem, sich seines jungen Neffen entledigen zu müssen und ließ diesen in einem warmen Bade ersticken. Zingha schwur, daß sie ihrem Bruder dieses Verbrechen nie verzeihen und bis zu ihrem letzten Atemzuge auf Rache sinnen werde. Von dieser Zeit an waren beide Geschwister gegeneinander mißtrauisch und auf ihrer Hut und suchten sich gegenseitig auf jede Weise zu überlisten und zu verderben. Zingha bemühte sich, zuerst einen Aufstand gegen den König anzustiften; dieser entdeckte aber die Verschwörung schon zu Beginn und bestrafte die Mitschuldigen mit fürchterlicher Grausamkeit. Daraufhin erklärte er, weil

er sich seiner Nebenbuhler auf diese Weise entledigt zu haben glaubte, den Portugiesen den Krieg; sein Heer wurde jedoch in der ersten Schlacht fast gänzlich aufgerieben, und er selbst entkam nur durch eiligste Flucht, seine Gemahlin aber und seine Schwestern Cambi und Fungi fielen in die Hände des Feindes.

N-Golam-Bandi, welcher den Verlust seines Reiches befürchtete, schickte in dieser Not einen Boten an seine Schwester Zingha, welche sich zu ihrer Sicherheit in eine entfernte Provinz zurückgezogen hatte, und versprach ihr, sie fortan als seine Königin und Gebieterin zu betrachten, und ersuchte sie, als seine Bevollmächtigte nach Loanda zu gehen und bei dem portugie-



Felsenpartie an der Küste von Bornholm (Dänemark)

sischen Statthalter Goao Correa de Suza einen vorteilhaften Frieden zu vermitteln. Zingha nahm den Vorschlag bereitwillig an und versöhnte sich scheinbar mit ihrem Bruder, freute sich aber im Innern, daß die Zeit der Rache, welche sie sehnlichst erwartet hatte, so unvermutet näher rückte.

Zingha brach mit einem glänzenden Gefolge auf und ließ sich auf dem ganzen Wege, einer Strecke von mehr als hundert Meilen, von ihren Leuten auf den Schultern tragen. In Loanda, wo man bereits von ihrer Ankunft unterrichtet war, wurde sie unter dem Donner des Geschützes und mit allen üblichen Ehrenbezeugungen empfangen, in eine prachtvolle Wohnung geführt und nebst ihrem Gefolge auf königliche Kosten unterhalten. Als sie bei der ersten Vorstellung in den Saal trat, bemerkte sie, daß ein mit goldverbrämtem Samt überzogener Sessel dem Statthalter als Ehrensitz diente, für sie aber ein kostbarer Fußteppich mit zwei goldverbrämten Rissen bestimmt war. Diese Anordnung, welche man nach der Sitte

ihres Volkes getroffen hatte, mißfiel ihr, und ohne ihr Mißvergnügen zu zeigen oder ein Wort zu verlieren, winkte sie einer ihrer Frauen mit den Augen. Diese kniete sofort auf den Teppich nieder, stützte sich auf die Ellenbogen und bot ihren Rücken ihrer Gebieterin dar, welche sich darauf niederließ; während der ganzen Unterredung behielt sie diesen Sitz. Sie entschuldigte das Betragen ihres Bruders so fein und bat mit Würde um Frieden, so daß der versammelte Rat, welcher nicht umhin konnte, ihren lebhaften Geist und ihre genaue Kenntniss der Verhältnisse zu bewundern, das von ihr vorgeschlagene Schutz- und Trutzbündnis zwischen den Portugiesen und dem Könige von Matamba annahm und sie mit dem Abschluß desselben beauftragte. Als der Statthalter nach der Vorstellung Zingha das Geleit gab, bemerkte er ihr, daß ihre Dienerin noch in derselben Stellung verharre. Sie erwiderte stolz, daß dieses nicht aus Vergessenheit geschehe, sondern weil es der Botschafterin eines mächtigen Königs nicht gezieme, sich desselben Sitzes zweimal zu bedienen, weshalb sie ihn, da er ihr nicht mehr nützen könne, zurücklasse. Sie schien übrigens mit der aufmerksamen Behandlung, die man ihr von allen Seiten angedeihen ließ, sehr zufrieden und zeigte wiederholt Begierde, die Religion der Christen kennenzulernen. Man gab ihr die besten und gewandtesten Lehrer, welchen es gelang, sie von der Vorzüglichkeit des Christentums vollkommen zu überzeugen, so daß sie getauft zu werden verlangte. Diese Handlung wurde auch im Jahre 1822 in der Hauptkirche zu Loando mit großer Feierlichkeit vollzogen, und Zingha erhielt nach ihrer Patin, der Gemahlin des Statthalters, den Namen Anna.

Sie war jetzt bereits 40 Jahre alt. N-Golam-Bandi, mit dem durch die Gesandtschaft errungenen Erfolge sehr zufrieden, empfing seine mit reichen Geschenken zurückkehrende Schwester mit großen Ehrenbezeugungen und erklärte sich nicht nur mit den Friedensbedingungen einverstanden, sondern erbat sich auch einen Lehrer, um sich von ihm im christlichen Glauben unterrichten zu lassen. Der Statthalter schickte ihm sogleich den Priester Don Dionysio de Paria, einen in dem Kloster zu Loando erzogenen, sehr gebildeten Neger, welcher der Landessprache vollkommen mächtig war, und einen hochstehenden Beamten, um für ihn Patenstelle zu vertreten. Das Benehmen des Königs war indessen nur listige Verstellung, und als der entscheidende Augenblick kam, erklärte er, daß seine Würde nicht erlaube, sich vor einem Menschen zu demütigen, welcher der Sohn einer seiner Sklavinnen sei, und er schickte den Priester und den Paten zurück. Da er aber eine derbe Züchtigung für diese dem Statthalter zugefügte Beleidigung fürchtete, so sandte er im Jahre 1625 seine Schwestern Cambi und Fungi nach Loando, um sie im Christentum unterrichten und

taufen zu lassen. Unterdessen hatte er seine Zurüstungen zu einem neuen Kriege beendigt und fiel, nach der Rückkehr seiner Schwestern, mit einem mächtigen Heere in das portugiesische Gebiet ein; er wurde aber in drei Treffen geschlagen und zuletzt 1627 auf einer Insel des Coranza eingeschlossen, wo er an Gift starb, das ihm, wie man behauptet, seine Schwester Zingha, die eine so günstige Gelegenheit, ihre Rache zu befriedigen, nicht versäumen wollte, beibringen ließ.

Anna Zingha, bis jetzt bevorzugte Freundin der Portugiesen, eilte sogleich auf die Nachricht von dem Tode ihres Bruders nach Cabazzo, der Hauptstadt von Matamba, ließ alle Großen, welche etwa ihren Plänen im Wege stehen konnten, in Eile und ohne Barmherzigkeit hinrichten und ergriff unter dem Vorwande, ihrem Neffen, dem noch unmündigen Sohne des verstorbenen Königs, die Krone zu erhalten, die Zügel der Regierung. Um die Gunst ihrer Untertanen sich zu erwerben, schwor sie dem Christentum, welches ihnen nicht beliebt war, ab, opferte den Götzen und schlachtete, um sie zu versöhnen, Tausende von Menschen. Ihre nächste Aufgabe war, ihren Neffen, welcher mit seinem Erzieher Giaga-Kasa, einem klugen Manne, die Flucht ergriffen hatte, in ihre Gewalt zu bekommen und ihn aus dem Wege zu räumen. Ihre Bemühungen waren lange vergebens, bis sich Giaga-Kasa durch ihr Versprechen, ihn zum Gemahl zu nehmen, betören ließ und mit dem Prinzen nach Cabazzo kam. Sie veranstaltete ein großes Fest, während der Lustbarkeiten aber stürzte sie sich im Angesichte des jubelnden, tanzenden Volkes auf den unschuldigen Prinzen, einen schönen, heranwachsenden Knaben, erwürgte ihn und ließ seinen Leichnam in den Fluß werfen; seinem Erzieher gelang es, zu entkommen. Zingha, mit dem Tode ihres Neffen nicht zufrieden, befahl sogleich, auch die übrigen Mitglieder ihrer Familie zu erdroffeln und verschonte nur ihre beiden Schwestern Cambi und Fungi, entweder weil sie noch eine Zuneigung zu ihnen fühlte oder, was wahrscheinlicher ist, weil sie dieselben für ungefährlich hielt. Dasselbe Schicksal traf auch viele angesehenere Männer, von denen sie Gefahr fürchtete, und sie war von ihren reichlich belohnten Spionen so trefflich bedient, daß nicht leicht ein Mißvergnügter, welcher unvorsichtig seine Meinung sagte, der Hinrichtung entging.

Diese unerhörten Grausamkeiten erregten den Unwillen der Untertanen in so hohem Grade, daß sie nicht besser sich gegen dieselben sichern zu können glaubte, als durch eine Verbindung mit den grausamen Schaggaern, — noch wilden Menschenfressern. Sie rief die an den Grenzen herumziehenden Kriegsscharen derselben nach Matamba, verpflichtete sich zur Beobachtung der schon in diesem Buche öfter erwähnten Quizilles ihrer blutdürstigen Gesetzgeberin Ten-ban-

Dumba und ward von ihnen als Königin anerkannt. Achtundzwanzig Jahre fügte sie sich den abscheulichen Sitten dieses menschenfressenden Volkes und schlachtete während dieser langen Zeit unzählige Opfer, um ihre für sie bis zum Wahnsinn begeisterten Krieger mit dem Fleische und Blute der Unglücklichen, welche in ihre Hände fielen, zu mästen. (Fortsetzung folgt.)

K

Einmal und jetzt

Von Schw. M. Amata, Maria Frost, Südafrika

Ein wichtiges Ereignis bildete der Tod des Zulukönigs. War ein König bedenklich krank und glaubte er selbst sein Ende nahe, so begab er sich zum Kraal seines ersten Weibes oder ließ sich dorthin tragen, falls er selbst nicht mehr gehen konnte. Ein Gebrauch, welcher jetzt noch bei alten Heiden in Übung ist. Es scheint, auch sie wissen, daß nur eine nach dem Gesetze die richtige Frau sein kann, und zwar die erste. — Die Krankheit wurde lange geheim gehalten. Nur drei Personen: der erste induna (Rat), der inyange (Doktor) und ein Diener hatten Zutritt zu diesem Kraal, nicht einmal nähern durfte man sich demselben. Niemals hieß es inkosi inagula, sondern inkosi inadunguzela, ein Ausdruck, der nur beim Häuptling und bei ganz kleinen Kindern gebraucht wurde, wenn es nicht ratsam oder möglich war, in die Öffentlichkeit zu bringen, was eigentlich mit dem Patienten los sei. Hätte jemand dem Häuptling gegenüber den Ausdruck gebraucht: „inagula na?“ hätte er sicher den Vorwurf hören müssen: „Fragst du mich das? Bin ich denn ein Mensch?“ Wurde er doch mit dem Namen Silo, wildes Tier, angeredet. Daher auch wohl der Name des berühmten Zulukönigs Tschaka ibubesi lakwa Zulu (Löwe vom Zululand).

Starb ein König, so wurde der Tod lange geheim gehalten. Der Leichnam wurde in eine frische Ochsenhaut eingewickelt und so im Kraal selbst der Verwesung überlassen. Selbst die Frauen und Kinder wußten es oft lange nicht, daß der König schon tot sei. Der erste „induna“ (Rat) mußte jede Nacht im Kraal bei der Leiche schlafen bis alles Fleisch verfault war und die Knochen sichtbar wurden, welches gewöhnlich 3 Monate in Anspruch nahm. Er steckte sich dann wohlriechende Knollen in die Nase, umsuzwana genannt, um den argen Gestank nicht so sehr zu vernehmen. Nun wurde der Tod allgemein bekanntgemacht. Jenes Weib, das vom Häuptling am meisten geliebt worden war, wurde am Tage der Beerdigung getötet und in einer Grube, der Grube des Königs gegenüber, beigesezt. An ein Entkommen war nicht zu denken, denn sie war die ganzen drei Monate hindurch strenge überwacht worden. Die Grube

des Königs war sehr groß und tief, gleich einem Wohnort. Alle seine Habseligkeiten wurden hineingetan, Bierkrüge, Matten, Decken usw. Dann wurden alle seine Diener heruntergelassen, nahmen die Leiche in Empfang und ordneten alles schön. Der Sohn und Nachfolger stand am Rand der Grube mit des Vaters Waffen und hielt dieselben über die Grube, um mit der Übernahme der Waffen auch des Vaters Geist Macht und Achtung auf sich übergehen zu lassen. Sämtliche Krieger standen in ihrer Waffenrüstung da und taten das gleiche. Der erste Rat stand oben an der Grube. War unten alles geordnet, so rief er einen Diener nach dem andern beim Namen und jeder wurde dann heraufgezogen. Jener, den er für den liebsten Diener des Königs gehalten hatte, mußte bei ihm bleiben und wurde lebendig mit ihm begraben. Schnell wurde die Grube zugeworfen und dann begrüßte der erste Ratgeber den Sohn und Nachfolger des Königs mit den Worten: „Bayete inkosi (Sei begrüßt, König). Alle taten das gleiche und dann fand der übliche Totentanz statt, alle im heidnischen Festschmuck, als gelte es der Hochzeitsfeier der Königstochter. Darauf gingen die nächsten Verwandten zum Fluß, sich zu waschen und dann schoren sie sich das Haupt. Die alten Kraalbesitzer mußten ihre Kopfringe ablegen, oft für lange Zeit, bis wieder ein neuer Häuptling eingesetzt war. Alle seine Untertanen, Männer und Kinder, mußten die Haare schneiden als Zeichen der Trauer. Auch die Frauen des Verstorbenen hatten dasselbe zu tun. Nicht aber die übrigen Frauen und verlobte Mädchen. Ihre Männer und Bräutigame würden das als ein schlechtes Zeichen angesehen haben und hätten zu ihnen gesagt: „Ihr wünscht uns den Tod und sicher hätte dann der Bräutigam seine Braut verlassen.“ Lange Zeit hindurch durften dann keine lärmenden Festlichkeiten gehalten werden. Schon beim letzten Zulukönig Dinizulu fanden die grausamen Zeremonien nicht mehr statt. Er selber hatte dieselben verboten durch die protestantischen Minister, die in den letzten Tagen bei ihm waren und ihm wohl das Verbot abverlangt hatten.

Hier starb vor kurzem der Häuptling Siberon. Unsere Schwester Dorothea besuchte ihn einige Male in seiner Krankheit. Das letzte Mal sagte er dann zu ihr beim Abschied: „Gelobt sei Jesus Christus!“ Er hatte nicht das Glück, die heilige Taufe zu empfangen, hatte er doch sieben Frauen und sein Tod erfolgte ziemlich plötzlich. Er war recht beliebt bei seinen Leuten und der Mission sehr geneigt. Er soll einige Tage vor seinem Tode gesagt haben: „Wenn es mit mir zum Sterben kommt, so holt mir den katholischen Priester.“ Noch schien er ziemlich rüstig, hatte noch am Morgen einige Männer fortgeschickt, noch eine Farm, schon die dritte, für seine Untertanen zu kaufen, als er plötzlich in der Nacht starb. Sollte vielleicht

sein Großweib, welches vor einigen Jahren als Christin starb und hier auf unserem Gottesacker beerdigt liegt, ihm die Gnade der Begierdetaufe erbeten haben? An den ersten Tagen wurde der Tod noch ziemlich geheimgehalten, lag doch alles in den Händen der heidnischen Räte. Sein Sohn, Bangizwe, der zukünftige Häuptling, weilte fern im Zululand, wo eine Schule zur Erziehung der Häuptlingsföhne eingerichtet ist. Es dauerte bis zum folgenden Donnerstag, bis er heimkam. So blieb die Leiche von Freitag bis Donnerstag unbeerdigt. Es ist so Sitte bei den Heiden: der Sohn und Nachfolger des Vaters muß den Toten noch sehen und sich überzeugen, daß er alles hat, um so im Jenseits keinen Mangel zu leiden. Die ganze Woche hindurch kamen die trauernden Untertanen. Am Donnerstag abend, als Bangizwe, der zukünftige Häuptling, ankam, fand die Beerdigung statt, ohne die alten heidnischen Zeremonien von früher. Das Gewehr seines Vaters umgehängt, stand Bangizwe am Rand der Grube inmitten seines Volkes und erwartete wohl so den Geist und die Achtung seines Vaters. Kein Totentanz wurde aufgeführt, waren doch alle froh, wieder an ihre Arbeit gehen zu dürfen.

Schon war Bangizwe einmal hier im Gottesdienst und scheint der Mission günstig zu sein, wenn er nur nicht von seinen heidnischen und protestantischen Räten beeinflusst wird. Seine junge Frau erscheint fast jeden Sonntag bei der hl. Messe. Auch stellte er der Katechetin-Schwester einen Kraal zum Unterricht frei. Gebe Gott, daß er gleich seinem Vater der katholischen Mission kein Hindernis in den Weg stellt und gern seine Zustimmung zu Schulen usw. gibt. — Möchten die lieben Leser auch in dieser Meinung beten.

z

Lustige Ecke

J u n g e r A r z t, der eben seine Praxis begonnen hat: „Nein, ich danke, das kann ich nicht brauchen. Haben Sie nicht ein Buch, das davon handelt, wie man sich verhalten soll, bis die Patienten kommen?“

P r o f e s s o r: „Ein Taschendieb hat mir mein Zigaretten-Etui aus der Tasche gestohlen.“

F r a u P r o f e s s o r: „Fühltest Du nicht seine Hand in Deiner Tasche?“

P r o f e s s o r: „Sawohl, aber ich glaubte, es wäre meine eigene.“

Zerstreuter Doktor.

P a t i e n t: „Können Sie mir nicht einen Rat geben. Ich schnarche so schrecklich, daß ich von meinem eigenen Schnarchen nicht schlafen kann.“

D o k t o r: „Können Sie sich nicht in das nebenanliegende Zimmer legen?“



F ü r d i e K i n d e r

Liebe Kinder! Ihr habt schon so viele Märchen gehört, aber vielleicht kein afrikanisches. Eine Missionarin erzählt uns ein solches von den bösen Affen. — Eine Art Affen, die sehr bekannte Spitzbuben sind, wird Baboons genannt. Über sie berichtet eine der verbreitetsten und lächerlichsten Zulu-Legenden folgendes:

Die Baboons sollen von dem Tusi-Volksstamm herrühren. Sie waren eine faule Gesellschaft und wollten weder säen noch pflanzen; sie aßen und tranken, was sie nur hatten. War alles aufgezehrt, so begaben sie sich zu ihren fleißigen Nachbarn, um zu betteln. Diese Stämme waren sehr wohlthätig und gaben ihnen, was sie wünschten.

Trotzdem wurde der Tusi Tribe überall als faul verlacht und verspottet. Da sie sich aber darüber ärgerten, entschlossen sie sich zuguterlekt, auch etwas zu arbeiten, um unabhängig zu sein. Darum begaben sie sich zum Schmied und baten um Hacken; die Stöcke dazu bereiteten sie sich selbst. Nachdem endlich ihre Hacken fertig waren, baten sie auch um Samen zum Säen. Es wurde ihnen gerne gewährt. Wirklich arbeiteten sie die ersten Tage mit dem besten Eifer. Bald wurden ihnen die Hacken aber zu schwer, und der Boden war ihnen zu hart. Darum ruhten sie eine Weile, auf die Hacken gestützt, aus und dachten nach, was sie eigentlich tun sollten. So standen sie ratlos bis zum Nachmittag und beratschlagten dann, die Arbeit ganz aufzugeben, als einer den Rat gab: „Laßt uns noch einmal probieren, ob das Arbeiten wirklich so schwer ist.“ Doch siehe da, keiner konnte seine Hacke mehr greifen; nach welcher Seite sie sich auch immer bewegten, welche Anstrengungen sie auch machten, alles war vergebens.

Die Hacke war fest an ihren Körper angewachsen; das Eisen steckte in der Erde. Nach allem Hin- und Herzerren blieb das Eisen in der Erde zurück, das Holz aber blieb an ihrem Körper angewachsen. Das Haar wuchs darüber, und sie waren wirklich lächerlich anzuschauen. Ihre fleißigen Nachbarn verspotteten sie und sagten, daß ihnen vollkommen recht geschehe für ihre Faulheit. Das konnten sie auf die Dauer nicht er-



Mutter und Tochter. Nguru-Gebirge, Mhonda.

tragen, verließen ihre Kraale und zogen in den Wald, wohnten in den Höhlen und lebten von Wurzeln und Beeren, gingen in die Felder der Leute, wenn das Korn reif war und fragten nicht lange darum.

Die Baboons wurden öfters beobachtet, wenn sie Kürbisse stahlen. Sie legten einen auf den andern und banden sie zusammen mit geflochtenem Gras, genau so, wie es die Eingeborenen machen.

Die Zulus erzählen, daß die Baboons den Leuten in den Feldern manche Streiche spielen. Einst fanden die Baboons einen Arbeiter, der fest schlief. Eine große Anzahl Baboons kam zusammen, und sie trugen so viel Korn, als eben möglich war, in ihre Höhlen, einer von ihnen mußte Wachposten stehen. Nachdem sie so viel gesammelt hatten als sie wünschten, begab sich der Wachposten zur Feuerstelle neben den ruhenden Arbeiter, hielt einen Kornhalm hinein bis er glühte, schlug den Mann damit ins Gesicht, um ihn aufzuwecken. Der Mann erwachte, rieb sich die Augen und sprang auf; doch als er sich umfah, bemerkte er, daß sein ganzes Feld leer war. Der große Baboon, der auf Wache gestanden hatte, rief aus: „Hoha! Hoha!“ und war auf und davon. Darum wird der Baboon *N o h o h a* genannt.

4

Aus der Kinderstube

Ein drei- bis vierjähriger Junge steht bei seiner Mutter und beobachtet einen Mehrgesellen, der ein eigensinniges Kalb durch das Runddrehen des Schwanzes zum Gehen antreibt. Da ruft der Kleine plötzlich, der durch das Drehen an das Auto erinnert wird: „Mutter, sieh, nun startet er das Kalb.“

Peter: „Die Abmagerungskur hat dem Onkel Johann wenig geholfen.“

Mutter: „Warum meinst Du das?“

Peter: „O, er schreibt ja, er habe die Arbeit in vollem Umfange wieder aufgenommen.“

M ä d c h e n : „Mutter, woher kommt es, daß Du so schön bist?“

M u t t e r (die Gelegenheit benutzend): „Weil ich so artig war, als ich ein kleines Mädchen war.“

M ä d c h e n (nachdenkend): „Welch ein unartiger kleiner Junge der Vater gewesen sein muß.“

5

Gute Bücher

„**Claver-Missionskalender 1934.**“ Siebenundzwanzigster Jahrgang. Herausgegeben von der St.-Petrus-Claver-Sodalität. 96 Seiten Großoktav mit Bilderbeilage, vielen Illustrationen und eingelegtem Wandkalender. — Preis 80 Rp., 30 amerik. cts.

Bestelladressen: **St.-Petrus-Claver-Sodalität, Zug, St.-Oswalds-Gasse 15. Freiburg (Schweiz), Zähringerstraße 96.** — Für **A m e r i k a**: St. Peter Claver Sodality, 3624, West Pine Blvd., **St. Louis, Mo.** und alle bekannten Abgabestellen der Sodalität.

Der altbekannte „Claver-Kalender“ ist wiederum wie seine Vorgänger durchaus gediegen. In bunter Abwechslung enthält er spannende Geschichten aus den verschiedenen Gegenden des dunklen Erdteils: Abessinien, Sudan, Kamerun, Angola, Kimberley, Natal usw. Nicht Phantasiegebilde sind es, sondern Erlebtes und Geschautes. Auch die Lachmuskeln kommen auf ihre Rechnung. Die Illustration ist reichhaltig und gut gewählt. Der Kalender enthält ein farbiges Titelbild, zu dem Ilse Franke-Dehl ein schönes Gedicht verfaßte, und einen Wandkalender. Er paßt in jedes katholische Haus. Der Preis ist billig und bei Abnahme von zehn Kalendern wird ein elfter gratis dazugegeben.

Aus Kirche und Welt

Der ergreifendste Empfang des heiligen Jahres

Diese Woche sah der Vatikan den vielleicht ergreifendsten Tag des heiligen Jahres. Ein Pilgerzug von Arbeitslosen aus den Glendsvierteln aller englischen Städte wurde vom Papst im Marmorsaal des Vatikans empfangen. Es war ein erschütternder Anblick, als die 450 Menschen in ihren ärmlichen Kleidern, begleitet von der Schweizer Garde in ihren romantischen Uniformen, in den prunkvollen Saal einzogen. Jeder der 450 Arbeitslosen küßte dem Papst die Hand. Sie knieten im einfachsten Gewand auf dem kostbaren Marmorboden, und ihr Gesicht war tränenüberströmt, als sie die Hand des Papstes ergreifen durften. Dann umstanden sie im Halbkreis den Thronessel des Papstes und auf ihren Gesichtern malte sich tiefgehende Bewegung, als der Papst zu ihnen sprach. Und als der Papst in seiner kurzen Ansprache ein altes italienisches Sprichwort erwähnte, das sagt, niemand könne den Wert eines Kleinods ganz erkennen, bevor er es nicht verloren habe, und die Arbeit sei eines der wertvollsten Kleinode, da brachen die meisten in lautes Weinen aus. Und dann sagte der Heilige Vater, daß noch wichtiger als die körperliche Arbeit die geistige sei, die jeder Mensch verrichten müsse. Die Audienz endete mit dem Absingen verschiedener Kirchenlieder und mit spontanen Ehrungen des Papstes und der englischen Heimat. Und als die Vierhundertfünfzig den Marmorsaal verließen, konnte man in ihren Gesichtern lesen, daß sie von dieser ergreifenden Stunde neuen Lebensmut mit in ihre ärmlichen Stuben mitnahmen.

Die Stadt der heiligen Salsa

Tipaza, heute eine kleine Stadt in Nordafrika, etwa 60 Kilometer von Algier entfernt, steht im Begriff, eine Ausgrabungsstätte der ersten Ranges zu werden. Eine neugebildete Gesellschaft in Algier, die die Förderung der Wirtschaft und des Fremdenverkehrs in den Gebieten um Algier erstrebt, will auch eine systematische und umfassende Freilegung der Ruinen von Tipaza in die Wege leiten. Auf einem Hügel am Meere gelegen, war diese ehemals phönizische Handelsstadt in den ersten christlichen Jahrhunderten ein bedeutender wirtschaftlicher, kultureller und religiöser Mittelpunkt. Kaiser Claudius gab ihr römisches Recht und siedelte römische Veteranen in ihr an. Die Blütezeit des Christentums in Nordafrika und Karthago zur Zeit Tertullians und Cyprians blieb für ihre religiöse Entwicklung nicht ohne Bedeutung. Tipaza wurde die Begräbnisstätte der heiligen Salsa, einer jugendlichen Märtyrin von 14 Jahren. Später predigte Augustinus, der Bischof von Hippo in ihr gegen die Donatisten. Und unmittelbar darauf gingen die Vandalenstürme über die einst blühende Stadt hinweg und verwandelten sie in eine ausgedehnte Totenstätte. Das Gelände, auf dem die Märtyrin Salsa beigesetzt wurde, erstreckt sich auf mehrere Hektar und birgt Tausende von Särgen und Sarkophagen. Ein zweites Totenfeld entstand um die Begräbnisstätte des einheimischen Bischofs Alexander. Vor allem diese beiden Gräberfelder sind es, aus deren Freilegung die Archäologen heute sich aufschlußreiche Ergebnisse versprechen. Die Funde, die bisher gemacht wurden, berechtigen ohne Zweifel zu hohen Erwartungen. Neben mehreren Doppelsärgen, in denen zwei Tote durch eine schmale Wand von Ziegelsteinen voneinander getrennt waren, fanden sich als Überreste heidnischer Bräuche Tonschalen und kleine Münzen, die offenbar als Lösegeld der Toten zur Überfahrt über den Styx, den gefürchteten Unterweltfluß, gedacht waren. Lehrreich sind einige griechische und lateinische Inschriften, die an Särgen und Sarko-

phagen entziffert werden konnten. Die eine besagt, daß der Tote ein Kaufmann aus dem Süden war und während seines Aufenthaltes in Tipaza, der Stadt Gottes, verschied. Eine andere belehrt uns, daß der Verstorbene aus Algier stammte, aber an der Stätte der heiligen Safa beigesetzt werden wollte. Überhaupt läßt die Ausdehnung des Gräberfeldes schließen, daß ganze Familien von auswärts es sich zur Ehre anrechneten, auf dem Totenhügel der jungen Märtyrin begraben zu werden. Sollte der Plan, diese Stätte methodisch freizulegen, in absehbarer Zeit verwirklicht werden, so dürfte nicht nur unsere Kenntnis über das Frühchristentum in Nordafrika ungemein bereichert werden, sondern auch unser Wissen um die wirtschaftlichen Mittelpunkte dieses Landes in den nachchristlichen Jahrhunderten würde bedeutsam erweitert und vervollständigt.

3

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Sende 21 Mk., Hermann; Oberursel 21 Mk., Alon-
sius; Grafenwald 21 Mk., Agnes; Duisdorf 21 Mk., Maria;
Abes 22,50 Mk., Barbara; Ungenannt 21 Mk., Maria; Hermeskeil
21 Mk., Johannes; Paderborn 21 Mk., Joseph-Michael; Nieder-
zissen 21 Mk., Wilhelm.

In Hl. Blut ging ein: Heidenkind: aus Tiefenbach 21 Mk., Barbara.

Für die Mission: Wieschowa, zum Dank für die Genesung eines schwer-
kranken Kindes 5 Mk.; N. N. 3,50 Mk.; Hermeskeil 2,50 Mk.;
Al.-Strehlig, zum Troste der armen Seelen im Fegfeuer, 2 Mk.;
Breslau 2,50 Mk.; Telgte 1,50 Mk.

Für die Heidenkinder: Dülken 1 Mk.

Für Missionszwecke: Rimpar 2,50 Mk.; Giesendorf 3,50 Mk.; N. N.
11,60 Mk.

Almosen: Straubing 2 Mk.

**Für die Missionschule zur Heranbildung armer, braver Mädchen zu
Missionslehrerinnen:** Grafenwald 45 Mk.; Oberursel 8 Mk.; Trip-
pelsdorf 14 Mk.

Für eine Freistelle: N. N. 90 Mk.

Allen unsern lieben Wohltätern ein recht herzliches Vergelt's Gott!
Verleihe gnädiglich, o Herr, allen unsern Wohltätern um deines
Namens willen das ewige Leben, das ist die täglich mehrmals wieder-
kehrende Bitte der Missionschwestern vom kostbaren Blut.

*

Das **Totenglöcklein** muß schon wieder den Verlust einer lieben För-
derin der Caritasblüten melden. Am 8. September holte die liebe
Mutter Gottes die liebe Frau Emma Heffner aus Markelsheim heim
ins bessere Jenseits. Damit die liebe Verstorbene recht bald den Lohn
für ihre treuen Missionsdienste genießen möge, bitten wir alle unsere
lieben Leser um ein stilles Memento. R. i. p.

*

Ablässe, die die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blut ge-
winnen können. Vollkommener Ablass unter den gew. Bedingungen
am Feste Allerheiligen, am Allerseelestag oder in der Oktav und am
Feste Mariä Opferung, dann am 3. und 6. Dezember und Mariä
Empfängnis oder in der Oktav, ferner an einem beliebigen Tage des
Monates.

Zur Beherzigung ein Wort der Dienerin Gottes, Dominika Klara
vom hl. Kreuz: „Ich machte die Erfahrung, daß die Aufopferung des
kostbaren Blutes eines der wirksamsten Mittel ist, den armen Seelen
zu helfen. Je öfter ich dem himmlischen Vater das kostbare Blut seines
Sohnes aufopferte, desto erträglicher und erquickender wurde ihre Lage.“

Caritasblüten

Nr. 12

1933



Adventbitte

Mein Erlöser, Friedensbote,
Komm, o Komm in dieses Herz,
Daß in deinem Morgenrote
Bald verweht mein Sündenschmerz!

Stille gibst du dem Gewissen,
Weil dein Lieben, gnadenmild,

Lindert, was seit hin zerrissen
Mit die Seele tief und wild!

Komm ins Herz, das dir entgegen
Rein in Sehnsuchtsflammen brennt,
Und gewiß blüht mit voll Segen
Droben auch der Heilsadvent!

Aus dem Mutterhaus

Am 20. Oktober dieses Jahres nahm der deutsche Dampfer „Ubena“ in Rotterdam unsere beiden Schwestern Reinhilda und Donatilla mit nach Ost-Afrika. Beide Schwestern kommen vorläufig in das neuerrichtete Provinzialhaus in Rivungilo, wo sie wohl noch eine große Armut finden werden, dafür finden sie aber reichere Arbeit im Missionswerk, die sie mit großer Begeisterung auffassen.

Am 22. November traten fünf andere junge Schwestern: Schw. M. Rosa, Schw. M. Candida, Schw. M. Josefis, Schw. M. Wilbirg und Schw. M. Assisi ihre erste Missionsreise an, und zwar mit dem deutschen Dampfer „Adolf Woermann“. Ihr erstes Absteigequartier ist Mariannahill, von wo aus sie ihr Arbeitsfeld zugewiesen bekommen. Auch sie traten freudig und mutig die erste große Reise an, und wir hoffen, daß sie ihrem Seeleneifer reichlich Genüge leisten können.

Ein Gedicht unserer auf dem Missionsfelde verstorbenen Provinzialoberin Mutter M. Hilaria, das wir in ihrem Nachlaß fanden, ist auch unsern reisenden Mitschwestern ganz aus dem Herzen gesprochen:

Sehnsucht nach der Mission

Fern nach Afrikas Gesilden
Sehnet meine Seele sich,
Denn für diese armen Wilden
Starb mein Heiland, wie für mich.

O, wie gerne möcht' ich eilen
Über weite Meere hin! —
Länger mag ich nicht mehr weilen,
Eilig, eilig möcht ich zieh'n.

Nicht die Reise voll Gefahren
Wird mich schrecken je zurück;
Gott der Herr wird mich bewahren,
Hoffnungsvoll zu Ihm ich blick!

Ach, so viele teure Seelen
Leben dort im Heidenland,
Müssen, ach, ihr Ziel verfehlen,
Kennen nicht das Vaterland.

Doch vor allem sind's die Kleinen,
Was am meisten mich betrübt;



Schw. M. Rosa, Schw. M. Candida, Schw. M. Josefs, Schw. M. Wilbirg, Schw. M. Affisi
Schw. M. Reinhilda, Schw. M. Donatilla

Daß sie so verlassen weinen,
Die des Heilands Herz so liebt.

Möcht sich ihrer doch erbarmen
Jesus, unser Opferlamm;
Auch für sie sind seine Arme
Ausgespannt am Kreuzesstamm.

Darum will auch ich nicht bangen,
Koste es auch Herzensblut;
Viele sind vorangegangen,
Harrten aus mit frohem Mut.

O, ich kann nicht länger schweigen,
Kann nicht länger warten mehr!
Täglich meine Wünsche steigen,
Und die Sehnsucht drängt mich sehr.

Jesus! Gib mir Deinen Segen,
Halt mein Herz stets fromm und rein;
Wolltest doch auf allen Wegen
Mir stets Schutz und Helfer sein!

Lilienkönigin

In Gottes Garten sprossen,
Von zartem Weiß umflossen,
Viel Lilien duftigfein:
Kannst du die schönste nennen?
Die schönste möcht ich kennen:
Wie herrlich mag sie sein!

Die feinste Lilienblüte,
Die Gottes große Güte
Auf Erden strahlen hieß:
Die brach aus heil'gem Stengel,
Die Gott von keuschem Engel
Liebsorglich hüten ließ.

Die Lilie, die ich meine,
So himmlisch, wie ich keine
Auf Erden sonst fand:
Sie war auf blum'gen Auen
Zu Nazareth zu schauen
Im heil'gen Morgenland.

Ihr Nam' der wundersame,
O schöner Liliename!
„Maria“ man sie ruft.
Wie ist dein Nam', o Reine,
So zart, wie Lilienfeine,
So süß wie Lilienduft!

Mich ruf', o Gott, zu schauen
Die Jungfrau der Jungfrauen,
Zu deinem Throne hin:
Mit klarem Auge droben
Laß schauen mich und loben
Die Lilienkönigin!





ITTENBACH PINXIT

BK

O clemens, o pia,
o dulcis Virgo Maria!

Königin Zingha

Aus der Zeit der ersten Missionare in Afrika

Von Schw. M. Engelberta

(Fortsetzung und Schluß)

Da sie es als eine hohe Ehrensache betrachtete, die Quizilles-Gesetze strenge zu beobachten und darin die Schöpferin derselben noch zu übertreffen, so hegte sie, wie diese, gegen die neugeborenen männlichen Kinder einen tödlichen Haß, und da sie zu bejahrt war, um noch Nachkommenschaft erhoffen zu können, so nahm sie einen Knaben an Kindesstatt an, um ihn in einem Mörser zu zerstoßen und die berühmte Salbe daraus zu bereiten.

Frauen, die sich in ihrer Umgebung einer Schwachheit schuldig machten, ließ sie vor ihren Füßen erwürgen. Sie ließ die von ihr gesprochenen Todesurteile augenblicklich und in ihrer Gegenwart vollziehen; würdigte sie einen Verurteilten dieser Gnade nicht, so warf man ihn den wilden Tieren vor, welche am Eingange ihres Lagers angekettet waren. Sie selbst gestand später, als sie wieder zur Besinnung kam, daß sie den größten Abscheu gegen den Genuß des Menschenfleisches und -blutes gehabt habe, dennoch veranstaltete sie häufig, um die Achtung ihrer Krieger zu gewinnen, große Gelage, wozu wenigstens 60 Leute: Männer, Frauen und Kinder geschlachtet wurden; und bei solchen Gelegenheiten trank sie trotz ihres Ekels das noch warme Menschenblut aus vollen Bechern und aß Menschenfleisch gleich den gierigsten Schaggaern. Dabei weidete sie sich an den Schmerzen und dem Gejammer der Schlachtopfer, denen man, ohne sie vorher zu töten, ein Glied nach dem andern ablöste. — Wahrlich, es sträubt sich meine Feder, all die Greuelthaten dieses teuflischen Weibes, welches, angetan mit Königsschmuck, mächtiger Krone auf dem Haupte, auf weißem Elfenbeinstuhle lag, zu beschreiben.

Vieles in diesen vergilbten Blättern vermag ich kaum zu lesen, es ist oft zu schrecklich und auch gar nicht wiederzugeben. Bei solchen Festlichkeiten mußten Väter und Mütter mit eigener Hand den Stahl in die Brust ihrer Kinder tauchen. Zu gräßlich ist es, was ich noch weiter hier lese, und wie sich Zingha daran weidete, an dem Schmerzensgeheul junger Mütter, deren neugeborene Kindlein sie zerreißen ließ. Zuweilen traf ihre Rache und Mordlust eine ganze Stadt oder Gegend. „Es sind zu viel Menschen“, sagte sie, und sie wurden dem Erdboden gleich gemacht. Bei solcher Gelegenheit ließ sie die Trommeln rühren und andere lärmende Instrumente spielen.

Gestützt auf die Furcht, welche diese unerhörte Grausamkeit allenthalben einflößte, und übermütig durch das Glück,

welches sie auf ihren Zügen gegen die benachbarten Völker begleitete, erklärte sie den Portugiesen Krieg, schloß mit den Holländern, welche im Jahre 1641 Loando überrumpelt hatten, ein Bündnis und rückte an der Spitze ihrer Scharen ins Feld, erhielt aber von ihren Bundesgenossen, welche Mühe hatten, sich selbst zu behaupten, keine Unterstützung, sondern nur eigennützigen Rat, welcher sie einigemale so sehr in Not und Enge brachte, daß es ihr kaum gelang, der Gefangenschaft zu entgehen. Einige geringe Vorteile, welche sie endlich an schlecht bewachten Grenzpunkten erlangte, erregten wieder die Hoffnung eines vollständigen Sieges, und sie sammelte zur Ausführung eines entscheidenden Schlages ein großes Heer, glaubte jedoch vor dem Ausbruche das Schicksal befragen zu müssen, was bei den Negern in ihren Kriegen mit den Europäern gewöhnlich dadurch geschieht, daß sie zwei Hähne, einen schwarzen und einen weißen, miteinander kämpfen lassen. Die Hähne, welche Zingha einander gegenüber stellte, taten Wunder der Tapferkeit; am dritten Tage siegte doch der schwarze über den weißen und tötete ihn. Voll Jubel über diese günstige Entscheidung, rückte sie sogleich vor die Festung Massangano, worin sich ihre Schwester Eungi befand, mit der sie ein geheimes Einverständnis unterhielt; ihr Heer wurde aber gänzlich geschlagen und zerstreut, und der portugiesische Befehlshaber ließ Eungi, deren Verrat man entdeckt hatte, erdrosseln und ihren Leichnam in den Fluß werfen. Als zu diesem Unglücke noch die Nachricht von der Besiegung der Holländer kam, welche im Jahre 1648 wieder aus Loando vertrieben worden waren, fing die Königin allmählich an nachzudenken, und ihr schlimmes Ende zu ahnen; vor allem untersagte sie ihren erstaunten Kriegern die Verfolgung der Christen, und insbesondere der Missionare; als bald darauf die beiden Väter Bonaventura de Carriglia und Francisco de Veas in ihre Gefangenschaft gerieten, behandelte sie dieselben ehrenvoll und schenkte ihnen die Freiheit. Sie schwankte indessen immer noch aus Furcht vor den Schaggaern, in deren Hände sie sich gegeben hatte, bis sie, des Beifalls eines großen Theiles ihrer Untertanen gewiß, nach einem 28jährigen Taumel den ersten entscheidenden Schritt zur Besserung tat, und dem Heer ihren Entschluß, wieder zum Christentum zurückzukehren, offen erklärte. Zugleich schickte sie einen Gesandten an den portugiesischen Statthalter, um einen ernstlichen Frieden abzuschließen und um christliche Lehrer zu bitten. Seraphin von Cortona, der Präfekt der Mission, zögerte zwar anfangs, dem Wunsche der ihrer Hinterlist wegen berühmten Frau zu willfahren, da ihm aber auf der andern Seite seine Pflicht gebot, keine Gelegenheit zur Ausbreitung des Christentums zu versäumen, so ließ er im Jahre 1656 Antonio von Gaeta, welcher der

Königin aus früherer Zeit bereits bekannt war, nebst einigen Gefährten nach Matamba abgehen. Als die Mönche (Kapuziner) sich noch etwa eine Meile von dem Hoflager befanden, kam die Königin mit einem glänzenden Gefolge ihnen entgegen, warf sich, als sie Pater Antonio sah, auf den Boden, und sprach weinend und mit lauter Stimme: „Diener des wahren Gottes, ich danke Dir für Deine Bereitwilligkeit, Dich zu mir zu bemühen, denn ich bin fest überzeugt, daß Du mir die Huld Gottes, den Frieden, die Ruhe des Gewissens wiedergibst.“ Darauf küßte sie inbrünstig das Kreuzifix, welches Pater Antonio von seinem Halse genommen und ihr dargereicht hatte, führte die Mönche und den Bevollmächtigten des Statthalters, welcher mit ihnen gekommen war, in ihr Lager, wo sie in Gegenwart des versammelten Volkes feierlich verkündete, daß sie sich mit den Portugiesen ausgesöhnt habe und zum Christentum zurückgekehrt sei. Wie ernst diese Erklärung gemeint war, bewies sie durch die Erbauung einer neuen, der heiligen Jungfrau geweihten Kirche in der Hauptstadt Cabazzo und durch das Verbot des Götzendienstes im ganzen Reiche.

Da die alte Sitte der Vielweiberei der Befolgung der Lehren des Evangeliums und der Übung der christlichen Tugenden immer noch die größten Hindernisse bereitete, so vermählte sie sich, um ein gutes Beispiel zu geben, nach Vorschrift der Kirche mit einem ihrer angesehensten Hofbeamten, welcher jedoch keinen Teil an der Regierung nehmen durfte und eigentlich nur der erste ihrer Sklaven war. Die Missionare versäumten indessen keine Gelegenheit, sie in ihren frommen Vorsätzen zu bestärken, und erteilten unermüdlich ihren Untertanen den nötigen Unterricht. Des Morgens erklärten sie auf einem freien Platz den Katechismus und das ganze Volk hatte den strengsten Befehl, sich zur bestimmten Stunde zu versammeln und aus dem Munde der Dolmetscher die Übersetzung des in portugiesischer Sprache gehaltenen Vortrages zu hören; am Schlusse wurden einzelne über das Gehörte befragt und mit dieser Übung so lange fortgeföhren, bis auch die einfältigsten den behandelten Gegenstand begriffen. Die Königin besuchte häufig diese Versammlungen und bemühte sich zuweilen sogar, schwierige Punkte in einer den Vorstellungen ihres Volkes entsprechenden Weise zu erörtern und besonders den Frauen und Mädchen klarzumachen. Am Abend besuchten alle die Kirche, wo Litaneien in der Landessprache gesungen und die üblichen Gebete gesprochen wurden; am Schlusse erteilte Pater Antonio den Segen. Die Kirche zu Cabazzo war bald zu klein, um die Menge der Bekehrten zu fassen, und man baute in einer neuen Stadt, diese Stadt wurde später wieder zerstört, im Jahre 1659 eine weit größere und schönere Kirche zu Ehren der Mutter des Herrn und ein geräumiges Haus zur Aufnahme

272

der Missionare. Die Steine wurden durch die Eingeborenen von einem nahen Felsen auf den Schultern herbeigetragen, wobei Königin Zingha und der Bruder Ignatius, welcher den Bau leitete, mit gutem Beispiele vorangingen. 17 000 Arbeiter ohne die Sklaven wurden ununterbrochen beschäftigt, und die Kirche war so schnell vollendet, daß die Königin im folgenden Jahre darin die heilige Kommunion empfangen konnte. Um diese Zeit traf auch die Antwort auf ein Schreiben ein, welches sie im Jahre 1657 mit einigen zurückkehrenden Mönchen nach Rom geschickt und worin sie ihre Rückkehr zur christlichen Religion gemeldet hatte. Sie empfing den Brief des Papstes Alexander VII., worin dieser sie zur Beharrlichkeit ermahnte und ihr seinen päpstlichen Segen erteilte, mit sichtbarer Rührung und veranstaltete, um ihre Freude zu bezeugen, ein großes Fest, wobei sie den ganzen Hof glänzend bewirtete und unter das Volk Fleischspeisen und europäische Weine verteilen ließ.

Das sechste Kapitel handelt von Königin Zingha nach ihrer Bekehrung. — Hofstaat. — Ihre äußere Erscheinung. — Ihre Art und Weise zu speisen. — Staatseinrichtungen. — Förderung des Christentums. — Krankheit und Tod Zinghas. — Begräbnis. — Totenfeier.

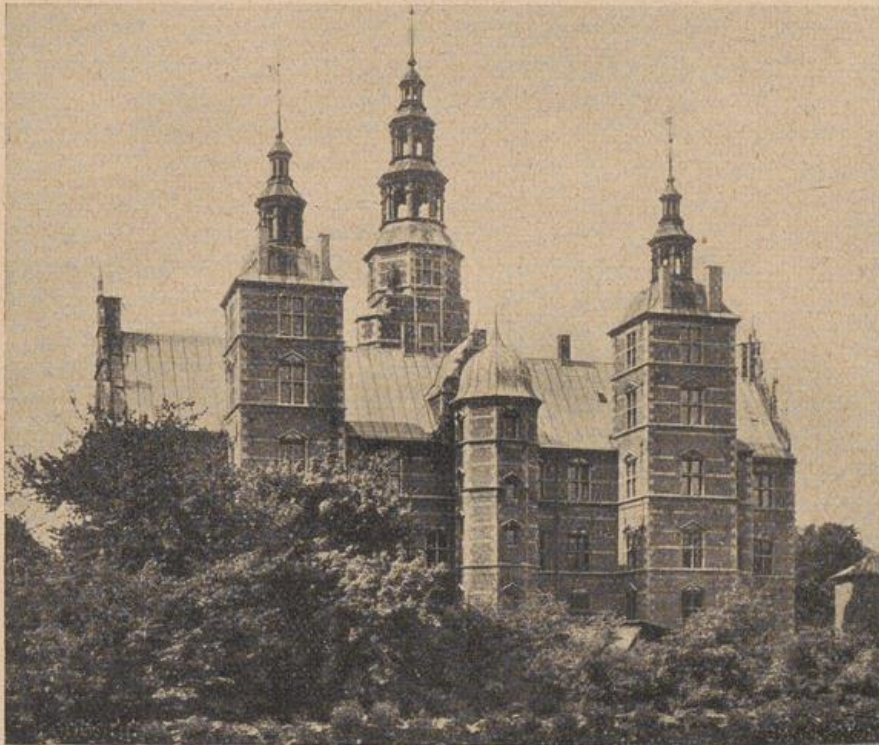
Alle, welche Königin Zingha vor ihrer Bekehrung gekannt hatten, konnten nicht genug über die Kraft der Gnade staunen, welche in kurzer Zeit eine so wunderbare Veränderung an ihr bewirkte, daß sie kaum mehr dieselbe schien.

Als man ihr bemerkte, daß der Müßiggang hauptsächlich die Ausschweifungen des weiblichen Geschlechtes veranlaßte, erbat sie sich von dem Statthalter zu Loando einige Portugiesinnen und nahm sie gegen sehr gute Belohnung in ihre Dienste, um die Frauen am Hofe im Nähen, Sticken und andern weiblichen Arbeiten zu unterrichten. Sie entsagte aber deshalb keineswegs ihrer Vorliebe für das Kriegswesen, sondern hielt, als Amazone gekleidet, von Zeit zu Zeit Heerschau und befahl ihrer weiblichen Umgebung, sich fortwährend im Pfeilschießen und Wurfspeißschleudern zu üben, um im Augenblicke der Gefahr nicht wehrlos zu sein. Sie liebte, obgleich sie schon bejahrt war, immer noch Aufwand und Prunk und kleidete und schmückte sich mit ebenso großer Sorgfalt, wie in ihrer Jugend. Sie war sehr groß, schlank, kräftig, pechschwarz, hatte Zähne wie Elfenbein, und ein Statthalter der Portugiesen nannte sie zu damaliger Zeit, in der Blüte ihrer Jahre, eine schöne Teufelin. Oft trug sie einen leichten, mit Federn verzierten Helm und hüllte sich in die kostbarsten europäischen Tücher und Brokate, oder in feine buntfarbige Stoffe, welche im Lande aus Baumwolle oder Pflanzenfasern gefertigt wurden, denen sich aber kaum der schönste Atlas an die Seite stellen durfte. Ge-

wöhnlich aber bestand ihr Anzug nach der Landessitte nur aus zwei Stücken Zeug, von denen das eine von den Hüften bis zur Erde reichte, das andere aber gleich einem Mantel die Schultern bedeckte und sich über der Brust kreuzte. Wenn sie die Huldigung ihrer Untertanen entgegennahm oder sich eine europäische Gesandtschaft vorstellen ließ, vertauschte sie den Helm mit einer Krone, legte ein Halsband von Gold, Diamanten und Perlen, sowie nicht weniger kostbare Armringe und Fußkettchen an und hielt als Zepter einen mit Samt umwundenen und mit silbernen Glöckchen besetzten Stab in der Hand. Ihre Umgebung war so zahlreich wie der Hofstaat eines großen europäischen Fürsten. Singha speiste stets öffentlich unter der Vorhalle ihrer Wohnung, wo auch alle Vorstellungen stattfanden. Nachdem man den Fußboden mit einem großen Teppiche oder einer Matte bedeckt und darüber ein Tischtuch von europäischer Leinwand oder inländischem Fasergewebe ausgebreitet hatte, setzte sie sich auf ein Kissen oder auf ihre Fersen, nahm, ohne sich eines Löffels, einer Gabel oder eines Messers zu bedienen, mit der Hand aus den aufgetragenen Schüsseln die Fleischstücke und zerriß und verzehrte dieselben. Als sie bei der Anwesenheit angesehenen Fremden nach europäischer Weise, so stand ein Tisch vor ihr, sie selbst saß auf einem Stuhle, oder bei feierlichen Gelegenheiten auf ihrem Throne, das Geschirr war alsdann von Gold und Silber, und sie wurde von ihrem Hofstaate bedient. Dies geschah jedoch nur selten; sie tat sich nicht gerne Zwang an. Während ihres gewöhnlichen Mahles sprach sie mit ihren Freunden und mit ihren Frauen und warf ihnen von Zeit zu Zeit Stücke Fleisch zu, welche sie ehrfurchtsvoll auffingen und sogleich gierig verschlangen.

Der Missionar Cavazzi war eines Tages anwesend, als man ihr mehr als 80 Gerichte auftrug und neben andern sehr feinen Speisen auch kleine Eidechsen, Heuschrecken, Grillen und mit Haut und Haar gebratene Mäuse. Die Königin Singha, deren Aufmerksamkeit fast nichts entging, bemerkte, daß der erstaunte Ordensmann lächelte, und drang in ihn, wenigstens eine gebratene Maus zu kosten. Als Pater Cavazzi sich ehrfurchtsvoll entschuldigte, sagte sie mitleidig: „Die Europäer wissen nicht, was lecker ist.“ Wenn sie trank, schlugen alle Anwesenden in die Hände und schnalzten mit den Fingern, zugleich berührte einer der ersten Hofbeamten mit dem Zeigefinger der rechten Hand die große Zehe ihres linken Fußes, um dadurch anzuzeigen, daß ihre Untertanen wünschen, die Nahrung, welche sie zu sich genommen, möge ihren Körper vom Kopfe bis zur Zehe durchdringen. Ihr Feldherr Ginga Mona, der Gemahl ihrer Schwester, sammelte zu ihren Füßen liegend sorgfältig die Knochen und Gräten, welche sie von sich warf, nagte sie noch gänzlich ab und verscharrte sie dann in die Erde, um zu

verhindern, daß sie nicht von einem Böswilligen als Zauber-
mittel gegen die Königin gebraucht würden. Nach Beendigung
ihrer Mahlzeit verteilte sie die Überreste unter ihre Höflinge;
denn die Speisen waren stets in solcher Fülle vorhanden, daß sie
hinreichten, eine große Anzahl von Leuten zu sättigen. Königin
Anna Zingha war überhaupt, seit sie zum Christentum zurück-
gekehrt war, sehr milde geworden und befahl auch ihren Höf-
lingen Nachsicht und Güte, aber es war bei denselben schwer
durchzuführen, denn Geiz und Grausamkeit vereitelten ihre
guten Absichten. Die Bevölkerung des Ortes, wo sie sich gerade



Die Rosenburg in Kopenhagen

aufhielt, mußte sich jeden Abend an der Vorhalle ihrer Woh-
nung versammeln, um ihren Segen zu empfangen. Das Zeichen
des Kreuzes sah man überall auf öffentlichen Plätzen, auf den
Häusern und auf den Fahnen des Heeres, und jeder Vorüber-
gehende mußte gebührende Ehrfurcht bezeugen. Die Trommeln,
welche früher nur im Schlachtgewühl geschmettert hatten, riefen
jetzt die Andächtigen zur Kirche, und die musikalischen Instru-
mente, nach deren Klang so lange nur unzüchtige Tänze auf-
geführt wurden, dienten fortan nur zur Begleitung erhebender
Kirchengesänge.

Im September 1663 erkrankte Zingha, und das Übel, eine
gefährliche Halsentzündung, nahm so schnell zu, daß sie selbst

von ihrem nahen Ende überzeugt war, und ihren Seelenführer, Pater Cavazzi, welcher gerade nicht anwesend war, schleunigst herufen ließ. Sie beichtete noch einmal, empfing die letzte Ölung und starb, das Kreuzifix in den Armen, am 17. Dezember ohne Kampf, bei vollem Bewußtsein, auch ohne Furcht; sie hatte ein Alter von 81 Jahren erreicht, war aber bis dahin geistig noch sehr frisch und auch kräftig und voll Unternehmungslust bis zum Ende.

Man verdoppelte nach ihrem Tode sogleich die Wachen um den Palast, und gestattete am nächsten Tage und in der folgenden Nacht niemand, in denselben einzutreten.

Da man den Tod der Königin nicht länger verheimlichen konnte, so ließ der Staatsrat am nächsten Morgen das Volk auf dem großen Plage vor dem Palaste versammeln und machte bekannt, daß sie vor ihrem Hinscheiden ihre Schwester Cambi zu ihrer Nachfolgerin bestimmt habe. Ihr Tod erfüllte das Volk mit tiefer Trauer und man hörte nur Wehklagen und Gejammer. Die neue Königin wurde zwar, nachdem man ihr die Abzeichen der königlichen Würde, Bogen und Pfeile angelegt hatte, sogleich hoch empor gehoben und der Menge gezeigt. Ihre Erscheinung erregte aber im ersten Augenblicke der Trauer nur geringe Teilnahme. Die Hoffrauen hatten unterdessen ihre verstorbene Gebieterin mit dem kostbarsten königlichen Schmucke bekleidet und auf eine mit Goldbrokat bedeckte Bahre gelegt; das reiche Gewand, welches ihren Körper einhüllte, wurde auf der Brust durch eine mit Edelsteinen besetzte Spange zusammengehalten, auf ihrem Haupte saß ein kleiner, von einer goldenen Krone eingefasster und mit bunten Federn bedeckter Helm, um den Hals schlangen sich Schnüre von Korallen und dicken Perlen, Ringe von Gold oder kunstvollen Geflechten aus Elefantenhaaren umgaben die Arme bis zu den Ellenbogen und die Beine bis zu den Knöcheln und an den Füßen hatte sie kleine Sandalen von rotem Samt; ringsum prangten die schönsten, duftigsten Blumen. So wurde sie mehrere Stunden ausgestellt, und zwar mehr sitzend als liegend, den Kopf an ein kostbares Kissen gelehnt, welches ihr Ehrenpage, unbeweglich, gleich einer Bildsäule, während dieser Zeit hielt. Eine unzählige Volksmenge strömte herbei, um ihre Königin noch einmal zu sehen, während die Missionare, unterstützt von einigen Eingeborenen, welche die europäische Schrift lesen gelernt hatten, die Sterbegebete hersagten. Fortwährend wurde Weihrauch verbrannt und starke wohlriechende Parfüme gespritzt. Noch vor Sonnenuntergang beschloß der Staatsrat die Beerdigung vorzunehmen. Die Missionare hüllten die Königin nach ihrem wiederholt geäußerten Wunsche, samt ihrer ganzen Pracht, in eine Kapuzinerkutte. Als der Leichenzug sich in Bewegung setzte, begannen etwa 100 Musikanten mit ihren Kriegsinstru-

menten einen entsetzlichen Lärm und zwei auf dem Platze aufgestellte Abteilungen des Heeres mit umgekehrten Waffen schickten sich an zu einem Scheinkampfe, als die Bahre durch ihre Reihen getragen wurde, vor der die Säger mit dem Kreuze einherschritten und welcher die Missionare Kapuziner folgten. So gelangte man mit Mühe durch das Gedränge nach der Kirche, wo ihre Ruhestätte schon bereitet und mit reichen Stoffen ausgeschlagen war. Mit der Königin wurden die prächtigsten Geräte, Gewänder und Schmucksachen derselben, sowie ihre Waffen, zusammen wenigstens sechzehntausend Taler wert, in die Grube gesenkt, da nach den Landesgesetzen sich niemand mehr eines Gegenstandes, den sie im Leben berührt hatte, bedienen durfte. Die bei dem Leichenbegängnisse anwesenden Hoffrauen waren jedoch nicht zu bewegen, in die Gruft hinaufzusteigen, da sie trotz allen Gegenvorstellungen glaubten, sie würden lebendig mit ihrer Gebieterin begraben werden; als aber das Grab zugeworfen war, kamen sie herbei und durchwachten an demselben unter Tränen und Jammern die Nacht. Am folgenden Tage wurde Totengottesdienst gehalten, welchem die neue Königin mit dem ganzen Hofe beiwohnte.

Sogleich nach Beendigung der kirchlichen Feierlichkeiten erschienen sämtliche Heerführer bei den Missionaren und baten um die Erlaubnis, ein öffentliches Tombo oder Totenfest veranstalten zu dürfen, da es ungerecht sei, eine Fürstin, der ihr Volk soviel Gutes verdanke, dieser Ehre zu berauben. Die erstaunten Mönche gerieten über dieses Verlangen in nicht geringe Verlegenheit, da sie aber wohl einsahen, daß ihr Verbot die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen und den Fortbestand der christlichen Religion bei diesem kriegerischen Volke in Frage stellen würde, so gestatteten sie das Fest, jedoch unter der Bedingung, daß man dabei weder Menschenblut vergieße, noch Tiere schlachte und opfere, noch unzüchtige Tänze aufführe. Sobald diese Übereinkunft den allgemeinen Beifall erhalten hatte, versammelten sich an der einen Seite des Platzes sieben- bis achttausend Männer in ihrer vollen Rüstung und an der andern Seite des Platzes ebensoviele Weiber und Kinder. Die neue Königin erschien umgeben von sämtlichen Beamten und Heerführern, und so bald sie jedem seine Stelle angewiesen hatte, erbaute man mit unermüdslichem Fleiße etwa neunhundert Hütten, teilte sie wie eine Stadt in vier Gruppen und legte in jede derselben eine Wache von hundert auserlesenen Leuten. Nachdem diese Anordnungen getroffen waren, lief der oberste Anführer des Heeres durch die Reihen der Krieger und schrie aus allen Kräften und im kläglichem Tone le, le, le, wodurch er sie wie bei einer dringenden Not unter die Waffen rufen wollte. Sie antworteten mit demselben Geschrei, um zu zeigen, daß sie bereit seien. Nun stieg er auf eine Erhöhung und

sprach weiter, daß er den Auftrag habe, allen Bewohnern des Reiches Matamba den Tod der frommen Königin Zingha kundzutun. Bei diesen Worten erhob sich ringsum ein furchtbares Jammergeschrei und alle schienen aus Verzweiflung über den erlittenen Verlust dem Tode nahe zu sein. Man blies zum Aufbruch, und die Krieger fingen sogleich an, mit der größten Lebhaftigkeit und Kunstfertigkeit die Art und Weise der verstorbenen Gebieterin darzustellen, indem sie täuschend nachahmten, wie sie das Heer zum Kampfe anfeuerte, den Feind angriff, ihn schlug und verfolgte, wie sie einen scheinbaren Rückzug anordnete und den unvorsichtigen Gegner in einen Hinterhalt lockte, wie sie eine Stadt belagerte, und wie sie einen Sturm zurückschlug. Auch die Hoffrauen nahmen Teil an dieser Vorstellung, und verrichteten ihren gewohnten Dienst, bis man ihnen sagen ließ, daß sie sich umsonst bemühten, weil ihre Gebieterin gestorben sei, worauf sie in Verzweiflung gerieten, weinten und schrien, sich die Haare ausraufteten, sich ganz untröstlich gebärdeten. Diese Leichenfeier dauerte sechs Tage, und es fehlte zur Befriedigung der Teilnehmer nur das Menschensfleisch, wonach alle, wie man wohl wahrnehmen konnte, sehr lüstern waren. Die Königin ersetzte diesen Mangel durch einen glänzenden Schmaus, zu dessen Herrichtung sie die reichen Geschenke benützte, wodurch man ihr von allen Seiten huldigte. Während des Tumbas bemühten sich die Missionare vergebens, das Volk zum Besuche der Kirche zu bewegen; als aber das Fest vorüber war, strömte es ebenso eifrig zu dem Trauergottesdienste, welchen Cavazzi, der Beichtvater der verstorbenen Königin, acht Tage nacheinander abhalten ließ. Dieser Missionar hatte einen nachhaltigen Einfluß auf Zingha ausgeübt und suchte auch unter ihrer Nachfolgerin auf dieselbe Weise einzuwirken, was ihm aber nur kurze Zeit gelang.

K

Lustige Ecke

Wie wird meine Mutter erstaunt sein, wenn sie meinen Brief bekommt. Sie pflegte immer zu sagen: „August, Du bist zu dumm. Du bekommst nie einen Platz.“ Und jetzt habe ich in dem letzten Monat sechs Stellen gehabt.

Tante: „Nun, lieber Theobald, Du bist wohl zur Hauptstadt gekommen, um alle Sehenswürdigkeiten zu bewundern.“

Neffe: „Ja, und so dachte ich, wollte ich Dich zuerst besuchen.“

„Wie geht es mit Ihren Beinen, Frau Larsen?“

„Danke, es geht, wenn ich sitze, aber wenn ich gehe, dann geht es nicht.“

Gnädige Frau: „Aber, Marie, wie können Sie sich unterstehen, mein Kleid zum Spaziergang anzuziehen?“

Marie: „Gnädige Frau sagte doch, ich sollte ihre Kleider lüften.“

Nachrichten aus Rhodesia

Wie Franz seine junge Eehälfte bekehrte

Unter den hiesigen Neuchristen besteht noch vielfach die alte heidnische Sitte, daß die junge Frau nach der Hochzeit erkaufte werden muß. Auf dem Wege zu ihrer neuen Heimat bleibt sie nämlich bei einem Stein am Wege oder einer Vertiefung oder einem Kreuzpfad stehen und muß dann durch irgendein Geschenk bewogen werden, wieder weiterzugehen. Diese Zeremonie ist sehr zeitraubend und von den Missionaren verworfen. Auch manchen jungen Männern war dieser Brauch sehr zuwider, und um ihm vorzubeugen, gingen sie mit ihren Frauen zum Abschied zum Missionar, gaben demselben im Beisein der jungen Gemahlin 10, manchmal auch 20 Schilling, mit dem Bemerkten: „Wenn mich meine Frau auf dem Wege durch Stehenbleiben nicht ärgert, dann kannst Du ihr morgen, wenn sie zur heiligen Messe kommt, das Geld geben, sonst erhält sie nichts.“

Auch Franz hatte in dieser Weise vorgesorgt und hoffte, ohne Schwierigkeiten nach der Hochzeit nach Hause zu kommen. Aber die Freundinnen seiner Frau hatten diese aufgestachelte und sagten zu ihr: „Was, Du willst nicht losgekauft werden? Bleib nur stehen. Franz ist nicht so, und Du erhältst das Geld vom Pater Missionar doch nicht. Wenn Du das Geld vom Pater Missionar nicht erhältst, kannst Du auf diese Weise mehr erzwingen.“ Sie ließ sich überreden und ging mit ihren Freundinnen und Anverwandten etwas voraus; Franz kam mit seinen männlichen Verwandten hinterher.

Raum waren sie fünf Minuten gegangen, da blieb Rosa, so hieß die junge Frau, stehen, und schnell lief eines der jungen Mädchen zu Franz, um Geld zu bitten. Er aber sagte weder „a“ noch „b“, sondern ging sofort zum Pater Missionar und sagte: „Da ist die Bescherung schon; nun will mein Weib jetzt schon anfangen, mich zu ärgern. Ich bitte, gehen Sie mit und machen Sie ihr den Standpunkt klar.“ Als nun der Pater Missionar mit einer ärgerlichen Miene und einem scharfen Verweis auftrat, wurde es der armen Frau doch anders zumute, und sie dachte nicht mehr daran, ihren Willen durchzusetzen, sondern sie gehorchte nicht nur am Hochzeitstage, nein auch fernerhin, und beide leben heute noch in Frieden.

Der Mensch denkt, und Gott lenkt

Eines Tages kam ein junges heidnisches Mädchen auf die Station; der Übermut sprach aus jeder Falte ihres weiten Kleides und aus ihrem Gesicht.

„Ich möchte lernen und Christin werden“, sagte sie.

„Aus welchem Grunde? Hast Du einen christlichen Bräutigam?“



+ Franz

„Mein Bräutigam ist noch kein Christ, aber er lernt in der Stadt, und so bald wir beide getauft sind, wollen wir heiraten. Mein Bruder ist Christ und wünscht, daß ich lerne.“

Sie erhielt die Erlaubnis, auf der Station zu bleiben, zur Schule zu gehen und sich auf die heilige Taufe vorzubereiten.

Paradzai (die Zerstreunde), so hieß das junge Mädchen, machte diesem Namen alle Ehre. Sie war das unbändige Kind der Berge, und zu toll konnte es ihr nie hergehen. Beim Tanz, bei allen losen Streichen fehlte sie nie; sie war aber die letzte bei der Arbeit und in der Schule. Gehorchen hatte sie nie gelernt; jeder Befehl wurde mit „andidi ba“, d. h. „Ich mag nicht“ beantwortet. Doch sah man nach einer kleinen Weile, daß sie



+ Paradzai

alles tat, was man ihr befahl. Sie war in keiner Weise beschränkt, sondern konnte ihren Katechismus mit Leichtigkeit lernen. Ihr Bräutigam schickte ihr immer genügend Geld, um sich schön zu kleiden und allen Mädchen zeigen zu können, was für eine Mudikani (Geliebte) sie sei. So verging ein Jahr und ein halbes Jahr in lauter Lust und Sonnenschein. Paradzai hoffte bald getauft zu werden, da eine große Taufklasse in Vorbereitung war. Weil aber ihr Charakter zu viel zu wünschen übrig ließ und auch ihr Bräutigam sich noch in der Vorbereitung zur Taufe befand, wurde sie zurückgesetzt. Da schien die sonst so bewegliche Zunge stumm, und es gab mehrere Tage Regenwetter.

Nach einigen Monaten kam Paradzai mit glückstrahlendem Gesicht und sagte: „Mein Bräutigam ist getauft, er wird bald

kommen, und dann werde auch ich getauft, und wir können heiraten!" Sie lernte glückstrahlend mit allem Eifer, damit sie das Tausferamen bestehe. Man muß zu ihrem Lob sagen, daß sie sich wesentlich Mühe gab, ihren unbändigen leichtsinnigen Charakter zu zügeln.

Die heiratsfähigen Mädchen mußten die Neulinge vor der Schule waschen; das tat Paradzai nun mit großem Eifer. Sie wusch sogar auch deren schmutzige Kleider und opferte ihre freie Zeit, dieselben zu flicken; ihre beiden Schützlinge waren immer die reinlichsten. Als eines Tages ein ganz besonderer Schmutzfink daherkam und sich alle Mädchen weigerten, ihn anzunehmen, so ging sie, ohne ein Wort zu sagen, darauf zu, nahm ihn bei der Hand, und nach einiger Zeit kam er mit glänzender Haut zurück, denn Paradzai hatte ihren Schützling nach der Generalreinigung noch edelmütig eingefettet.

Während Paradzai nicht anders dachte, als daß für sie bald der glückliche Tag der heiligen Taufe kam und der Hochzeitstag folge, hatte der liebe Gott ganz andere Pläne. Eines Nachmittags erhielt der hochw. Herr Pater Superior von der Mission ein Telegramm mit dem Wortlaut: „Joseph ist schwer krank, bitte hole ihn in Rusapi.“ Der hochw. Herr Pater Superior konnte nicht ahnen, wer dieser Joseph sei, und dachte noch, es ist doch besser, daß dieser Schwerkranke im Krankenhause bleibt. Aber schon am gleichen Abend fuhr ein Auto vor; man hatte den schwerkranken Mann gebracht. Als die Krankenschwester zu ihm kam, fand sie Paradzai bei ihm und ihren Bruder. Der arme Kranke, Paradzais Bräutigam, hatte nur noch einen Wunsch: „Ich will meine Mutter noch einmal sehen, bevor ich sterbe. Wenn ich nur bis zur Mission komme“, sagte er immer wieder, „und meine Mutter noch einmal sehe.“ Bald war der Kranke zu Bett gebracht; der Priester stand an seiner Seite und spendete ihm die heiligen Sterbesakramente. Ruhig und friedlich lag Joseph da, noch in seiner Taufschuld; er war nämlich gleich nach der Taufe erkrankt. Paradzai kniete neben ihm, aber er hatte kein Auge mehr für sie. In der Nacht kam seine heißersehnte Mutter; noch einmal leuchteten seine halberloschenen Augen auf. Fest umklammerte er ihre Hand, die Zunge war steif, aber sein Blick redete, als ob er auf ihr Wiedersehen gewartet habe, und dann starb er ruhig.

Paradzai war trostlos; sie durchwachte mit ihrem Bruder und seiner Mutter die Nacht bei der Leiche; morgens ließ sie eine heilige Messe für den Verstorbenen lesen. Nach der Beerdigung hielt sie es auf der Mission nicht mehr aus, da sie vom Gipfel des Glückes in die Tiefe der Trauer versenkt war. Ihr christlicher Bruder nahm sie mit nach Hause. Dieser Schlag wird sie wohl belehren, die Freuden der Welt etwas geringer anzuschlagen, und wir hoffen, daß sie eine gute Christin wird.

Aus Kirche und Welt

Ein Kurzbericht - aber ein großes Opfer

Der Londoner „Universe“ läßt sich aus Barcelona berichten: Der Vortragende einer Freidenkerversammlung hatte eine volle Stunde gebraucht, um Ordenshäuser mit Angriffen zu bedecken.

„Wünscht noch jemand das Wort?“ fragte der Vorsitzende.

Ein ärmlich gekleideter Mann stand auf.

„Ruhe!“ gebot der Vorsitzende, „ein Fragesteller.“

Alles im Saale reckte den Hals, um zu sehen, wer die Unverschämtheit besitze, dem Redner zu widersprechen. Der ärmlich angezogene Mann war nicht sehr beredt. Aber er sprach mit kräftiger, ruhiger Stimme. Er sagte ganz einfach:

„Wir hatten Diphteritis im Haus. Die Schwester pflegte meine Frau und meine Tochter. Meine Frau wurde gesund, meine Tochter wurde gesund, die Schwester starb.“

Die Versammlung verstand die Lehre; man war gerührt. Der Saal widerhallte vom Beifall.

Frankreich

Durch den Weltkrieg sind über 2600 Kirchen zerstört bzw. schwer beschädigt worden. 600 Kirchen wurden vollständig neu erbaut; der Wiederaufbau von 500 weiteren Kirchen ist bereits in Angriff genommen worden.

Konversion

1928 war im Staate Neuyork Präsidentschaftswahl. Die zwei Kandidaten waren Oberst Mann und der Katholik Smith. Mann griff in diesem Kampfe heftig die Kirche an, um so für sich Stimmen herauszuschlagen. Heute ist er nun mit seiner Frau zur katholischen Kirche übergetreten. Der frühere Wahlgegner Smith hat ihm einen herzlichen Glückwunsch zukommen lassen.

100 Jahre katholisches Chicago

In dieser zweitgrößten Stadt Amerikas wurde vor hundert Jahren die erste katholische Pfarre gegründet. Damals waren dort rund 120 Katholiken. Heute zählt die Erzdiözese 1 250 000 Katholiken. Berühmt sind die karitativen Einrichtungen der Katholiken Chikagos.

Der erste Kapellenwagen

In der Weltausstellung von Chicago wird der erste Kapellenwagen gezeigt. Er wurde 1915 in den Dienst gestellt. Er hat eine vollständige Altareinrichtung, einen Kreuzweg, Beichtstuhl, 70 Sitze, Schlaf-, Wohnraum und Küche für den Priester. Dieser Wagen hat bereits über 100 000 Meilen im amerikanischen Süden und Südwesten zurückgelegt. Nach Beendigung der Ausstellung wird er seine Fahrten wieder fortsetzen.

Eine Million Katholiken mehr in Kanada als vor 10 Jahren

Die Gesamtzahl der Katholiken beträgt nach der Statistik für das Jahr 1931 4 283 388 bei zehn Millionen Einwohnern. Kanada hat somit außer Irland den höchsten Prozentsatz Katholiken unter allen britischen Dominions. In Montreal, der größten Stadt mit rund einer Million Einwohnern, haben die Katholiken die Mehrheit. In der Provinz Quebec wohnen 2 463 160 Katholiken, was ungefähr der gesamten katholischen Bevölkerung von England entspricht. Diese Zahlen

bringen eine angenehme Überraschung, da sie wesentlich höher sind als die entsprechenden des Jahres 1921. In den letzten 10 Jahren war der Zuwachs der katholischen Bevölkerung in Kanada fast dreimal so stark wie in der vorhergehenden Periode. Kanada ist aufgeteilt in 13 Erzbistümer und 37 Bistümer, ein Verhältnis, das im Hinblick auf die Zahl der Gläubigen als ausnehmend groß erscheint. Die Erklärung dafür liegt jedoch in der gewaltigen Ausdehnung des Landes, das sogar noch etwas größer ist als die Vereinigten Staaten.

Italien

Dr. Appuzzo, ein früherer Offizier der italienischen Armee, ist in den Karmeliterorden eingetreten. Seiner Einkleidung wohnten mehrere kommandierende Generäle und andere höhere Offiziere bei.

Vatikanstadt

Der Heilige Vater hat auf die strenge Durchführung der sozialen Rundschreiben in der Vatikanstadt gedrängt. Den Angestellten und Beamten daselbst ist ein gerechter Lohn, je nach den Dienstjahren 20—30 Tage Urlaub, für jedes Kind unter 18 Jahren monatlich 30 Lire und, so weit der Platz reicht, freie Wohnung gesichert.

Rußland

Während seines Sommeraufenthaltes in Krynika in der Hohen Tatra wurde der Päpstliche Nuntius in Polen, Mgr. Marmaggi, ersucht, eine Deputation von ruthenischen Orthodoxen zu empfangen. Der Führer dieser Deputation, Bischof Stanislaus, bat den Nuntius, Verhandlungen mit dem Heiligen Stuhl zwecks Rückkehr der Ruthenen zur römisch-katholischen Kirche anzuknüpfen. Sollten diese Verhandlungen zu einem Erfolge führen, könnten Millionen von Ruthenen der römischen Kirche wiedergewonnen werden. Ihr Abfall von Rom reicht in die Jahre 1795, 1839 und 1875 zurück, wo der Druck der russischen Regierung auf Klein-Rußland so stark wurde, daß nach und nach sieben Millionen griechische Katholiken zur griechisch-orthodoxen Kirche übertraten. Bekanntlich war Klein-Rußland von den Heiligen Cyrillus und Methodius zum Christentum bekehrt worden. Die Hauptstadt Kiew war jahrhundertlang nicht nur die politische, sondern auch die religiöse Hauptstadt Rußlands.

Neue Konversionen in Indien

Mar Ivanios, Erzbischof von Trivandrum, hat von einer Reihe neuer Konversionen Mitteilung gemacht. In den letzten Wochen konnte er 1000 Personen in die Kirche aufnehmen, so daß sich in der seit drei Jahren bestehenden Erzdiözese heute über 10 000 katholische Konvertiten befinden. Bis vor mehreren Wochen waren die zahlreichen Konversionen zumeist Einzelkonversionen, d. h. bloß ein Glied der Familie trat zum Katholizismus über. Jetzt sind aber die Konversionen zu einer Massenbewegung angewachsen.

Wieder ein Schritt vorwärts in China

Aus Schanghai wird berichtet, daß die chinesische Regierung eine wichtige Entschliebung getroffen habe, indem sie fortan den katholischen Missionen das Recht „ewiger Miete“ zuerkennt. Bis anbei konnten die Missionen Grundstücke und Häuser nur auf die Dauer von zehn Jahren pachten, und es lag vollständig in der Macht der Lokalbehörde, die für eine solche Pacht verlangten Ausweise anzuerkennen oder nicht. Oft hatte das ganze Vorgehen nur den Zweck, aus dem Antragsteller Geld herauszupressen. Die „ewige Pacht“ gibt den katholischen Mis-

tionen wenigstens teilweise ihre Handlungsfreiheit zurück, so daß wieder Grundstücke angekauft und Kirchen und Häuser gebaut werden können, ohne befürchten zu müssen, daß selbe nach Ablauf von zehn Jahren abgesprochen werden.

Ein neuer Orden in der Sahara

Die Priester, die im letzten Monat auf dem Montmartre zu Paris aus der Hand von Kardinal Verdier das weiße Gewand der neuen beschaulichen Kongregation „Kleine Brüder vom hl. Herzen“ entgegennahmen, sind in Süd-Oran eingetroffen. Wie ihr Vorbild, Pater Karl de Foucauld, wollen die fünf Priester in der Sahara ein Leben der Armut, des Gebetes und der Nächstenliebe führen. Die Bruderschaft wird Räume bereitstellen, um Reisende aufzunehmen. Eine Armenapotheke soll wandernden Araberstämmen Hilfe leisten. Die Niederlassung wird am Orte einer alten Militärstation eingerichtet, ganz in der Nähe des Grabes eines vor 300 Jahren verstorbenen mohammedanischen Heiligen (Marabuts).

Das Riesentwerk der kathol. Missionen

Anläßlich des in der ganzen Welt begangenen „Tages der Missionen“, für den der Papst das Lozungswort „Alle Gläubigen für alle Ungläubigen!“ ausgegeben hatte, gibt die italienische Presse eine Übersicht über das ungeheure, bereits in der heidnischen Welt vollbrachte Werk der katholischen Missionen. Demnach bestehen heute rund 30 000 von den Missionaren eingerichtete Schulen aller Art, die von zwei Millionen Schülern besucht werden. Außerdem gibt es 400 Priesterseminare mit 18 000 eingeborenen Seminaristen. In den 600 Missionshospitälern sind rund 26 000 Kranke in Pflege. Außerdem bestehen 100 Lepra-Krankenhäuser mit 12 000 Aussätzigen. 80 000 Waisen haben in 1700 Anstalten eine Heimat gefunden und 18 000 Alte und Schwache sind in 350 Altersheimen untergebracht. 18 Millionen Kranke und Hilfsbedürftige werden jährlich von den katholischen Missionen unterstützt und mit Medikamenten versehen. Die schwere Hilfsarbeit christlicher Nächstenliebe ist der Weg, der dem Missionar das Vertrauen und die Liebe der oft scheuen und mißtrauischen Eingeborenen erringt und der sie für die christliche Glaubenslehre zugänglich macht. Rund 50 000 Priester, Mönche, Laienbrüder und Nonnen — ein Drittel davon Eingeborene — arbeiten in allen fünf Weltteilen für die Missionen. 25 Millionen Heiden sind bereits zum christlichen Glauben bekehrt worden, d. h. rund 2,5 Prozent der gesamten heidnischen Welt.

z

Gebetserhörungen

Dem heiligen Antonius tausendfachen Dank für wunderbare Hilfe in drei großen Anliegen. Veröffentlichung in den Caritasblüten war versprochen. N. i. L.

Innigsten Dank der gottseligen Benigna Consolata für Erhörung in einem großen Anliegen. Veröffentlichung war versprochen.

Missionschw. v. kostb. Blut.

Der kleinen hl. Theresia herzlichen Dank für Erhörung in einem Anliegen. (Rhodesia.)

Ablässe, die die Mitglieder der Erzbruderschaft v. kostbaren Blut gewinnen können vom 15. Dezember bis 15. Januar: einen vollkommenen Ablass unter den gew. Bedingungen, am hl. Weihnachtsfeste oder in der Oktav, am Neujahrstage und am Feste der heiligen drei Könige oder in der Oktav, ferner an einem beliebigen Tag im Monat.



F ü r d i e K i n d e r

Meine lieben Kinder! Christkindchen kommt bald! Alle lieben und braven Kinder hören gerne von ihm. Eure Herzen sollen aber auch blühende Christrosen sein. Ihr wißt gut, was das liebe Christkind von Euch verlangt: vor allem ein reines Herzchen, wo keine Sünde wohnt; dann Gehorsam gegen Vater und Mutter, denn brave und fleißige Kinder gleichen den lieben Engeln, nur, daß sie keine Flügel haben.

In der nächsten Nummer erzähle ich Euch ein schönes Weihnachtsgeschichtchen; heute möchte ich Euch gerne sagen, wie die schwarzen Kinder und auch die großen Leute in Ost-Afrika das Weihnachtsfest feiern.

Dieses schwarze Volk macht es, wenn es einmal bekehrt ist, wie die Hirten in Bethlehem. Mit Laternen kommen sie zum Krippllein, zum Stall von Bethlehem. Unter diesen frommen Christen herrscht eine schöne Sitte. Stellt Euch einmal vor, wie all die Neger, besonders die Ältesten unter ihnen, „die Bornehmsten vom Dorf“ wollen wir sagen, mit Trommeln und Flöten ringsherum von den Bergen in Prozession zur Missionsstation kommen, wo der Stall von Bethlehem aufgeschlagen ist. Hier hört man wirkliche Schalmeyen, und ein trautes Weihnachtslied klingt und schallt durch Berg und Tal. Das Liedchen, das sie singen und auf der Flöte spielen, heißt in deutscher Sprache:

Als dort das Kind zu Bethlehem geboren,
 War's Mitternacht und schien doch heller Mittag!
 Solcherlei Schimmer
 Sah' man nimmer.
 An den Sternen wie dazumal!
 Der am hellsten brannte,
 Der ging die Weisen zu rufen im Morgenlande.

Da waren keine Feinde auf Erden:
 Das Lamm ging auf die Weide zu den Löwen;
 Zicklein grasten,
 Hüpfen und spaßten
 Mit dem bunten Leopard;
 Bär war hienieden
 Mit Kälbchen, Wolf und Lämmchen in gutem Frieden.
 Die Schafe sahen alle auf die Hirten;
 Der Engel aber, heller als die Sonne,
 Als er erschienen,
 Wohlauf, nicht fürchtet euch!
 Freut euch und lachet,
 Die Erd ist wieder zum Paradies gemacht!

So sangen diese eingeborenen, armen Hirten lieblich, stellenweise in zartem Ton, leise, sanft, mit Schalmeien und hellen Flöten und Zimbeln; dann läuteten vier große Glocken, die alle in einem uralten Baum aufgehängt sind, denn große Kirchtürme gibt es nicht viele in der Mission. Das alte primitive Kirchlein ward hell erleuchtet, und in feierlicher Stille versammelten sich dann die Christen: Männer, Frauen, Kinder, Burschen und Mädchen, im Gotteshause, vor der Krippe des Gotteskindleins. Voriges Jahr herrschte dort eine musterhafte Ordnung; man glaubte wirklich, auf Bethlehems Fluren zu sein. Diejenigen, welche noch Heiden waren, wagten es nicht einmal, aus Neugierde den Gottesdienst zu stören. Die Mohammedaner, von denen Ihr sicher auch schon gehört habt, sind ein verstocktes Volk und lassen sich sehr schwer bekehren.

Auch eine ganze Schar wohlherzogener Knaben und Mädchen und junger Burschen, welche zu Lehrern und Lehrerinnen herangebildet werden, waren unter den Gläubigen. Auch ganz kleine Kinder waren da, meist arme Waislein, welche von den Schwestern mütterlich gepflegt werden. Möge auch dieses Jahr wieder das schöne Weihnachtslied erklingen!

Zicklein grasten, Mit dem bunten Leopard;
 Hüpfen und spaßten Bär war hienieden
 Mit Kälbchen, Wolf und Lämmchen in gutem Frieden!

O, liebe Kinder, betet doch, denn dort gibt es auch noch böse Zauberer, Gözendiener, welche die armen Christen plagen und abhalten wollen von der Kirche Christi. Nicht wahr, liebe Kinder, Ihr betet auch für diese Armen, damit sie bald sich zu den frommen Hirten gesellen. Das wäre eine schöne Vorbereitung auf das heilige Weihnachtsfest: beten für die armen Heidenkinder, und für die Armen im Vaterlande kleine Opferchen bringen, dann kommt das Christkindlein noch einmal so gerne. Freuet Euch, liebe Kinder, es kommt bald!

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Speicher 21 Mk., Matthias; Dülken 21 Mk., Hedwig; Wurmansquick 21 Mk.; Godelheim 21 Mk., Johannes-Joseph; Neuenbeken 42 Mk., Paul und Maria; Büren 21 Mk., Joseph; Neife 21 Mk., Hildegard; Olzheim 20 Mk., Magdalena. Durch die Schriftleitung der „Katholischen Missionen“ für liebe Schwester Quirina 63 Mk., zur Taufe und Erziehung für drei Heidenkinder auf der Missionsstation „Maria-Linden“; dgl. ein Almosen für dieselbe Station von 50 Mk.; für Schwester Sofina (Mariannahill) 20 Mk.

Für die Mission: (Kongo) Paderborn 5 Mk.; (Mariannahill) Elgermühle 30 Mk.; Busenbach 3 Mk.; M. Styrum 1,50 Mk.

Für die Missionschule zur Heranbildung armer, braver Mädchen zu Missionslehrerinnen: Recklinghausen 2,35 Mk.; Buchholz 3 Mk.; Recklinghausen 5 Mk.; Elkenroth 8 Mk.; Beuthen 7,40 Mk.; Kleinbartloff 5 Mk.; Witten 2,50 Mk.

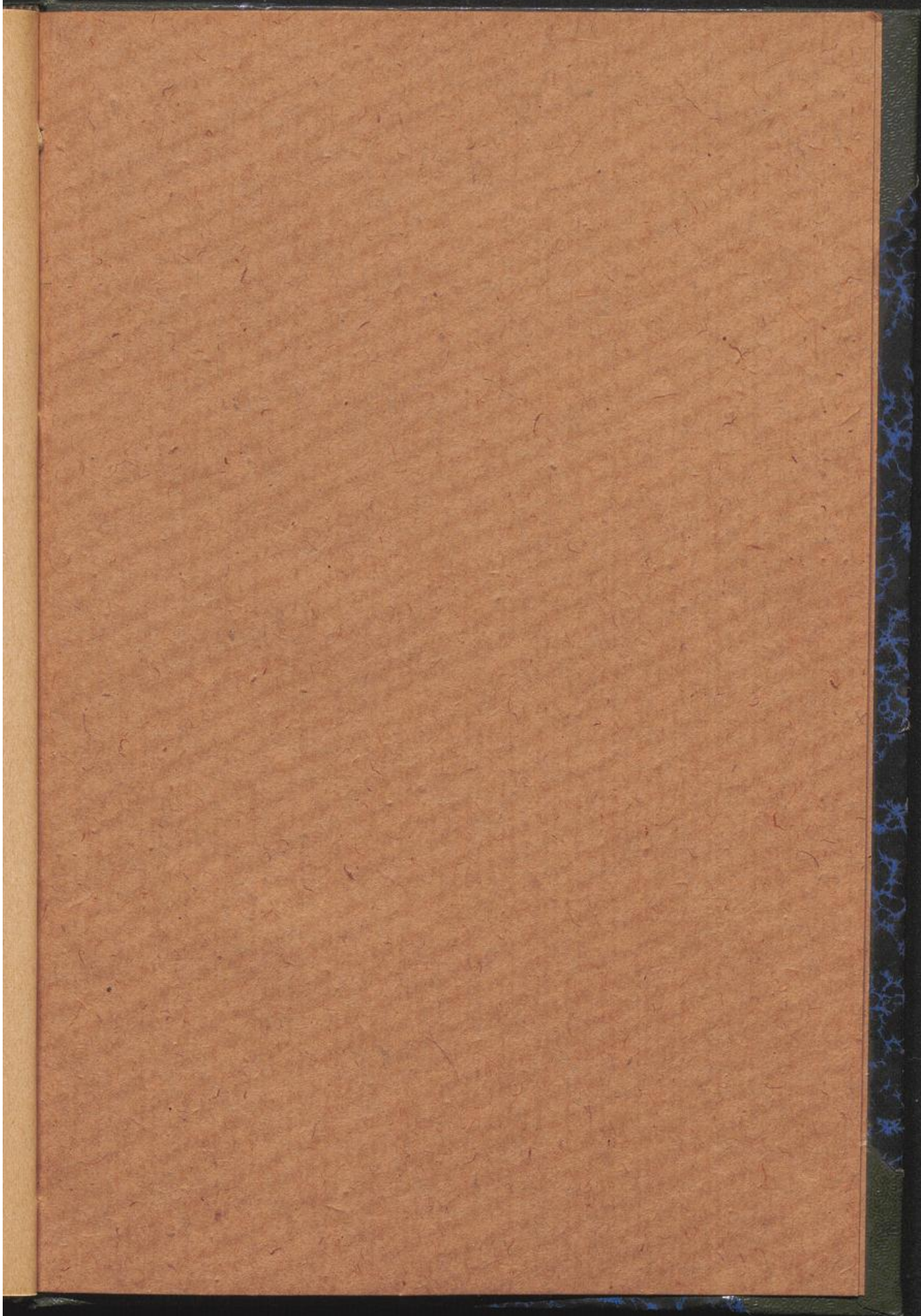
Almosen: Bonn 2,50 Mk.; Witten 2,50 Mk.; Bochum 1 Mk.; Elgermühle 4 Mk.

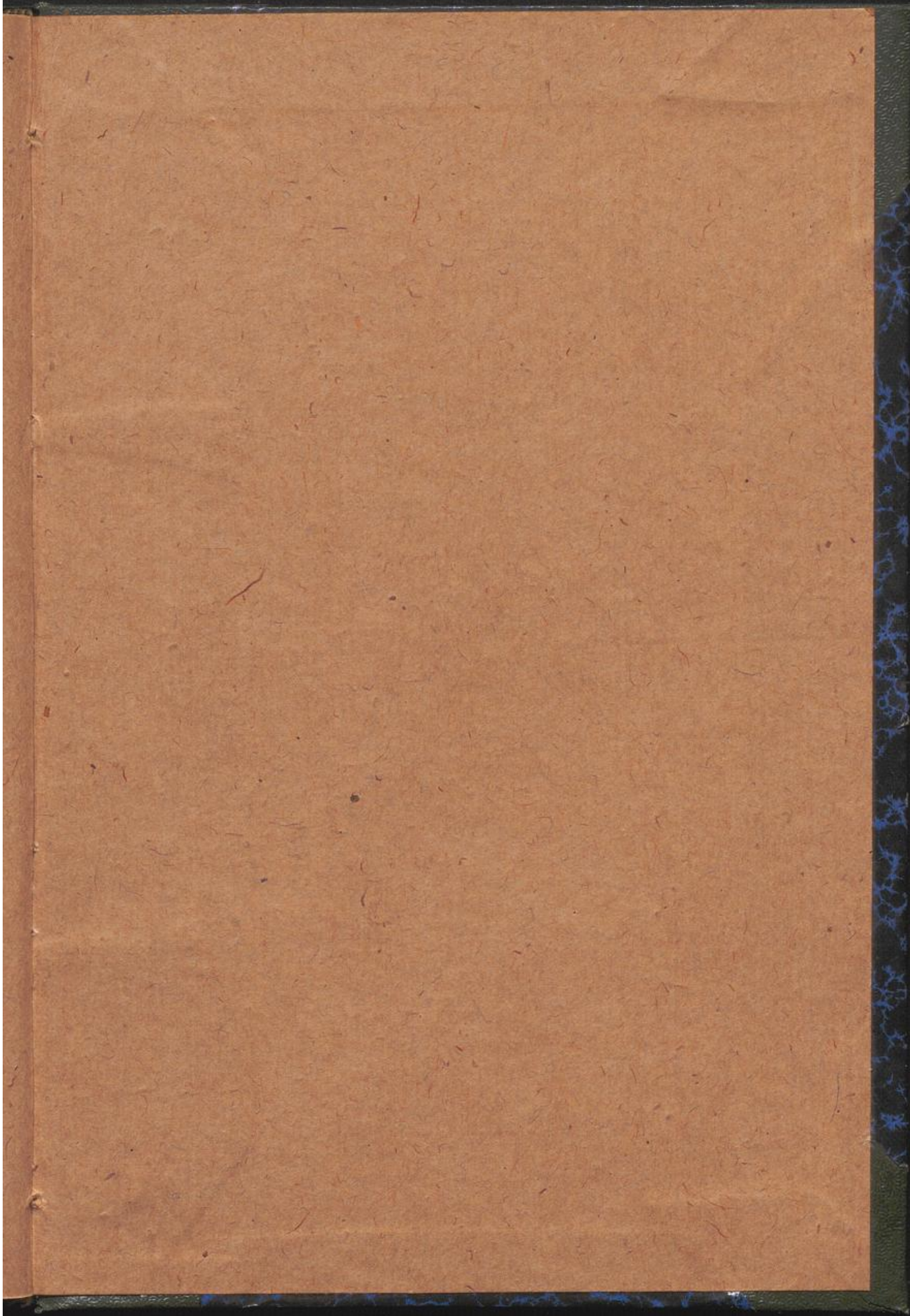
Allen unsern lieben Wohltätern ein recht herzliches Vergelt's Gott, das wir betend auch emporsenden zum Himmel, dem Wohnort des Glückes und ewiger Seligkeit, den der Heiland verließ, um als Mensch uns denselben durch Arbeit und Leiden wieder zu öffnen.

Lichtweiße Flocke aus Himmeln der Gnade geschneit,
Nieder in dunkle, in sündenverfinsterte Zeit,
Stern du der Hoffnung, der Gott aus den Händen geblüht,
Bis alle Herzen im Glanz seiner Gnade erglüht,
Schneie den Schnee deiner Reinheit zum finsternen Tal,
Helle die Nacht aller Sünden noch dieses Mal,
Daß deines Kindes Fühlein finden den Erdenpfad,
Daß wir es einmal noch wissen: Advent, Christkindlein naht.
Und ist es erschienen Maria, o Mutter, so rein,
Dann leg ein mächt'ges Fürwort für unsere Gönner doch ein.

Das alte Jahr möchten wir nicht beschließen, ohne auch allen unsern lieben Abonnenten ein herzliches Vergelt's Gott zu sagen. Wenn der Landmann jahrein, jahraus seinen Acker bestellt, bald pflügt und eggt, gräbt und hackt, sät und jätet und der liebe Gott gibt stets zur rechten Zeit Tau, Regen, Wind und Sonnenschein, so sehen wir die Saaten aufgehen, wachsen und gedeihen. Vergift aber der Landmann dabei, dem Mutterboden auch neue Nährstoffe zuzuführen durch die verschiedenartigen Düngmittel, so werden die Früchte von Jahr zu Jahr spärlicher, mit solchen Düngmitteln möchte ich die Missionsalmosen und Beiträge für die Caritasblüten vergleichen. Wenn der Missionar, die Missionschwester auch unermüdet arbeiten im Weinberge des Herrn, um Seelen für den Himmel zu gewinnen, wenn der liebe Gott auch ihre Arbeiten segnet, so wird der Erfolg ihrer Arbeiten sich steigern oder zurückgehen, wenn die Almosen und Beiträge reichlich fließen oder sich vermindern. Lieber Leser, Du siehst, welche unentbehrliche Arbeit Du dem Missionswerke leistest. Wir wollen uns dankbar erzeigen, durch inniges Gebet für Dich, so hoffen wir, daß Du uns auch im neuen Jahr ein treuer Mitarbeiter bleibst. Wer aber einen neuen Abonnenten meldet, der legt den Missionschwestern vom kostbaren Blut ein recht willkommenes Weihnachtsgeschenk unter den Christbaum. Das Christkindlein selber wird es lohnen!

Zur Beherzigung: So wie der Purpur seinen hohen Wert nicht von der Wolle, sondern von der Farbe hat, in die er ist getaucht worden, ebenso haben auch unsere Werke ihren Wert nicht von sich selbst, sondern vom Blute des Lammes Gottes. (Hl. Franz v. Sales.)





Carita
19

eritasblüten
1933